Beschreibung und Geschichte

der Hauptstadt

in dem

Holländischen Ostindien

Batavia

nebst

geographischen, politischen und physikalischen

Nachrichten

von der

Insel Java

aus dem Holländischen übersetzt

von

Johann Jacob Ebert

Professor der Mathematik zu Wittenberg.

Vierter Theil

mit Kupfern.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich.

1786.

Inhalt
des
Vierten Theils.

Zehntes Buch.

Ueber das Klima und die vornehmsten Krankheiten, welche zu Batavia und überhaupt in den Ostindischen Ländern gebräuchlich sind, ingleichen über die Mittel, welche wider diese Krankheiten mit Nutzen gebraucht werden können . . . S. 1—70

Eilftes Buch.

Von den Bäumen und andern Gewächsen, welche zu Batavia und in den herumliegenden Gegenden gefunden werden . . . . S. 71—142

Zusatz des Uebersetzers.

Von dem merkwürdigen Giftbaume, Bohon-Upas, welcher auf der Insel Java wachsen soll. S. 142—149

Zwölftes Buch.

Von den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Amphibien, Krebsen, und einigen andern Wasserthieren, die man auf der Insel Java und in den benachbarten Gewässern antrifft . . S. 150—222

Zusatz des Uebersetzers.

Auszug aus einigen Briefen eines deutschen Officiers von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Ostindien . . . . S. 223—352

Ver-

Verzeichniß

der Kupfertafeln, welche zu dem vierten Theile gehören.

Tab. V. Der Paradiesvogel, der Casuar, die amboinische Seekrähe, der Jahrvogel, der Sariwan, der Maulaud Pandjang; die Ostindische Schnepfe, und die Schwalbenart, von welcher die bekannten Indianischen Vogelnester herrühren.

Tab. VI. Die Beutelratze, der Wasserlegnan, der Mangkos, und der Chamäleon sowohl männlichen, als auch weiblichen Geschlechts.

Beschrei-

Beschreibung und Geschichte der Stadt Batavia.

Zehntes Buch.

Ueber das Klima und die vornehmsten Krankheiten, welche den Ostindischen Ländern eigen sind.

Es ist eine sehr alte Beobachtung, daß die meisten Krankheiten von der Natur der Luft und des Wassers, ingleichen von der Lage der Oerter abhängen. Der Fürst der Aerzte, Hippokrates, schrieb daher ein Buch de aere, aqua et locis, worinnen er seinen Schülern auf eine vortreffliche Art zeigt, was für einen Einfluß die drey itzt gemeldeten Dinge auf den menschlichen Körper haben, und auf wie vielerley Art sie durch ihre verschiedenen Eigenschaften die Natur der Krankheiten verändern können. Ehe

wir also zu einer besondern Betrachtung der in Batavia herrschenden Krankheiten fortgehen, wird es zuvor nöthig seyn, etwas über die Lage des Orts, und über die Beschaffenheit der dasigen Luft und der Gewässer zu sagen.

Ungesunde Lage der Stadt Batavia.

Was die Lage des Orts betrifft, so ist derselbe sehr morastig; worüber man sich auch nicht wundern wird, wenn man die Menge und Höhe der Berge erwägt, welche das sogenannte blaue Gebirge ausmachen, und in dem Innern des Landes liegen. Diese Berge führen ihren Schlamm und ihr Wasser sowohl durch den großen Fluß von Batavia, als auch durch verschiedene andere kleinere, in der Nachbarschaft befindliche Flüsse, in die See. In der Regenzeit schwellen die Gewässer stark an, überströmen einen großen Theil der naheliegenden Gegenden, und bedecken sie mit Schlamm; überdieses erweichen dergleichen heftige Wasserfluthen den Boden, und sind die Ursache, daß die Gegend um Batavia nothwendig feuchtiger und morastiger Natur seyn muß.

Das Wasser, wodurch diese Gegend überschwemmt wird, kömmt aus dem großen Flusse von Batavia, welcher auch einen Theil seines Wassers aus den Flüssen Ankee und Tangerang empfängt. Ehemals hatten alle diese Flüsse überflüßiges Wasser: allein nach dem großen Erdbeben des Jahres 1699 findet man in allen diesen Strömen, und vorzüglich in dem großen Flusse von Batavia, viel weniger Wasser, als vorher; weil dieser Fluß durch den Einsturz eines Berges zum Theil verstopft worden ist,

und

und dadurch viel von seinem Zufluß verlohren, auch überdieses eine große Menge Schlamm mit sich geführt hat. Dieser Schlamm hat sich größtentheils in der See nicht weit von dem Ufer niedergesenkt, und daselbst eine große Bank erzeuget, die sowohl für die Schifffarth, als auch für die Gesundheit der Einwohner sehr nachtheilig befunden wird. Im Jahr 1707 kam Herr Jacob Faas nach Batavia, und gab eine Modermühle an, welche auch anfänglich der Erwartung vollkommen zu entsprechen schien; daher der Erfinder, auf das vortheilhafte Zeugniß der hohen Regierung, zum außerordentlichen Rathe von Indien erhoben wurde. Allein der Erfolg lehrte, daß man sich zu vortheilhafte Vorstellungen von diesem neuen Werkzeuge gemacht hatte; denn die Moderbank blieb immer dieselbe. Außer dieser Bank hat auch das mit Schlamm sehr beladene Wasser des großen Flusses vor der Stadt noch einiges Land angesetzt, welches zur Zeit der Fluth unter Wasser steht, zur Zeit der Ebbe aber wiederum aus dem Wasser hervorkömmt; daher es alsdenn, weil es ganz durchnäßt ist, eine große Menge Dünste verbreitet, welche die Ursache vieler bösartigen Krankheiten sind, oder wenigstens zur Ausbreitung derselben vieles beytragen.

Oben haben wir bereits gesehen, daß die Stadt durch verschiedene Canäle durchschnitten ist, welche ihr Wasser aus dem großen Flusse erhalten, und daher in den Regenmonaten auch sehr reichlich damit versehen, aber während der trockenen Jahreszeit ohne Wasser sind. Der Schlamm liegt alsdenn blos,

und erregt einen abscheuligen Gestank. Um nun diese Canäle tief zu erhalten, pflegt man jährlich den Schlamm herauszuschaffen; welches Hülfsmittel aber, so nothwendig es auch ist, fast eben so viel Unbequemlichkeiten, als das Uebel selbst, verursacht. Denn dieser Schlamm wird an den Ufern aufgehäuft, und vermehrt diese Zeit über den Gestank dergestalt, daß er kaum zu ertragen ist.

Zu allen diesen Unbequemlichkeiten kömmt noch die Faulheit der Javaner und anderer morgenländischen Völker, welche die Gewohnheit haben, allerhand Unreinigkeiten und Aas in den Fluß zu werfen. Diese Sachen fallen in dem Wasser zu Boden, und füllen den Fluß und die Canäle dergestalt an, daß der Hafen der Stadt, und der durch Batavia laufende Theil des Flusses bald verstopft und unbrauchbar gemacht werden würde, wenn nicht täglich einige hundert öffentlich dazu bestimmte Leute in der Stadt beschäfftiget wären, das Fahrwasser rein zu erhalten.

Schlechte Beschaffenheit d. Wassers u. der Luft zu Batavia.

Die Brunnen der Stadt, welche in dem vorhin genannten morastigen Boden liegen, und mit dem Flusse Gemeinschaft haben, können auch nicht leicht gutes Wasser liefern; daher das Wasser zu Batavia, wenn man das Regenwasser ausnimmt, ganz und gar kein gesundes Getränke giebt.

Wegen dieser und vieler andern Ursachen ist die Luft daselbst sehr feuchte. Der gelehrte Bontius, welcher gegen das Jahr 1629 die Arzneykunst in Ostindien mit vielem Beyfall ausübte, klagt schon hierüber in seiner schönen Abhandlung über die in Indien herr-

schenden

schenden Krankheiten. Die Menge von Ausdünstungen ist in dieser Gegend so groß, daß die Metalle in der trockensten Jahrszeit noch stärker vom Rost angegriffen werden, als in Europa bey der feuchtesten Witterung. Eben dieses bemerkt man auch an den Kleidern und an der Wäsche. Denn wenn man zu Batavia dieselben nicht täglich der freyen Luft und dem Sonnenschein ausseßt, so pflegen sie gar bald zu stocken und zu faulen, zumal wenn sie in dumpfigen Kleiderkammern und Kasten eingepackt sind.

Die Luft der Gegenden um Batavia ist auch nicht von der Beschaffenheit, daß sie den Einwohnern viele Vortheile zuwege bringen könnte. Denn an der Landseite ist die Stadt mit vielen stehenden Gewässern und Morästen umgeben, die allerhand schädliche Ausdünstungen verursachen, zumal wenn die aus dem Gebirge kommenden Winde über dieselben wehen, und diese schädliche Dünste hernach über die Stadt verbreiten. Insbesondere macht Bontius die Anmerkung, daß diese Landwinde in den frühen Morgenstunden die gefährlichsten wären, weil alsdenn beyden aus dem warmen Bette aufstehenden Einwohnern alle Schweislöcher geöffnet sind, welches in dieser Gegend noch viel schädlichere Folgen nach sich zieht, als eine solche Verhinderung der Ausdünstung in Europa zu verursachen pflegt. Diesen offenen Schweislöchern der Haut schreibt auch der angeführte Arzt die Ursache zu, warum die kühlen Winde in dieser Gegend eine weit schädlichere Wirkung haben, als in unserm Vaterlande; welches auch in der That sehr

wahrscheinlich ist. Denn wenn die kühlen Winde der heißen Gegenden wirklich einen so heftigen Grad von Kälte besäßen, als man ihnen nach dem bloßen Gefühl zuschreiben sollte; so würden nicht nur die Menschen die unangenehmen Wirkungen dieser Kälte spüren, sondern auch die zarten Thiere und Pflanzen, die an eine heiße Witterung gewöhnt sind, würden dabey unmöglich bestehen können. Die gewöhnlichen Folgen dieser kalten Morgenwinde bestehen in heftigen Erkältungen und Katarrhen, welche viel schlimmer sind, als diejenigen, welche in unsern kalten Gegenden zu herrschen pflegen, und besonders entsteht dadurch sehr leicht die gefährliche und beklagenswürdige Art von Lähmung, welche hier zu Lande Beriberi genannt wird.

Vortheile, welche die aus der See kommendē Winde der Stadt ehemals verschafft haben, nebst der Ursache, wodurch ihre Beschaffenheit verändert worden ist.

Was die aus der See kommenden Winde betrifft, so fällt hiervon Bontius ein sehr günstiges Urtheil. Die Ursache hiervon, sagt dieser Arzt, ist leicht einzusehen. Denn diese Winde treiben von uns alle übelriechende und unreine Ausdünstungen des festen Landes fort, erschüttern überdieses und reinigen die Luft, wodurch die Lebensgeister zu einer schnellern Bewegung und zu denjenigen Verrichtungen überhaupt, welche die Erhaltung des Lebens erfordert, geschickter macht, und unsere Säfte vor dem Verderben und der Fäulniß bewahrt werden.

Diese heilsamen Eigenschaften der Seeluft fanden auch zu der Zeit des Bontius wirklich statt. Allein seitdem das morastige Vorland vor Batavia entstanden ist, hat die über diese Stadt wehende Seeluft

ihre

ihre Natur ganz verändert. Die aus der See kommenden Winde können sich itzt niemals der Stadt nähern, ohne daß sie zuvor über dieses neue Land wehen, welches sich vor der Stadt angesetzt hat, und alle daraus aufsteigende faulen Dünste mit sich führen, welche die aus den Morästen des innern Landes aufsteigenden Ausdünstungen an Menge und Schädlichkeit weit übertreffen. Wie nachtheilig aber diese Dünste der Gesundheit sind, erhellet unter andern daraus, daß zu Batavia die Wohnungen längst dem Flusse, von dem Baume bis zu dem Wasserkastell viel ungesunder sind, als in den obern Gegenden der Stadt; aus welcher Ursache auch viele von den Häusern, welche hinter dem Kastell liegen, ganz unbewohnt bleiben. Die Soldaten, welche daher in dem Wasserkastell und in den benachbarten Thoren liegen, befinden sich in einem kläglichen Zustande. Denn ob sie gleich immer nach zehn oder vierzehn Tagen abgelößt werden, so müssen sie doch gemeiniglich alsdenn in das Hospital gebracht, und von den in diesen Gegenden bekommenen bösartigen Fiebern geheilt werden, da hingegen die in den Landthoren liegenden Soldaten viel gesünder bleiben, und, wenn sie auch krank werden, nicht so häufig sterben. Wir müssen daher mit dem vortrefflichen van den Heuvel wünschen: „daß man einige, und zwar nicht allzukostbare Mittel ausfindig machen möge, um in dem Mittelpunkte der Besitzungen unserer ostindischen Compagnie die vorige gesunde Luft wiederum herzustellen. Nicht ohne Rührung, setzt er hinzu, kann man in den letzten durch den Druck bekannt gemachten Beschreibungen der seit

vier bis fünf Jahren von den Engländern und Franzosen unternommenen Reisen um die Welt die Nachricht lesen, daß die Reisenden den halben Erdkreis in unbekannten Gewässern durchschifft hatten, ohne einige Krankheiten auszustehen, daß sie aber kaum in Batavia angelangt waren, als sie schon die traurigen Folgen einer verdorbenen Luft auf eine schmerzliche Art empfinden mußten."

Der gelehrte J. Lind läßt sich in seiner Abhandlung über die Krankheiten der heißen Gegenden auch sehr ungünstig über die Beschaffenheit der Luft zu Batavia aus. „Die ungesunde Luft dieses Orts, sagt er, hat mehr Europäer ins Grab gestürzt, als die Zahl derer beträgt, welche in der von den Holländern in diesen Ländern geführten blutigen Kriegen durch das Schwerdt umgekommen sind." Unterdessen begeht dieser Gelehrte darinnen einen Irrthum, daß er die vornehmsten Krankheiten als eine Folge des heftigen Regens betrachtet, welcher nach seinem Vorgeben in den Sommermonaten fallen, und durch die dadurch verursachte Feuchtigkeit in den folgenden Monaten allerhand Krankheiten erzeugen soll; welches der Erfahrung ganz entgegen ist, weil man den Sommer über nichts als trockne Witterung hat. Insbesondere führt er als Beyspiele die englischen Kriegsschiffe an, welche in dem Kriege von 1756 und den folgenden Jahren nach der Einnahme von Manilla auf der Rheede vor Batavia ankerten, und eine große Menge ihrer Mannschaft durch ansteckende Krankheiten verlohren. Die herrschende Krankheit war, wie gewöhnlich,

wöhnlich, ein remittirendes faules Fieber, aber von so bösartiger Beschaffenheit, daß viele gleich bey dem ersten Anfall ihr Leben einbüßten. Die ganze Stadt war diese Zeit über gleichsam ein Schauplatz von Kranken und Leichen. Allein das merkwürdigste bey allem diesem war, daß ein jeder kleiner Schnitt, oder jede andere geringe Wunde durch die Unreinigkeit der Luft augenblicklich in ein bösartiges Geschwür übergieng, wodurch oft binnen einer Zeit von vier und zwanzig Stunden das Fleisch bis auf die Knochen weggefressen wurde.

Vorschläge, wie die Schädlichkeit d. Luft zu Batavia vermindert werden könte.

Unterdessen scheint es nicht unmöglich zu seyn, zu Wiederherstellung der Gesundheit der Luft ein Mittel ausfindig zu machen. Denn man könnte entweder das neue, angesetzte morastige Land wegschaffen, oder dasselbe mit einem Damm einschließen und austrocknen, wie Herr J. F. Müller in seiner schönen Preißabhandlung über die auf den ostindischen Schiffen herrschenden Krankheiten sehr schön gezeigt hat.*)

Außer diesen zufälligen Eigenschaften des Dunstkreißes muß man auch bey Untersuchung der zu Batavia üblichen Krankheiten auf die Veränderungen der Luft sehen, welche durch die Verschiedenheit der Jahreszeiten verursacht werden. Der bey uns gewöhnliche Unterschied von Hitze und Kälte, der zur Zeit des Sommers und Winters bemerkt wird, findet hier

*) Man findet diese Preißschrift in den Verhandelingen van't Bataafsch Genoodschap te Rotterdam, Tom. III. pagina 90.

nur in geringem Grade statt, weil Java so nahe an dem Aequator liegt. Unterdessen hat man hier eben sowohl, als in den nördlichen Ländern, Sommer und Winter; doch besteht der Unterschied zwischen diesen Jahreszeiten fast blos in der Abwechslung von trocknem und feuchtem Wetter. Die Zeit des Winters enthält den feuchten Theil des Jahres, welcher vom November bis zum May dauert; und während dieser Zeit werden die aufsteigenden Dünste in dem heißen Himmelsstriche so häufig bis zum Regen verdickt, daß fast täglich so viel Wasser herabfällt, als wenn man eine neue Sündfluth zu erwarten hätte. Die Zeit des Sommers dauert vom May bis zum November, und während dieser Zeit fällt beynahe kein Tropfen Regen, sondern man hat täglich das schönste Wetter von der Welt. Dem Feldbau ist auch diese Trockenheit sehr unschädlich; denn der niedrig liegende Boden sammlet in der Regenzeit so viel Wasser, daß die Pflanzen und andere Gewächse während der trockenen Witterung fast keinen Mangel an Feuchtigkeit leiden, zumal da sie zugleich durch den beständigen Thau und durch die kühlen Morgen- und Abendwinde erfrischt werden. Unterdessen theilt man hier gewöhnlich das Jahr in den Ostmusson und in den Westmusson ein, wovon der erste, welcher auch der gute Musson genannt wird, vom May bis zum November, und der letzte, oder der sogenannte böse Musson, vom November bis zum May dauert. Der meiste Regen fällt in der Zeit zwischen dem December und März, wodurch zwar eine unangenehme, aber auch zugleich gesunde Witterung entsteht.

Von dem Unterschiede der verschiedenen Jahreszeiten zu Batavia.

Die

Die See- und Landwinde, welche hier nach gewissen bestimmten Richtungen wehen, richten sich nach den Jahreszeiten. Solange der böse Mussон oder der Westmussон dauert, kommen die Landwinde aus Südwesten, und geben, indem sie sich nach und nach gegen Westen wenden, um die Mittagszeit einen nordwestlichen Seewind; allein während des guten Mussons sind die Winde östlich, woraus hernach ein südlicher Landwind, und ein nordostlicher Seewind entsteht.

Welche Jahreszeit in Batavia die ungesundeste sey.

Bontius ist der Meynung, daß die Regenzeit für den ungesundesten Zeitpunkt des Jahres zu halten sey; weil das herabfallende Wasser die Eigenschaft habe, die Luft leicht zu verderben, und faule Krankheiten zu veranlassen. Allein erfahrne Beobachter haben die Bemerkung gemacht, daß die Luft unter dem heißen Himmelsstriche während der Regenzeit in der That nicht so feuchte ist, als bey trockner Witterung: weil bey trocknem Wetter sich allerhand faule und ungesunde Ausdünstungen in der Luft sammlen, ohne wiederum herab zu fallen; da hingegen der Regen eins der besten Mittel ist, die Luft zu reinigen, und alle schädliche Dünste aufzulösen. Aus dieser Ursache darf man sich nicht wundern, daß in diesen Gegenden die meisten Krankheiten und Todesfälle sich während dieser trocknen Jahreszeit ereignen.

Gewöhnliche Eintheilung d. Tages in Batavia.

Gewöhnlichermaßen wird zu Batavia der Tag in vier Zeitpunkte abgetheilt, nämlich in den Morgen, den Vormittag, den Nachmittag und den Abend. Die Morgenstunden sind hier, sobald die Sonne nur

einige

einige Zeit über den Horizont gewesen ist, sehr gesund, vorher aber wegen der kalten Dünste, welche bey der Nacht und bey der aufgehenden Sonne in der Luft schweben, der Gesundheit überaus nachtheilig. Man hat also hier die Stunden von sieben bis neun Uhr für die beste Zeit des Tages zu halten. Von neun bis zwölf Uhr dauert der Vormittag, welcher den heißesten Theil des ganzen Tages enthält. Von zwölf bis vier Uhr währt der Nachmittag, um welche Zeit es noch sehr heiß ist, doch nicht so heiß, als vor zwölf Uhr. Endlich dauern die Abendstunden von vier bis sieben Uhr, um welche Zeit die Sonne allezeit schon untergegangen ist; weil an den Oertern, die unter dem Aequator liegen, die Sonne allezeit um sechs Uhr auf und untergeht, und daher bey einer Breite von sechs Graden nur eine geringe Abweichung von diesem Auf- und Untergehen der Sonne statt finden kann.

Diejenigen also, die für ihre Gesundheit gehörig Sorge tragen wollen, thun am besten, wenn sie ihre Gelegenheiten, die sie außer dem Hause zu verrichten haben, des Morgens von sieben bis neun Uhr, oder des Abends von vier bis sechs Uhr besorgen; viel eher und später ist es wegen der kalten Dünste allezeit schädlich, und die Stunden zwischen neun und vier Uhr sind nicht nur wegen der großen Hitze unangenehm, sondern auch ungesund, zumal da man hier in der größten Hitze gar keinen Schatten findet, und also auf der Straße allezeit sich den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen muß, welche in dieser Gegend eine Hitze von hundert bis hundert und zehn Graden

nach

nach dem Farenheitischen Thermometer, verursachen können.

Anmerkungen über die Hitze in Batavia.

Wenn man die unmittelbare Hitze der Sonnenstrahlen ausnimmt, die in Europa nicht weniger schädlich ist, so ist die Hitze in Batavia in der That nicht so heftig, als man sich vorstellen wird; ja einigen scheint die Hitze hier nicht so beschwerlich und abmattend zu seyn, als in unsern heißesten Sommertagen. Das Thermometer steigt im Schatten auch nicht viel höher, als bey uns in den wärmsten Tagen; und weil der Körper der dasigen Einwohner an diesen Grad von Wärme, der meistentheils zwischen den vier und siebenzigsten und sechs und achtzigsten oder sieben und achtzigsten Grad des Farenheitischen Thermometers fällt, schon gewohnt ist, so empfinden sie davon weniger Unbequemlichkeit, als wir von einer solchen Hitze zu empfinden pflegen, da bey uns das Thermometer oft binnen wenig Tagen von dem vierzigsten oder funfzigsten bis zu dem achtzigsten Grade, und oft noch höher zu steigen pflegt.

Um diese merkwürdige Sache noch genauer ins Licht zu setzen, wird es nicht unnützlich seyn, wenn ich hier aus dem zweyten Stück des sechsten Theils der von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Abhandlungen einen kurzen Auszug beyfüge, worinnen man die meteorologischen Beobachtungen des Herrn Kriel findet, welche er in den Jahren 1758 und 1759 zu Batavia angestellt hat.

Nach diesen Beobachtungen fiel im Januar 1758 die größte Hitze auf den fünften gegen Mittag, wo

das

das Farenheitische Thermometer 86 Grade zeigte; hingegen die geringste Hitze in diesem Monate, die 75 Grade betrug, bemerkte man am zweyten und am vier und zwanzigsten in den Morgenstunden. Die mittlere Wärme war diese Zeit über 79 Grad. Das Barometer stund am sechs und zwanzigsten Januar bey $29\frac{1}{2}$ Zoll und $3\frac{1}{2}$ Linie nach englischem Maas; allein am vierten dieses war die Barometerhöhe $29\frac{1}{2}$ Zoll und 5 Linien, so, daß also der größte Unterschied nur $1\frac{1}{2}$ Linien betrug. In diesem Monate waren auch nur vier Tage ohne Regen, und acht Tage hatte man Donnerwetter.

Im Februar betrug die größte Hitze am vier und zwanzigsten gegen Mittag 86 Grad, und die kleinste Hitze den ersten dieses in den Morgenstunden 76 Grad, und also die tägliche mittlere Wärme 81 Grad. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande des Barometers war nur $1\frac{1}{4}$ Linie. Sechzehn Tage fielen sehr starke Regen, und vier Tage waren mit Donner vergesellschaftet.

Im März war die mittlere Wärme wiederum 80 bis 81 Grad, und der Unterschied in der Barometerhöhe $1\frac{3}{4}$ Linie. Eilf Tage regnete es.

Im April war die mittlere Wärme ungefähr 79 Grad. Die größte Höhe des Queckſilbers im Barometer betrug am vier und zwanzigsten und während der drey darauf folgenden Tage $29\frac{1}{2}$ Zoll $4\frac{1}{2}$ Linie; der niedrigste Stand desselben aber am neunten dieses Monats $29\frac{1}{2}$ Zoll 2 Linien, an welchem Tage sich viele Personen über eine große Bangigkeit beklagten.

ten. Zwanzig Tage gaben Regen, und neun Tage Donnerwetter, theils mit, theils ohne Regen.

Die mittlere Wärme im Monat May kam mit der Wärme des vorhergehenden Monats überein, und die größte Hitze betrug 84 Grad. Das Barometer zeigte ebenfalls keine merkliche Veränderung. Zehn Tage waren regnicht, und vier Tage mit Donnerwetter verbunden. Am vierzehnten May wurde nachmittags gegen vier Uhr eine heftige Erderschütterung bemerkt, die noch stärker war, aber von kürzerer Dauer, als diejenige, welche man das Jahr vorher im Monat August bemerkt hatte. Die Erschütterungen giengen in diesem Jahre von Süden gegen Norden, waren aber unregelmäßig.

Im Monat Junius betrug die mittlere Wärme 80 Grad, und die größte Hitze, welche den sechsten einfiel, 83 Grad. Der Unterschied in den Barometerhöhen war nur $1\frac{1}{2}$ Linien; und zwölf Tage hatte man einen mäßigen Regen, wovon fünfe mit Donner vergesellschaftet waren.

Die größte Hitze des Monat Julius war 86 Grad, und die mittlere 78 Grad; der Unterschied des Barometers aber eben so, wie in dem vorhergehenden Monate. Nur fünf Tage gaben Regen, und der Donner wurde nicht öfter, als einmal gehört.

Im August war die größte Hitze 87, und die mittlere 79 Grade; der Unterschied in den Barometerhöhen betrug nur eine Linie. Fünf Tage waren mit Regen, und drey Tage mit Donner vergesellschaftet.

Im September waren die Thermometer- und Barometerhöhen wiederum eben dieselben. Sechs Tage hatte man Regen, und zwey Tage Donner.

Im October war die größte Hitze 83, und die mittlere Wärme 77 Grad; der Unterschied in der Barometerhöhe aber wie im vorigen Monat. Sieben Tage gaben Regen, und zwey Tage Donner.

Die größte Hitze des Novembers war wiederum 83 Grad, die mittlere aber 75 Grad, und der Unterschied in der Barometerhöhe noch eben derselbe. Ein und zwanzig Tage waren mit Regen, und zwey Tage mit Donner verbunden.

Im December war die größte Hitze 84, und die mittlere 72 Grad; der Unterschied in den Barometerhöhen $1\frac{1}{2}$ Linie. Zwanzig Tage hatte man Regenwetter, und an fünf Tagen Donner.

Die mittlere Thermometerhöhe betrug also ungefähr $78\frac{1}{2}$ Grad, indem die größte Hitze am vierzehnten August in der Mittagsstunde auf 87 Grade stieg, und die kleinste Hitze des Morgens in den Monaten Julius, November und December 74 Grad ausmachte. Die größte Barometerhöhe war $29\frac{1}{2}$ Zoll, und $5\frac{1}{2}$ Linien, die kleinste aber eben so viel Zoll, und $2\frac{1}{2}$ Linie, so daß der größte Unterschied in der Schwere der Luft binnen einem ganzen Jahre nicht mehr als drey Linien betragen hat. Hundert und ein und sechzig Tage haben Regen, und vier und funfzig Tage Donner gegeben, wodurch die Luft in diesen sonst überaus heißen Gegenden sehr abgekühlt wird.

Wieviel der Unterschied in der Schwere der Luft zu Batavia binnen einem Jahre betrage.

Die

Die im Jahr 1759 angestellten Beobachtungen, die blos bis zu dem Monat Julius gehen, sind den vorigen ziemlich ähnlich, und geben eine Gleichheit von Wärme und Schwere der Luft zu erkennen, die in unsern Gegenden ganz ungewöhnlich ist. Denn in unserm Vaterlande beträgt der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande der Thermometer binnen einem Jahre gemeiniglich zehn bis achtzig Grad, da er hingegen in Batavia überhaupt noch nicht zehn Grad ausmacht, weil das Queckſilber in dem Barometer bey uns bisweilen so viel Zoll, als zu Batavia Linien, auf und niedersteigt. Unterdessen ist der Unterschied der Hitze in den höher liegenden Gegenden allezeit etwas größer; weil das Thermometer daselbst des Morgens oft 59, und des Mittags 92 Grade zeigt.

Eine solche merkwürdige Beständigkeit und Einförmigkeit der Witterung ist ohne Zweifel einer der größten Vorzüge dieser heißen Gegenden, und zu der Gesundheit der Einwohner höchst nothwendig. Eine verhinderte Ausdünstung ist immer die nächste Ursache der meisten Krankheiten; weil man gemeiniglich bemerkt, daß der verborgene Saame der Krankheiten alsdenn erst sich zu entwickeln anfängt, wenn die unmerkliche Ausdünstung gestört wird. Hätte man daher unter diesem heißen Himmelsstriche eine solche abwechselnde und veränderliche Witterung, als wir in den nördlichen Ländern zu haben pflegen, so würden keine Menschen in diesen Ländern leben können. Bey dieser Einrichtung hingegen ist das Kli-

Anmerk. über den Nutzen der Einförmigkeit in der Wärme und Schwere der Luft in Batavia.

ma sehr gesund für diejenigen, welche in diesen Ländern gebohren sind, und sich an die daselbst nöthige mäßige Lebensart gewöhnt haben; daher auch viele Einwohner ein Alter von hundert und mehr Jahren erreichen. Indien ist gleichwohl, wird mir vielleicht jemand einwenden, der Kirchhof der Europäer, und dieses räume ich auch gern ein; allein die Ursachen hiervon sind sehr sichtbar, der Gesundheit der dasigen Luft unbeschadet. Denn die meisten Oerter, welche von den Europäern bewohnt werden, liegen an der See in morastigen Gegenden, die mit schädlichen Dünsten angefüllt sind, aus welchen nothwendig allerhand Krankheiten entstehen müssen. Ueberdieses sind die meisten Europäer in dem Genuß der Fleischspeisen und kühlender Früchte sehr unmäßig; woraus theils allerhand faule Krankheiten, theils Verstopfungen der Eingeweide, und aus dieser Colik, rothe Ruhr, Gelbesucht, Wassersucht, und andere dergleichen Krankheiten erzeugt werden. Die Mäßigkeit im Essen und Trinken ist ohne allen Zweifel schon in unsern Gegenden ein Lebensbalsam, aber noch viel nothwendiger unter dem heißen Himmelsstrich, unter welchem das zarte Gewebe der Gefäße des menschlichen Körpers die widernatürlichen Spannungen und Erschlaffungen noch weniger, als bey uns, vertragen kann, zu geschweigen, daß viele Europäer mit verdorbenem Körper und mit dem Saamen von allerhand Krankheiten, welcher sich alsdenn durch die Wärme entwickelt, und hernach mit der größten Heftigkeit wirket, nach Indien zu kommen pflegen.

Von den Ursachen, warum Ostindien der Kirchhof der Europäer zu seyn pflegt.

Die

Die Declination der Magnetnadel beträgt gegenwärtig 5 Grad nach Nordwesten, und die Inclination derselben 61 Grad.

Von den vornehmsten in Batavia gewöhnl. Krankheiten.

Ich komme nunmehr zu der Betrachtung der vornehmsten Krankheiten, welche in Batavia vorfallen, und meistentheils aus der schlechten Beschaffenheit des Dunstkreises, oder aus der fehlerhaften Diät ihren Ursprung nehmen. Vor allen andern verdient hier die besondere Art von Lähmung angeführt zu werden, welche Beriberi genannt wird, und sowohl zu Batavia, als auch in den übrigen ostindischen Gegenden sehr gewöhnlich ist. Das Wort Beriberi bedeutet eigentlich ein Schaaf, und wahrscheinlicherweise ist diese Krankheit deswegen so genannt worden, weil diejenigen, welche damit befallen werden, durch das Beugen ihrer Knie, und das Aufheben ihrer Füße den Gang dieser Thiere nachzuahmen scheinen. Diese Krankheit besteht in einer Art von Lähmung, die mit einem Zittern und mit einer Gefüllosigkeit in Händen und in Füssen, die sich bisweilen auch über den ganzen Körper erstreckt, verbunden ist. Die Ursache derselben ist eine kalte und scharfe Materie, die sich während der Regenzeit vom November bis zum May auf die Nerven setzt, und vornämlich diejenigen befällt, die sich durch die Hitze des Tages abgemattet haben, und bey Nacht die nöthige Bedeckung von sich werfen, wodurch die Ausdünstung verhindert wird, so, daß die bösartige Materie in dem Körper zurückbleibt, und die feinen Enden der Nerven drückt oder verstopft. Gemeiniglich hat diese

Beriberi.

Krankheit einen langsamen Anfang, und verschlimmert sich nur nach und nach; allein bisweilen entsteht dieselbe auch auf einmal, vorzüglich bey solchen Personen, die sich durch die Arbeit erhitzt, und zur Erfrischung eine große Menge von dem sehr kühlenden Cocossafte getrunken haben. Denn diese Unvorsichtigkeit mit kalten Getränken einen erhitzten Körper abzukühlen, die in unserm Vaterlande so allgemein und vielen Personen tödlich ist, verursacht in diesen heißern Gegenden keinen geringern Schaden, und veranlaßt gemeiniglich sehr bald ein hitziges Fieber, oder diese langsame Kraftlosigkeit.

Die Zeichen, wodurch sich diese Krankheit zu erkennen giebt, sind sehr merklich. Denn die Krankheit fängt mit einer außerordentlichen Müdigkeit aller Glieder an, wozu sich gar bald der Mangel des Gefühls an Händen und Füßen fügt, so daß in diesen Theilen eine Art von Jucken entsteht, welches der sehr unangenehmen Empfindung nicht unähnlich ist, die wir des Winters an unsern Händen und Füssen spüren, wenn wir diese Glieder einer sehr heftigen Kälte ausgesetzt haben; doch ist es noch nicht ganz so heftig, als es in dem angeführten Falle zu seyn pflegt. Vorzüglich leidet dabey die Stimme eine sehr große Veränderung, und wird so schwach, daß man die Kranken kaum verstehen kann, welches aus einer Lähmung der Muskeln der Luftröhre entsteht, ohne vieler andern Zufälle zu gedenken, welche die Wirkung einer hartnäckigen und scharfen Materie anzeigen.

Die

Die Krankheit ist allezeit von einer sehr trägen Art, und läßt sich nur langsam vertreiben; doch ist sie selten gefährlich, ausgenommen in dem Falle, wenn die scharfe Materie, wodurch sie verursacht wird, sich auf die Muskeln der Brust und auf die edlern Eingeweide setzt, weil die Kranken alsdenn an dem Athemholen verhindert werden, und daher ersticken müssen.

Bey der Heilung derselben ist vorzüglich zu viele Ruhe und langes Verweilen im Bette schädlich, weil dadurch die schleimige und erkältende Materie mehr und mehr angehäuft, und die Krankheit daher verschlimmert wird. Die Bewegung des Körpers verdient also in diesem Falle vorzüglich empfohlen zu werden, besonders die Bewegung zu Pferde oder zu Fuß, welche letztere aber wegen der Lähmung unmöglich ist. Das Aderlassen ist aus eben derselben Ursache sehr schädlich; weil dadurch der Umlauf der Säfte des Körpers vermindert, und folglich die Anlage zur Anhäufung des Schleims und zu Verstopfungen vermehrt wird. Hingegen erhält man viel Erleichterung durch das Reiben, welches von malayischen oder bengalischen Sclaven verrichtet wird; weil diese Leute darinnen viel geübter sind, als die Holländer und andere Einwohner von Batavia. Man pflegt auch allerhand Umschläge aus dem heilsamen Kraute zu machen, welches Lagondi heißt, und welches einen sehr guten Geruch und gewürzartigen Geschmack hat, und in der Kraft, die Säfte zu verdünnen, und die Schmerzen zu vertreiben, unsere so gepriesenen Ka-

millen und Melilotenblüthen noch weit übertrifft. Man salbt auch die Hände und Füße mit einem, aus Gewürznelken und Muscatenblüthe gemachten Oele, welches zu dem Ende mit Rosenöl vermischt wird, weil dasselbe sonst durch seine erhitzende Kraft die Haut beschädigen würde. Man findet überdieses auch in Ostindien einen gewissen Balsam, oder vielmehr eine Art von Naphta, welche aus Sumatra gebracht, und Minjac Tannab genannt wird, welches Wort so viel als Erdöl bedeutet, weil dieser Balsam eben so, wie bey uns die Naphta, aus der Erde hervorquillt. Dieser Balsam ist so kostbar, und wird von den Eingebohrnen in solchem Werth gehalten, daß der König von Achem die Ausfuhre desselben bey Lebensstrafe verbothen hat; daher man denselben nur verstohlnerweise durch die Schiffe bekommen kann, die zu dieser Absicht des Nachts an der Küste dieser Insel kreuzen, und im Dunkeln diesen Schatz von den Bewohnern der Küste zu erhalten suchen. Diese ölichte Materie besitzt in der That eine bewundernswürdige und durchdringende Kraft, die Schmerzen zu stillen, so daß diejenigen Kranken, welche sich derselben bedienen, nicht selten eine sehr merkliche Erleichterung verspüren. Innerlich ist nichts bessers, als durch Purgirmittel von der stärksten Art sich von dem Schleim und den Unreinigkeiten zu befreyen, zu welchem Ende man gemeiniglich Gummigutti zu gebrauchen pflegt. Nach gehöriger Wegschaffung des Schleims verschaffen vorzüglich blutverdünnende und schweißtreibende Getränke aus Franzosenholz, Chinarinde, Sassaparille und andern dergleichen Mitteln dem Kranken

Beschreibung des köstlichen Balsams Minjac Tannab.

große

große Erleichterung. Außerdem ist vorzüglich der Theriak nebst dem Gebrauch des Mohnsafts sehr nützlich; weil dadurch der Abgang des Urins und des Schweißes sehr befördert wird. Dasjenige, was alsdenn noch in dem Körper zurück bleibt, muß vorzüglich durch stärkende Mittel, durch hinlängliche Bewegung, und eine gute Lebensordnung fortgeschafft werden.

Von den gefährl. Krankheiten in Batavia, die in heftigē Krämpfen bestehen.

Noch gefährlicher und schmerzhafter, als diese Krankheit, ist eine Art von heftigen Krämpfen, die sich über den ganzen Körper erstrecken, und in Europa so selten, hier aber so häufig vorkommen. Bisweilen fallen diese Krämpfe den ganzen Körper an, und alsdenn liegen die damit behafteten Kranken wie Steine da; allein zu anderer Zeit wirkt der Krampf vorzüglich auf die vordersten Muskeln, wodurch der Kopf über die Brust bis an die Füße gezogen wird, so wie in andern Fällen durch das zu heftige Zusammenziehen der Rückenmuskeln wiederum der Kopf rückwärts gebogen, und oft bis an die Ferſen gebracht wird. Das Gesicht verliehrt zugleich durch das starke Zusammenziehen der an dem Kinnbacken befindlichen Muskeln seine Gestalt, und der Mund wird dadurch dergestalt verschlossen, daß kein Tropfen heraus und hinein kommen kann. Durch das Aufschwellen der Adern wird der Kopf roth und blau; die Zähne knirschen über einander; die Sprache geht verlohren, und statt derselben hört man nichts, als ein unverständliches Geheul, das so klingt, als wenn es aus einer leeren Tonne käme.

Wenn diese Krankheit jemanden heftig angreift, so wird dieselbe gar bald tödlich. Denn es wird dadurch nicht nur das Hinunterschlucken der Speisen und Getränke unmöglich gemacht, sondern auch das Athemholen verhindert, und der ganze Umlauf des Bluts gestört; daher nothwendig eine baldige Erstickung erfolgen muß.

Die Heilung dieser heftigen Krankheit, wenn dieselbe möglich ist, muß vor allen Dingen durch eine, oft zu wiederholende starke Aderlaß bewerkstelligt werden; weil bey dieser Krankheit eine heftige Entzündung des Bluts statt findet. Ueberdieses müssen während eines Anfalls die Glieder mit einem Balsam aus einem harzigen Oele, dergleichen z. E. das Oel von dem indianischen Terpentinbaum, oder von Till und Rosen ist, gerieben, das hierzu gebrauchte Oel aber zuvor mit etwas Oel von Muscatenblüthen und Nelken vermischt werden. Außerdem pflegt man auch an verschiedenen Stellen des Körpers Schröpfköpfe anzusetzen, um die scharfen Säfte, welche die Krämpfe verursachen, von den Nerven und Muskeln abzuleiten. Wenn durch die Wirkung dieser Arzneymittel die Heftigkeit der Krankheit ein wenig vermindert, und das Hinunterschlucken wiederum möglich gemacht worden ist, so muß man, nach des Bontius Vorschrift, von den sogenannten Gegengiften Gebrauch machen, dergleichen die Bezoarsteine und geschabtes Rhinoceroshorn ist, worunter man Theriak und Mithridat mischt; doch ist es von den ersten Mitteln itzt eine bekannte Sache, daß sie gar keinen Nu-

ßen haben. Der angeführte Arzt empfiehlt auch heftige Brechmittel, die aus Gummigutti oder Spießglas verfertiget sind, wobey er zugleich die Erinnerung macht, daß man ja nicht zu sehr eilen müsse, weil eine zu heftige Bewegung der Unreinigkeiten, welche diese Krankheit verursachen, in diesem Falle gefährliche Folgen haben kann; welche Erinnerung aber mit der Empfehlung der vorhin angeführten sehr heftigen Arzneymittel zu streiten scheint.

Wenn man, ungeachtet aller dieser Hülfsmittel, noch keine Linderung verspürt, oder das Hinunterschlucken der Speisen ganz unmöglich ist, alsdenn giebt Bontius aus wichtigen Gründen den Rath, scharfe Clystiere zu gebrauchen, die man nach seiner Vorschrift aus lindernden und purgierenden Kräutern, mit Coloquinten und Scammonium versetzt, zubereiten soll. Außerdem muß man den ganzen Körper, vom Kopf bis auf die Füße, mit der oben genannten Naphta, und allerhand andern erwärmenden Oelen reiben. Auch muß man nicht unterlassen, Bäder und Bähungen aus hierzu schicklichen Kräutern zu gebrauchen, und vorzüglich aus den Blättern der Durions.*) Diese Gewächse, welche diesen Gegenden eigen sind, erreichen die Höhe eines Menschen, und haben schöne wohlriechende Blätter, in denen eine besondere Kraft gegen dieses überaus schmerzhafte Uebel befindlich zu seyn scheint, indem sie nicht nur erweichen, sondern auch die Schmerzen stillen. Der gereinigte

*) Von diesem Gewächse giebt der V. im folgenden Kapitel eine Beschreibung. E.

Salpeter ist ebenfalls in dergleichen Fällen sehr wirksam, und treibt oftmals, wenn er in einer hinlänglichen Menge genommen wird, die Unreinigkeiten durch den Urin fort, wobey er zugleich durch seine kühlende Kraft die Heftigkeit des Fiebers vermindert.

Wenn aber, ungeachtet aller dieser Mittel, die Schmerzen noch fortdauern, so muß man seine Zuflucht zu dem Mohnsaft und zu den allgemeinen Mitteln nehmen, welche eben dieselbe Eigenschaft in einem hohen Grade besitzen, dergleichen z. E. der Theriak ist. „Einige nasenweise Personen, sagt Bontius, werden vielleicht den Gebrauch dieser Mittel ganz abrathen; weil ihre betäubende und schlaferweckende Kräfte für das Nervensystem schädlich gehalten wird. Diese Meynung scheint anfänglich sehr wahrscheinlich zu seyn, ist aber in der That ganz ungegründet. Denn außerdem, daß dieses Mittel in diesen heißen Ländern unumgänglich nothwendig ist, so kann man noch versichern, daß die Kranken ohne dasselbe von dieser sehr schmerzhaften Krankheit nicht befreyt werden können.“ Ueberhaupt macht Bontius die Anmerkung, daß in den meisten heftigen Krankheiten dieser Gegenden der Mohnsaft ganz unentbehrlich ist, und daß die übrigen Arzneymittel ohne denselben keinen großen Nutzen haben. Wir können hierzu noch dieses setzen, daß dieses Mittel auch in unsern kältern Gegenden von einem nicht weniger ausgebreiteten Nutzen ist, und daß diejenigen, von denen es als sehr gefährlich ausgeschrieen worden ist, dem menschlichen Geschlechte sehr viel Schaden zugefügt hatten.

Was die Lebensart und die Speisen anbelangt, so braucht man deswegen in dieser Krankheit nicht sehr bekümmert zu seyn; weil dieselbe wegen ihrer heftigen Art, sich viel zu geschwind endigt, als daß man einigen Nutzen oder Schaden von den genossenen Speisen empfinden könnte, wovon man ohnedieß während der Heftigkeit der Krankheit wenig oder nichts zu sich nehmen kann. Wenn aber der Kranke das Glück hat, von dieser Krankheit wiederum zu genesen, so muß man leichte, nahrhafte und stärkende Speisen ihm vorschreiben, vorzüglich kräftige Fleischbrühen, worinnen Cardamomen und Tamarinden gekocht worden sind, die erstern, um einen Reiz in dem geschwächten Magen zu veranlassen, und die letztern, um der Fleischbrühe einen angenehmen säuerlichen Geschmack zu geben, und zugleich den Stuhlgang zu befördern.

Von der in Batavia sehr gewöhnlichen rothen Ruhr.

Ferner findet man, so wie in Europa, also auch hier zu Lande, verschiedene Arten von Durchfall; worunter vorzüglich die rothe Ruhr genannt zu werden verdient, als die allergrößte und gemeinste Krankheit in diesen Ländern, wodurch weit mehr Menschen weggerafft werden, als durch irgend eine andere Krankheit. Diese Ruhr besteht in einer überaus gefährlichen Entzündung der Gedärme, die durch scharfe, unreine und schädliche Säfte verursacht wird, von denen die zarten Gefäße der Eingeweide zernagt und zerrissen werden, so daß dadurch ein blutiger Stuhlgang entsteht, der, nach Beschaffenheit der Krankheit, bald mehr, bald weniger heftig ist. Oftmals geht

diese

diese Entzündung in eine baldige, allezeit tödliche Erstarrung über; oftmals aber endigt sie sich in eine Schwärung eines Theils der Gedärme, und zwar gemeiniglich des Mastdarms, in welchem Falle die Kranken ganze Wochen und Monate lang einen blutigen und mit Eiter vermischten Stuhlgang haben, der mit einem unerträglichen Stuhlzwange verbunden ist, durch welche Zufälle sie auch oftmals ganz ausgezehrt werden, so, daß sie an der Auszehrung hernach sterben müssen.

Die Ursachen dieser Krankheit lassen sich eben so wenig, wie die Ursachen der übrigen Krankheiten, mit einer völligen Genauigkeit bestimmen; doch scheinen sie von zweyerley Art zu seyn, nämlich theils solche, welche zu dieser Krankheit einen entfernten Anlaß geben, und theils solche, welche dieselbe unmittelbar verursachen. Diejenigen Ursachen, welche zu dieser, so wie zu den meisten faulen Krankheiten, eine entfernte Veranlassung geben, sind ein feuchter und mit faulen Dünsten angefüllter Dunstkreis, wodurch die gehörige Ausdünstung verhindert, und in allen Theilen unsers Körpers eine Neigung zur Fäulniß verursacht wird. Hierzu kommen noch die mannigfaltigen kühlenden Früchte, welche in diesen Gegenden so häufig gefunden, und von vielen Personen so unmäßig genossen werden. Denn so sehr auch einige Aerzte die kühlenden Früchte zur Verhütung und Heilung der mit einem Durchfall verbundenen Krankheiten empfehlen, so ist es doch gewiß, daß diejenigen Personen, welche zu Batavia und in andern heißen Gegenden,

genden, zumal wenn sie erst kürzlich aus Europa dahin gekommen sind, in dem Genuß dieser Früchte nicht die nöthige Mäßigkeit gebrauchen, sich gar bald einen heftigen Durchfall zuziehen, und daß nur dergleichen Früchte von denjenigen ohne Schaden genossen werden können, welche dieselben sehr mäßig, und zugleich mit Reiß, Brodt und etwas Salz zu sich nehmen.

Außer diesen veranlassenden Ursachen, die vorzüglich die Verdauungskräfte unsers Körpers schwächen, und durch die Schwächung derselben scharfe, und zugleich eine Menge fauler Säfte erzeugen, ist noch eine überaus schädliche, ja nach der Meynung des Bontius, die vornehmste Ursache das unmäßige Trinken des Aracks, eines sehr hitzigen Branntweins, welchen die Chineser zu Batavia aus Reiß brennen, worzu sie noch etwas von denjenigen Seethieren nehmen, die man Quallen und Krabben nennt, woraus eine überaus schädliche Vermischung entsteht; weil diese Thiere von einer so scharfen Natur sind, daß sie eben so, wie die spanischen Fliegen, Blasen auf der Haut verursachen können. Wie nachtheilig nun ein solcher Trank für die Gesundheit, und vorzüglich für das zarte Gewebe unsers Magens und unserer Gedärme seyn müsse, kann jeder leicht einsehen; und wegen der häufigen, dadurch veranlaßten tödlichen Krankheiten wäre es sehr zu wünschen, daß dieser Trank auf das strengste verboten würde.

Bisher haben wir diejenigen Ursachen betrachtet, welche zu dieser Krankheit einen entfernten Anlaß

laß geben. Was nun diejenigen Ursachen betrifft, wodurch dieselbe unmittelbar hervor gebracht wird, so sind sie zweyerley. Bisweilen kann nämlich der Misbrauch der vorhin angeführten Speisen und Getränke so groß seyn, daß derselbe schon ohne irgend eine andere Ursache im Stande ist, die rothe Ruhr hervorzubringen. Allein bey vielen Personen muß man die nächste Ursache dieser Krankheit in einem feinen ansteckenden Gifte suchen, welches aus einem kranken Körper in einen gesunden übergeht, und in demselben diese Krankheit veranlaßt, welche vorzüglich diejenigen anfällt, die durch Ausschweifungen ihren Körper geschwächt, jedoch auch solche Personen nicht verschont, die einen gesunden Körper zu haben scheinen, und sich keiner Ausschweifungen schuldig gemacht haben.

Was nun die Heilungsart dieser Krankheit anlangt, so pflegt man anfänglich die Gedärme durch gelinde abführende Mittel zu reinigen; zu welcher Absicht man Rhabarber und Tamarinden empfiehlt, obgleich, nach den Beobachtungen des Herrn Bontius, die Bösartigkeit der gallichten Materie oft so groß ist, daß die Krankheit durch jede Art von abführenden Mitteln, sie mögen sonst beschaffen seyn, wie sie wollen, verschlimmert, und dadurch eine sehr heftige Ruhr verursacht wird, die mit erschrecklichen Schmerzen und einer jählingen Abnahme der Kräfte verbunden ist. Der itzt angeführte Arzt giebt daher den Rath, blos lindernde, aus Reiß mit Endivien und Cichorien gekochte Tränke zu gebrauchen, wozu man

noch

noch die Blätter der Hirschzunge oder Phyllitis setzen kann, welche Pflanze in dieser Gegend häufig am Ufer wächst, und wegen ihrer gelinden zusammenziehenden Kraft sehr heilsam ist. Wenn aber dessen ungeachtet die Krankheit noch mit großer Heftigkeit fortdauerte, so fand dieser Arzt die meiste Hülfe in einem Extract von Safran, den er besonders beschrieben hat, und der seine vornehmste Kraft von dem damit vermischten Mohnsaft erhält. Bontius setzt so viel Vertrauen auf dieses Mittel, daß er es das wahre Gegengift wider diese oft sehr bösartige Krankheit zu nennen pflegt; welche Meynung auch der glückliche Erfolg ähnlicher Arzneymittel, die bey uns in dergleichen Krankheit gebraucht werden, bestätigen kann. Und diese einzige Vorschrift von Bontius ist in der That unendlich heilsamer, als die Vorschriften des Herrn Tissots, und als das ganze Werk des Herrn Zimmermanns, ungeachtet des Scheins von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welcher in demselben durchschimmert.

Außer dem itzt genannten Hauptmittel führt Bontius noch einige Früchte und andere Mittel an, welche in dieser Krankheit mit gutem Nutzen gebraucht werden können. Insbesondere zeichnet sich hierbey die unter dem Namen Mangas bekannte Frucht aus, die eine säuerliche und zugleich stärkende Kraft besitzt, und ehe sie noch ihre völlige Reife erhält, mit Eyern, fast wie in Holland die Stachelbeeren, von denen sie auch an Geschmack wenig verschieden ist, gekocht wird. Aus diesen Früchten pflegt man auch,

so

so wie aus unsern Quitten, ein Gelee zu machen, das besonders in Ansehung seiner Kraft dem Quittengelee nichts nachgiebt. Endlich ist auch der zu einem Syrup eingekochte Saft der Granatäpfel sehr heilsam, indem dadurch die Eingeweide ungemein gestärkt werden, so wie auch die eingemachten Blüthen dieses Gewächses wegen ihrer stärkenden Kraft den Kranken sehr zuträglich sind.

Von dem so genannten Leberfluß.

Außer der gewöhnlichen rothen Ruhr findet man zu Batavia noch eine andere Art von blutigem Durchfall, welcher vom Bontius der Leberfluß genannt wird, wobey eine große Menge von fließendem Blute, doch ohne heftige Schmerzen, abgeht. Bontius schreibt diese Krankheit einer Erschlaffung der Leber oder der Gefäße des Darmfelles zu, wodurch diese Theile in den Zustand versetzt werden, daß sie Blut in die Gedärme fließen lassen. Diese Krankheit ist viel weniger gefährlich, als die vorhin beschriebene, und kann meistentheils durch solche Mittel geheilt werden, welche die kranken Theile stärken, und die Hitze derselben vermindern, dergleichen vorzüglich die aus dem Saamen der Gurken, Melonen und anderer ähnlichen Früchte gemachte Milch ist. Das Schröpfen kann ebenfalls zur Verminderung der Krankheit mit Nutzen gebraucht werden. Allein wenn die Vollblütigkeit des Kranken beträchtlich ist, so muß man die Cur mit einer starken Aderlaß anfangen. Unterdessen macht Bontius in Ansehung des Aderlassens in Ostindien folgende Anmerkung. „Man muß, sagt er, niemals unterlassen, die Kräfte des Kranken dabey

dabey in Erwägung zu ziehen, weil die Einwohner dieser heißen Gegenden, und vorzüglich die Kranken, wegen der Hitze der Luft und der beständigen Ausdünstung des Körpers sehr schwach sind. Aus dieser Ursache verordne ich bey den Holländern nicht leicht eine Aderlaß, weil unsere geschwächte Körper einen solchen Verlust des Bluts nicht leicht vertragen können; da man hingegen bey den starken, und an ein heißes Klima von Jugend auf gewöhnten Portugiesen und Javanern ohne Bedenken eine solche Verminderung des Bluts vornehmen kann."

Sowohl in dieser, als in der vorhin beschriebenen Krankheit ist der Mohnsaft wiederum das beste Mittel, vorzüglich wenn er dem Kranken gegen Abend gegeben wird, zu welcher Zeit sich gemeiniglich alle Zufälle zu verschlimmern pflegen. Unterdessen ist die Dosis von diesem Arzneymittel, so wie es von Bontius gebraucht wird, nicht sehr groß, und steigt blos von zwey bis zu drey Grän binnen vier und zwanzig Stunden, welche Menge bey der in unsern Gegenden gewöhnlichen Ruhr, wenn dieselbe heftig ist, zum wenigsten zwey bis drey mal in eben derselben Zeit gegeben werden muß.

Der Stuhlzwang (tenesmus), der gewöhnliche Zufall der an der Ruhr krank liegenden Personen, wird zu Batavia mehr gefürchtet, als die Ruhr selbst; und in der That, wenn dieser Zufall sich vor der Ruhr einfindet, so hat man nichts als den Tod zu erwarten; wenn er aber erst auf die Ruhr folgt, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, so ist die Gefahr nicht so

groß, allein die Cur sehr beschwerlich, weil dieser Zufall alsdenn durch ein Geschwür in den Därmen selbst, und gemeiniglich in dem Mastdarme verursacht wird. Er besteht in einer beständigen Pressung oder Neigung zum Stuhlgange, wobey aber nichts weiter abgeht, als ein wenig Schleim, der mit Blut und Eiter vermischt ist, und wobey der Kranke unerträgliche Schmerzen empfindet; welcher Zufall von einigen auch die Tropfruhr (Druiploop) genannt wird, weil der Abgang dieser Materie nur tropfenweise geschieht. Wenn schwangere Weiber von dieser Krankheit angegriffen werden, so kommen sie gemeiniglich vor der Zeit nieder, welches eine natürliche Folge der außerordentlich heftigen Pressung und Wirkung nach unten zu ist. Aus eben derselben Ursache entstehen ferner nicht selten ein Vorfall des Afters, die blinde goldne Ader, und auch, wegen der beständigen Abmattung des Körpers, allerhand auszehrende Krankheiten, und insbesondere die Wassersucht.

Von der sogenannten Tropfruhr.

Weil der vornehmste Sitz dieser Krankheit in dem Mastdarme zu suchen ist, so erhellet hieraus, daß man durch innerliche Arzneymittel, den Mohnsaft ausgenommen, nicht viel ausrichten kann. Die vornehmste Cur muß durch gelinde Clystiere, Umschläge und Bähungen bewerkstelliget werden, worzu sich die Blätter von den Daullontos, Lagondi, Bismalven und Abutilon gebrauchen lassen, denen man noch einige Saamen, die auf eine gelinde Art die Winde forttreiben, z. E. Anies, Kümmel und Fenchel beyfügen kann. Sobald das Geschwür durch diese Mit-

tel gereinigt, und der Schmerz gestillt worden ist, bedient man sich zur Stärkung der Gedärme einiger Umschläge, vorzüglich wenn dabey ein Vorfall des Afters bemerkt wird. Zur Erreichung dieser Absicht hat man die Blätter der Hirschzunge und der Tamarinden, nebst den Blättern und Früchten von Bilimbing sehr nützlich befunden.

Gallenfieber.

Wenn man die gewaltige Hitze und Feuchtigkeit dieser Gegenden in Erwägung zieht, so wird es niemanden befremden, daß daselbst auch die Gallenfieber unter die sehr gewöhnlichen Krankheiten gehören. Diese Krankheit besteht in einer sehr heftigen Ergießung der Galle, und in einem starken Auswurf derselben durch häufiges Brechen und durch einen öftern Stuhlgang, wobey durchgängig eine solche Heftigkeit bemerkt wird, daß man diese Krankheit für eine der beschwerlichsten halten muß. Außer der Hitze der Himmelsgegend schreibt Bontius die Ursache dieser Krankheit dem häufigen Genuß der Früchte zu, die zwar ihrer Natur nach sauer sind, aber bey einer zu starken Anhäufung in den ersten Wegen, die Verdauungskraft schwächen, und in eine Fäulniß übergehen, wodurch vorzüglich die sogenannte grüne oder blaue Galle (bilis aeruginosa) erzeugt wird, welche in diesen und andern ähnlichen Krankheiten die Hauptrolle spielt, und nach Hukshams Beobachtung aus einer Vermischung der Galle mit einer Säure ihren Ursprung nimmt.

Die gewöhnliche Folge dieser Krankheit ist eine schnelle Ausleerung aller wässerigen Feuchtigkeiten des

Körpers, welche sich in die Gedärme ziehen, und theils durch den Stuhlgang, theils durch das Erbrechen fortgehen; wodurch eine so schnelle Abnahme der Kräfte des Körpers entsteht, daß die stärksten Menschen augenblicklich dadurch ausgezehrt werden, und bisweilen nach vier oder sechs Stunden sterben müssen. Wenn der Anfall der Krankheit heftig ist, und ihr nicht bey Zeiten vorgebeugt wird, so leben überhaupt die meisten von dergleichen Kranken nicht bis über den folgenden Tag. Der Puls vermindert sich bey dieser Krankheit in einem Augenblick; die Hände und Füße werden kalt, und es findet sich ein heftiges Schlucken nebst einer Mattigkeit ein, welche Zufälle zuletzt mit heftigen Convulsionen und dem Tode ein Ende nehmen.

Die Cur dieser heftigen und überaus gefährlichen Krankheit muß man, wie Bontius vorschlägt, damit anfangen, daß man dem Kranken gelinde zusammenziehende Mittel giebt, welche die allzu starke Auflösung verhindern, und die Hitze der Galle mindern können; zu welcher Absicht dieser Arzt Bilimbing, sowohl roh, als auch mit Zucker eingemacht, ingleichen die Frucht einer gewissen Art unächter Myrobalanen empfiehlt, welche eine zusammenziehende Kraft haben, und nicht, wie die eigentlichen Myrobalanen, ein Purgiren verursachen. Unterdessen ist die von Sydenham vorgeschlagene Heilart unendlich besser, welche vorzüglich darinnen besteht, daß man dem Körper des Kranken sowohl durch Trinken, als auch durch Clystiere einen erweichenden Trank beybringe,

und sobald man merkt, daß der Trank fast rein wieder um durch den Stuhlgang oder durch das Brechen von dem Kranken weggeht, und also die meisten Unreinigkeiten fortgeschafft sind, zu einem aus Mohnsaft bereiteten Arzneymittel fortgehe.

Entzündung der Leber.

Unter den in diesen Gegenden gewöhnlichen Entzündungskrankheiten kömmt keine so häufig vor, als die **Entzündung der Leber**, welche eine natürliche Folge von der oben angeführten ungesunden Beschaffenheit der Luft und von der fehlerhaften Diät, insbesondere aber von dem häufigen Genuß des Aracks ist. Denn dieses Getränke ist nicht nur seiner Natur nach sehr hitzig und der Gesundheit schädlich, sondern wird noch dadurch viel schädlicher, daß viele, nachdem sie sich voll gesoffen haben, den erhitzten Körper gemeiniglich mit Wasser anfüllen, und überdieses sich auf die kalten Steine schlafen legen, oder auch ihre Schlafstätte auf den Verdecken der Schiffe unter freyem Himmel wählen; durch welche überaus unbesonnene Lebensart nothwendig eine Verdickung der Säfte, und eine Verhinderung der Ausdünstung erfolgen muß, welche gemeiniglich eine schädliche Wirkung auf die Leber hat, und zur Entzündung derselben Anlaß giebt. Die mit dieser Krankheit verbundenen Zufälle bestehen vorzüglich in einem beschwerlichem Athemholen, welches von dem Druck dieses grossen verstopften Eingeweides verursacht wird, ferner in einer großen Beängstigung, die mit einer schmerzhaften Empfindung unter den unächten Ribben an der rechten Seite verbunden ist, und in einem bald heftigern,

gern, bald gelindern Fieber, welches allezeit eine Entzündung zu begleiten pflegt, und mit Hitze, Durst, und einer Röthe im Gesicht vergesellschaftet ist. Bisweilen wird der Körper des Kranken, und vorzüglich das Gesicht, ganz gelb, wobey sich auch die andern Merkmale der Gelbsucht in dem Urin und in dem Stuhlgange zeigen, wodurch sich diese Zufälle noch mehr verschlimmern.

Die Heilart dieser Krankheit ist einigermaßen verschieden, und richtet sich nach den verschiedenen Graden derselben. Wenn die Krankheit mit keinem merklichen Fieber, und mit keiner Entzündung verbunden ist, sondern blos in einer Verstopfung besteht, so können alle die Mittel gebraucht werden, welche eine gelinde verdünnende und ein wenig reizende Kraft besitzen, wie z. E. die Curcuma, ingleichen der Saame von Anies, Fenchel und Kümmel, nebst dem bittern Extract aus Pferdeblumen, indianischem Calmus, indianischem wohlriechendem Gras u. s. w. Zu gleicher Zeit, oder vielmehr, nachdem die Hauptursache der Krankheit schon einigermaßen fortgeschafft worden ist, müssen auch gelinde Mittel zur Reinigung des Leibes gegeben werden. Allein wenn die Schmerzen und das Fieber eine wahre Entzündung anzeigen, so muß nothwendig ein oder mehrmal zur Ader gelassen werden, zumal wenn der Kranke von starker Leibesbeschaffenheit und an das Klima schon gewöhnt ist. Nach dem Aderlaß ist es nützlich, sehr kühlende und zugleich verdünnende Tränke von Graswurzeln, Cichorien, Tamarinden, Salpeter u. s. w. zu gebrauchen,

chen, worauf man gelinde Laxirmittel, z. E. Rhabarber, den Kranken empfehlen kann. Keine geringere Empfehlung verdienen die kühlenden Syrupe und Conserven, die man aus den in Ostindien so häufig wachsenden seifartigen Kräutern verfertigt. Insbesondere sind in dergleichen Fällen die unter dem Namen der ostindischen Liebesäpfel bekannten Früchte, welche die Chineser in ihren Gärten erbauen, und sie mit Essig und Pfeffer, nachdem sie dieselben in der Asche gebraten haben, zu essen pflegen, mit Nutzen zu gebrauchen. Denn ob man gleich dieses Gewächs in unsern Gegenden unter die kühlenden und betäubenden Gifte rechnet, so wird dasselbe doch in heißen Ländern als ein sehr heilsames Mittel befunden, die Entzündung zu dämpfen, und die zu häufige Galle abzuführen. Man pflegt die Früchte von diesem Gewächse auch in Essig mit Pfeffer und andern Gewürzen einzulegen, in welchem Falle ihnen der Name Achar gegeben wird; und diese eingelegten Früchte können bey der Abnahme der Krankheit mit Nutzen gebraucht werden, zumal wenn man zugleich eine schickliche Salbe aus Curcuma, Sandelholz und ausgepreßtem Rosenöle oder Cocusöle zu Hülfe nimmt. Mit diesen Oelen, welche eine gelbe Farbe, zugleich aber einen angenehmen Geruch haben, und den Kranken eine große Linderung verschaffen, wird der ganze Körper des Kranken gesalbet. Auf Java wächst auch ein gewisser Strauch, Sampaga genannt, der überaus angenehm riecht, und dessen Blätter den Blättern des Pfersichbaums nicht ungleich sind. Die Mahomedaner bedienen sich dieses Gewächses sehr häu-

sig, weil sie große Liebhaber von allen wohlriechenden Sachen sind. Auch sind die daraus zubereiteten Salben wegen ihrer kühlenden und verdünnenden Kraft von überaus großem Nutzen. Allein wenn der Kranke heftige Schmerzen empfindet, die nicht bald nach dem Aderlassen und nach dem Salben abnehmen, so ist wiederum nichts bessers, als der Mohnsaft und die daraus bereiteten Arzneymittel; weil sich dadurch nicht nur eine Linderung der Schmerzen bewirken läßt, sondern auch die erweichten Unreinigkeiten durch Schwitzen oder Wasserlassen aus dem Körper fortgeschafft werden können.

Wie sich die Entzündunge der Leber gemeiniglich endigen.

Die Entzündungen der Leber endigen sich hier zu Lande oft in eine Eiterung, und zwar auf zweyerley Art. Einige von diesen Eitersäcken befinden sich in der Substanz der Leber selbst, und andere sind zwischen dem Fleische und der äußersten Haut dieses Eingeweides eingeschlossen; das letzte findet gemeiniglich hier zu Lande statt, und ist auch der einzige Fall, welcher eine Wiedergenesung verstattet. Denn sobald der Eiter schon in die schwammige Substanz dieses Eingeweides gedrungen ist, so kann man sich wenig Hoffnung zu einer Besserung machen. Die einzige Art, die Krankheit alsdenn zu heilen, besteht in der Oeffnung des Geschwürs, welche sich am besten dadurch bewerkstelligen läßt, wenn man erst einen Einschnitt in das Bauchfell macht, und hernach die Wunde bis an den gehörigen Ort erweitert. Nachdem dieses geschehen ist, zeigt sich die äußere, mit Eiter besetzte Haut der Leber, und sobald das Geschwür durch-

stochen

stochen ist, fließt der halbverdorbene Eiter aus dem Sacke heraus, und zwar allezeit mit einem üblen Geruch; wobey man desto mehr Hoffnung hat, je geringer dieser Geruch ist. Hierauf muß man gelinde reinigende, und hernach heilende Mittel gebrauchen, wobey innerlich alle säuerliche reife Früchte, weil sie der Fäulniß der Galle wiederstehen, sehr nützlich sind. Gegen die Schwachheit und üble Beschaffenheit des Kranken schlägt Bontius den Gebrauch der Bezoarsteine vor; allein ein kräftiger Aufguß von der Fieberrinde verdient gewiß einen Vorzug vor den unnützen Bezoarsteinen.

Von der in Ostindien sehr gewöhnlichen Wassersucht u. Windsucht.

Unter den lange anhaltenden Krankheiten ist in Ostindien keine so gewöhnlich, als die Wassersucht, sowohl die gemeine Art zwischen Fell und Fleisch, als auch die besondre in der Bauchhöhle; welches sich von der Windsucht gleichfalls sagen läßt. Verstopfungen der Leber sind die vornehmsten Ursachen dieser Krankheiten, welche ihren Ursprung aus den schon mehrmal angeführten Fehlern in der Diät und aus der ungesunden Beschaffenheit des Klima nehmen. Eine solche Verstopfung verursacht einen Druck auf die Wassergefäße, und verhindert zugleich die gehörige Abscheidung der Galle, ohne welche der Chylus, und folglich auch das Blut seine natürliche und zur Gesundheit nöthige Beschaffenheit nicht erlangen kann. Wegen der Verstopfung dieses wichtigen Eingeweides gesellt sich auch zu dieser Krankheit ein trockner Husten, der gemeiniglich zu erkennen giebt, daß sich in der Höhle der Brust Wasser gesammlet habe. Ueberdieses em-

pfindet der Kranke eine große Beschwerlichkeit beym Wasserlassen; der Urin ist meistentheils sehr blaß, und der Kranke wird von einem anhaltenden Durste geplagt. Unterdessen verdient es angemerkt zu werden, daß die Wassersucht hier zu Lande gar nicht eine so gefährliche Krankheit, als bey uns in Europa ist; weil die Säfte, welche durch die Hitze des Klima leichter, als bey uns, sich in Bewegung setzen lassen, auch deswegen ohne große Mühe abgeführt werden können, so daß bisweilen Kranke, welche erst kürzlich in Ostindien angelangt sind, und von solchen Aerzten, denen es an hinlänglicher Kenntniß des Landes fehlt, für unheilbar gehalten werden, sich oft durch geringe Hausmittel von ihrer Krankheit befreyen können.

Die vornehmsten Mittel zur Wiedergenesung bestehen in Verdünnung der kalten und wässerigen Materie, ferner in derselben Fortschaffung aus dem Körper, und endlich in Reinigung der verstopften, und in Stärkung der erschlafften Theile. Was den ersten Punkt betrifft, so schickt sich zur Speise für den Kranken am besten das Fleisch von schwarzen Hühnern, welches in diesen Gegenden eine wasserabtreibende Kraft besitzt, wozu man noch den Saamen von Fenchel, Anies uud Liebestöckel, nebst der Wurzel von Cichorien, wie auch den Blättern von Majoran und Basilicum setzen kann, welche alle in diesen Gegenden sehr häufig wachsen. Ziegenfleisch verdient hier ebenfalls empfohlen zu werden; allein nichts ist besser, als ein Trank aus China, Sassaparilla, Curcu-

ma und Scabiosen, wie auch ein Aufguß von Franzosenholz mit seiner Rinde.

Wenn man also auf diese Art die gehörige Vorbereitung gemacht hat, so muß man nunmehr darauf bedacht seyn, die Unreinigkeiten selbst fortzuschaffen, welches sich am besten durch starke Purgirmittel bewerkstelligen läßt, und zwar vorzüglich, wie Bontius vorschlägt, durch Pillen, die aus Gummigutt mit Aloe und Gummi ammoniacum, welches man in Essig aufgelößt hat, gemacht werden, und wovon die Dosis eine halbe bis ganze Drachme seyn kann. Auch empfiehlt dieser Arzt den Saft von Eselsgurken bis zu einem Scrupel eingenommen, und den Extract davon bis zu funfzehn Gran; welche Dosis aber in unsern kalten Gegenden für die meisten Personen zu groß seyn würde.

Nachdem der Körper durch diese Arzneymittel von seinen Unreinigkeiten befreyt worden ist, so muß die Erneuerung der Krankheit durch solche Mittel verhindert werden, welche die Verstopfungen heben, und die Gefäße stärken können; zu welcher Absicht der Theriak nebst einem Aufguß von schweißtreibendem Holze, und der Gebrauch der Stahlmittel von der größten Wirksamkeit sind.

Die Gelbsucht.

Die häufigen Verstopfungen der Leber geben auch oft zur Gelbsucht Gelegenheit, die von sehr verschiedener Art ist, nach Beschaffenheit derjenigen Zufälle und Ursachen, wodurch sie veranlaßt wird. Die Gelbsucht, welche aus einer unheilbaren Verhärtung der Leber entsteht, ist ihrer Natur nach tödlich; welches sich auch von derjenigen Art, die aus

einer

einer überhand genommenen Schwärung der Leber entsteht, sagen läßt. Wenn aber diese Krankheit aus einer bloßen Verstopfung eines Theils der Gefäße dieses Eingeweides durch zähen Schleim entstanden ist, so kann man sich viel Hoffnung zur Wiedergenesung machen, so wie auch in demjenigen Falle, wenn die mit kleinen Steinchen besetzte Gallenblase die Ausgießung der Galle in die Gedärme verhindert; weil die Steine der Gallenblase, die aus einer fettigen Substanz zusammengesetzt sind, durch verdünnende seifenartige Mittel mürbe gemacht, ja in dergleichen flüßigen Materien ganz und gar aufgelößt werden können. In beyden Fällen läßt sich die Wiedergenesung fast durch einerley Mittel bewerkstelligen, nämlich durch Purganzen, um dadurch die ersten Wege zu reinigen, und das Fortschaffen der Galle zu befördern; welche Purganzen man am besten aus Tamarinden, Rhabarber, Senesblätter, u. s. w. ingleichen auch aus Gummigutt bereiten kann, indem das letztere sich durch die Auflösung in Essig von seiner üblen Beschaffenheit befreyen läßt. Unter den verdünnenden Mitteln wird sowohl in Indien, als auch hier zu Lande, die Wurzel von Curcuma für das wirksamste gehalten, und es ist in der That gewiß, daß man bey der hartnäckigsten Gelbsucht viel damit ausrichten kann. Zugleich sind die windtreibenden Saamen hierbey von dem größten Nutzen; weil die Blähungen und Winde eine Folge von dem Mangel an Galle, und von der unvollkommenenen Verdauung der Speisen sind, wodurch diese Krankheit in der Folge sehr merklich verschlimmert wird.

Man

Von den auszehrenden Krankheitē in Ostind. u. insbesondere von der Darmscheide-Schwindsucht.

Man findet in Indien auch eine Menge von auszehrenden Krankheiten, und zwar fürchtet man sich vornämlich in diesen Gegenden vor einer besondern Art von austrocknender Schwindsucht, wodurch die Menschen ohne eine merkliche Krankheit weggerafft werden. Bontius nennt diese Krankheit die Darmscheideschwindsucht; weil er Gelegenheit gehabt hat, verschiedene Kranken, die an diesem Zufalle gestorben waren, nach ihrem Tode zu öffnen, und dabey zu bemerken, daß diese Art von Auszehrung ihren Sitz vorzüglich in der sogenannten Darmscheide habe, indem dieser Theil des Körpers bey dergleichen Personen allezeit voller Geschwüre, ja bisweilen auch ganz zerfressen gewesen, so, daß die Gedärme ohne Ordnung unter einander in dem Unterleibe gehangen haben. Die Folgen dieses Uebels sind sehr leicht einzusehen. Denn der Eiter der in Schwärung übergegangenen Drüsen verursacht nicht nur ein höchst gefährliches schleichendes Fieber, sondern es werden auch durch die üble Beschaffenheit der Drüsen die Milchgefäße angegriffen, welche den Nahrungssaft aus den Gedärmen einsaugen, und bis in den Milchbehalter führen müssen. Aus dieser Ursache trocknen dergleichen Kranke bis auf die Knochen aus, und sterben endlich blos aus Mangel an Kräften und natürlicher Wärme. Merkwürdig aber ist in dieser Krankheit der heftige widernatürliche Hunger, von welchem die Kranken geplagt werden, so daß sie allerhand Speisen in Menge zu sich nehmen, wodurch ihr Uebel merklich verschlimmert wird. Hierzu kömmt noch ein sehr häufiger Stuhlgang oder roher Durch-

fall (lienteria), welcher in einer beständigen Ausleerung halbverdauter Speisen besteht, aus denen kaum einige Nahrung in das Blut gelangen kann. Diese Krankheit ist allezeit sehr gefährlich; doch kann man, wenn man ihre Natur hinlänglich kennt, und gleich anfangs die rechten Hülfsmittel anwendet, noch oft davon befreyt werden. Die vornehmste Heilart derselben besteht darinnen, daß man die Ursachen der Verstopfungen zu heben, und die Federkraft der ersten Wege zu verstärken sucht. Am besten schickt sich hierzu der Aufguß aus verdünnenden und gelinde reizenden Mitteln, z. E. aus Curcuma mit Anies- und Fenchelsaamen, wobey man den Körper äußerlich mit verdünnenden Oelen salben kann, dergleichen das Oel von den Lorberbeeren, von dem wohlriechenden Klee, u. s. w. ist. Ueberdieses wächst in Ostindien eine zur Verdünnung des Bluts sehr geschickte Grasart, welche Kreuzgras genannt wird, und vom Albinus in seinem Werke über die ägyptischen Pflanzen beschrieben worden ist. Dieses Gras, aus dessen Stengel vier Aehren hervorschießen, welche eine solche Lage gegen einander haben, daß sie völlig die Gestalt eines Kreuzes bilden, ist mit einer sehr wohlriechenden Wurzel versehen, welche an Geruch der Nelkenwurzel am nächsten kömmt, und zugleich einen bitterlichen und süßlichen Geschmack hat, der eine merkliche Kraft, das Blut zu verdünnen, anzeigt; daher diese Pflanze vom Bontius wegen ihrer Wirksamkeit in dieser Krankheit, ingleichen bey Verstopfungen und Steinen der Nieren, wie auch in andern ähnlichen Zufällen, sehr empfohlen wird. Die

Bach-

Bachbungen und Wassergaucheil (Anagallis aquatica) werden ebenfalls vom Bontius für sehr heilsam in dieser Krankheit gehalten, und ohne Zweifel müssen auch die in unsern Gegenden sehr gebräuchlichen verdünnenden Salze, z. E. der vitriolisirte Weinstein u. s. w. und, wenn die Krankheit nach dem Gebrauch derselben nicht nachläßt, die aus Quecksilber und Spießglas zubereiteten Arzneyen, ebenfalls sehr wirksame Mittel seyn. Was die Diät betrifft, so wird unter den Speisen aus dem Thierreiche bey diesem Zufall unter allen das Fleisch der Finken und Turteltauben, welche in diesen Gegenden von den Mohren in der Wildniß häufig geschossen werden, vorzüglich empfohlen, wobey man auch gelinde öffnende Kräuter und Wurzeln nebst der Ziegenmilch, die wegen ihrer reinigenden Kraft sehr gerühmt wird, zur Speise gebrauchen kann. Endlich muß man sich vor allen heftigen Purgirmitteln in Acht nehmen, weil dergleichen Mittel die Kraft der Gedärme schwächen, und, ohne sonst einen Vortheil zu verschaffen, die besten Säfte abführen; wodurch die dieser Krankheit eigene und gefährliche Schwäche immer noch mehr vermehrt wird.

Von der Beschaffenheit der in Ostind. häufig vorkommenden Brustkrankheiten.

Die Brustkrankheiten sind in Ostindien nicht weniger selten, als in Europa, und nehmen ihren Ursprung gemeiniglich aus ehemaligen vernachlässigten Erkältungen und Flüssen, welche in diesen Gegenden sehr gewöhnlich sind, und aus der verhinderten Ausdünstung entstehen. Die zu diesen Zufällen Anlaß gebende Ursache ist vorzüglich die feuchte heiße Luft dieser Gegenden, deren heftige Wärme beständig

dig mit einer empfindlichen Kälte abwechselt, wovon die schädlichen Wirkungen daselbst sehr heftig zu seyn pflegen, zumal da viele Leute, z. E. die Matrosen und Soldaten, die Gewohnheit haben, oben auf den Dächern der Häuser, und auf den Verdecken der Schife zu schlafen, auf welche sie sich, nachdem sie sich zuvor voll getrunken haben, gemeiniglich ohne Bedeckung niederzulegen pflegen. Auch verdient hier angemerkt zu werden, daß diejenigen Personen, welche die oberste Stockwerke der Häuser bewohnen, einer weit bessern Gesundheit genießen, und dieser auch andern ähnlichen Krankheiten nicht so häufig unterworfen sind, als die Bewohner der untern Stockwerke, welche wegen der Feuchtigkeit derselben gemeiniglich kränklich sind, und überdieses von Skorpionen und Kakerlaken geplagt werden.

Die Materie, welche dergleichen Flüsse und Brustkrankheiten verursacht, ist von einer sehr scharfen und fressenden Art. Wenn sie auf die Lungen fällt, so verursacht sie darinnen eine Entzündung, die einen trocknen Husten und hernach Blutspeyen und Auszehrung nach sich zieht, womit ein beschwerliches Athemholen, und ein beständiges schleichendes Fieber verbunden ist.

Das Abführen der unreinen und scharfen Materie gleich beym Anfange dieser Krankheit ist vom Bontius als das beste Heilmittel befunden worden. Ein Arzt, der bey Zeiten um Rath gefragt wird, muß daher sogleich Purgirmittel gebrauchen, und zwar stärkere, als man in unsern Gegenden bey dergleichen

gleichen Zufällen zu gebrauchen pflegt, aus Aloe, Scammonium, Gummigutt, Coloquinten u. s. w. Denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß man in den heißen Ländern die Menge und Stärke der Purgirmittel in eben dem Verhältnisse, in welchem die Hitze größer ist, vermehren muß; daher man an einigen Orten in Ostindien sich solcher Arzneymittel bedient, die in unsern Ländern als heftige Gifte wirken würden. Wenn die vornehmsten und gröbsten Unreinigkeiten durch den Stuhlgang fortgeschafft sind, so muß die weitere Reinigung des Körpers von schädlichen Säften durch solche Mittel befördert werden, welche auf den Schleim und die Gefäße der Nase wirken, dergleichen die Schleimküchelchen sind, die man aus Pfeffer, Läusekörnern (Staphysagria) u. s. w. verfertiget. Ueberdieses bereitet man in Indien noch besondere Arzneymitel zur Austreibung des Schleims zu, die aus Areka und Betel gemacht, und mit ungelöschtem Kalch von Austerschaalen vermengt werden. Denn dieses Mittel, welches man in der malayischen Sprache Sirii Pinang zu nennen pflegt, schafft die schädlichen und scharfen Unreinigkeiten fort, welche sonst auf die Lungen fallen, und einen beschwerlichen Husten verursachen. Außerdem giebt es hier noch eine besondere Art von Pinang, welche eine trunkenmachende Kraft besitzt, und von den Indianern Mabok genannt wird. Diese Art von Pinang hat ungefähr eben dieselbe Wirkung, wie starker Wein, doch mit dem Unterschiede, daß diese besondere Trunkenheit dadurch wiederum leicht gehoben werden kann, wenn man ein wenig Salz zu sich nimmt.

Wenn die vorhin genannten bösartigen Flüssigkeiten, welche die Krankheit verursachen, schon einige beträchtliche Gefäße in der Substanz der Lunge durchgefressen, und ein starkes Blutspeyen verursacht haben, so ist eine starke Aderlaß, wobey man sich nach der Verschiedenheit der Temperamente und nach der Beschaffenheit des Bluts zu richten hat, von der größten Nothwendigkeit; worauf man verdickende und stärkende Mittel gebrauchen muß. Ist die Krankheit schon in eine völlige Lungenschwindsucht übergegangen, so muß man sich eben derselben Mittel bedienen. Insbesondere empfiehlt Bontius in allen dergleichen Fällen seinen Extract von Saffran, dessen Kraft vorzüglich im Mohnsaft besteht, wodurch er, wie er versichert, allezeit den Vortheil erhalten hat, daß die verdickten Unreinigkeiten nicht nur leichter fortgeschafft werden konnten, sondern daß auch der Husten dadurch gemildert, und die Heilung der offenen Lungengeschwüre befördert wurde. Zugleich giebt er den Rath, lindernde Milch aus den bekannten Saamenarten, und Brusttränke aus blutverdünnenden und balsamischen Kräutern, ingleichen Latwerge aus eingemachten Rosen mit Schwefel fleißig zu gebrauchen.

Von den in Ostindien gewöhnlichen Fiebern.

Was ferner die Fieber betrifft, so sind dieselben in diesen Gegenden eben so mannichfaltig, und sowohl ihrer Natur nach, als auch in Ansehung der Zufälle, die sie begleiten, eben so verschieden, als anderwärts, wegen der heißen und mit ungesunden Ausdünstungen erfüllten Luft; doch gehören die meisten

in

in die Classe der faulen und bösartigen Fieber. Nach den Beobachtungen des Bontius bemerkt man daselbst sehr selten eigentliche viertägige Fieber, womit auch nur diejenigen geplagt sind, welche diese Krankheit aus Europa mitgebracht haben, und gemeiniglich zuletzt wassersüchtig werden, und auf diese Art elendiglich sterben müssen. Ordentliche dreytägige Fieber, die zu bestimmten Zeiten wiederkommen, sind ebenfalls in diesen Gegenden selten; denn die meisten Fieber halten beständig an, oder bestehen zum wenigsten aus sehr geschwind auf einander folgenden Anfällen, so, daß sie die Gestalt eines seiner Natur nach beständig anhaltenden Fiebers haben. Dergleichen Fieber sind nicht blos auf Java gewöhnlich, sondern überhaupt die gewöhnliche Plage der Einwohner heißer Länder zwischen den Wendekreisen. Sie unterscheiden sich aber von derjenigen Krankheit, welche man das gelbe Fieber oder die schwarze Gallensucht nennt, und wovon blos einige wenige Personen bey ihrer ersten Ankunft in heißen Gegenden befallen werden, nämlich meistentheils ungesunde und fette Personen, insbesondere diejenigen, welche zuviel Speck und Fleisch genießen, und im Trunke Ausschweifungen begehen.

Das gelbe Fieber oder die schwarze Gallensucht.

Herr J. Lind, ein ansehnlicher englischer Arzt, der verschiedene Jahre Gelegenheit gehabt hat, die Natur der ostindischen Krankheiten zu beobachten, hat gefunden, daß man in dergleichen Krankheiten ohne den Gebrauch der Fieberrinde nichts wichtiges ausrichten kann. Einige mal beobachtete er, daß die

Genesung der Kranken von dergleichen Fiebern in den, zwischen den Wendecirkeln liegenden Ländern, vorzüglich dadurch bewerkstelliget wurde, daß man sich die kleinen Zwischenzeiten zwischen den Anfällen der Krankheit zu Nutze machte, wo man im Stande war, dem Kranken eine ganze, oder zum wenigsten doch eine halbe Unze Chinarinde einzugeben. Er hat auch Gelegenheit gehabt, die Tagebücher vieler Schiffscapitaine durchzugehen, und aus denselben allezeit ersehen, daß, ungeachtet des großen Unterschiedes vieler solcher Fieber, dennoch ihre Natur in der Hauptsache eben dieselbe gewesen sey, und daß man zur Genesung des Kranken allezeit den Gebrauch der Fieberrinde nöthig gehabt habe. Insbesondere führt er hierbey die auf der Insel St. Thomas gewöhnlichen Fieber an, die unter allen die bösartigsten sind, und blos durch das itzt genannte Arzneymittel, wie es scheint, vertrieben werden können.

Es wird aber die Fieberrinde in diesen heißen Ländern nicht nur als ein vortreffliches Mittel zur Wiederherstellung der Kranken, sondern auch als ein gutes Vorbauungsmittel befunden, wovon sich Herr Lind zuerst auf der Küste von Guinea überzeugte; und zwar ist dieses Mittel vorzüglich alsdenn sehr wirksam, wenn man zugleich eine gute, in den heißen Ländern so nöthige Diät beobachtet, welches aber nicht blos von den Einwohnern der africanischen und der heißen Länder von Asien, sondern auch von den Bewohnern unserer nördlichen Länder gilt. Unter andern erhellet dieses aus dem Beyspiel des Grafen

Bonneval, welcher im Jahr 1718 den Prinzen Eugenius von Savoyen bey der Belagerung von Belgrad begleitete. Denn während der Zeit, da fast jedermann an faulen ansteckenden Fiebern, die theils mit einem blutigen Abgang verbunden, theils aber davon frey waren, krank lag, so befand sich Bonneval nebst seinem ganzen Gefolge vollkommen gesund; welches er blos dem Umstande zuschrieb, daß er allen seinen Leuten täglich ein gutes Glas von einem aus Fieberrinde und Branntwein bestehenden Aufguß zu trinken gab.

Von einem besonders gefährlichen, beständig anhaltenden faulen Fieber.

Außer diesen intermittirenden faulen Gallenfiebern findet man auch oft beständig anhaltende Fieber, welche die Kranken mit solcher Heftigkeit angreifen, daß sie schon in den ersten Augenblicken fast sinnlos werden, und nicht selten binnen wenig Tagen, ja bisweilen binnen wenig Stunden mitten in der Wuth sterben müssen. Zu diesem überaus gefährlichen Umstande kömmt gemeiniglich noch eine völlige Schlaflosigkeit nebst einem Erbrechen, wobey allerhand grüne und andere bösartige Materie fortgeht, und eine heftige Kälte der äußern Glieder, hingegen eine ausserordentliche Hitze der Eingeweide verspürt wird; welche Umstände zusammengenommen einen beynahe unvermeidlichen Tod verkündigen. Diese Krankheit gehört zwar eigentlich unter die faulen Fieber, muß aber wegen der außerordentlichen Heftigkeit der Zufälle, wenigstens im Anfange, als eine Entzündung behandelt werden. Das erste, was man also bey der Cur dieser Krankheit zu thun pflegt, ist eine starke

Aderlaß, die man ein oder mehrmal wiederholt. Wenn nun das Blut dadurch ein wenig in Ruhe gekommen ist, so verordnet man kühlende Tränke, die zugleich eine Reinigung der ersten Wege bewerkstelligen, und worzu man sich der Tamarinden, der Cassia mit Weinstein, des Vitriolgeistes und Salpeters, u. s. w. zu bedienen pflegt. Auch muß man überdieses die Verminderung der Fieberanfälle durch gelinde betäubende Mittel zu befördern suchen, in welchem Falle, so wie in den meisten übrigen hitzigen Krankheiten, ein behutsamer Gebrauch des Mohnsafts von dem größten Nutzen ist. Gelinde purgierende Mittel und kühlende Clystire können ebenfalls hierbey viel Nutzen verschaffen.

Von demjenigen Fieber, womit die nach Solor und Timor segelnden Holländer befallen werden.

Alle besondere Arten von Fiebern, die in Ostindien gewöhnlich sind, ausführlich zu beschreiben, würde eine sehr weitläuftige Sache seyn, in die wir uns nicht einlassen können. Wir wollen daher nur noch derjenigen besondern Fieber gedenken, von denen die Holländer, die nach Solor und Timor segeln, befallen werden. Diese Inseln liefern beynahe allein das Sandelholz, ein in der Arzneykunst und in der Färberey sehr nützliches Product. Allein so heilsam auch dieses Holz getrocknet für den menschlichen Körper zu seyn pflegt, so besitzt es doch, so lange es noch völlig grün und frisch ist, solche scharfe Säfte, daß man es in diesem Zustande als ein gefährliches Gift betrachten muß; worzu überdieses die außerordentliche Hitze und feuchte Witterung dieser Gegenden kömmt, wodurch das Uebel noch vergrößert wird. Denn das

Sandel-

Sandelholz wird von sehr hohen Bergen geholt, auf denen beständig eine merkliche Kälte und feuchte Nebel bemerkt werden, welche Abwechselungen von Wärme und Kälte schon in Europa gefährlich, in diesen Gegenden aber noch unendlich schädlicher sind; weil die durch die Hitze der heißen Gegenden sehr stark geöffneten Schweißlöcher durch die kühle Luft auf den Gipfeln der Berge plötzlich wieder verschlossen werden. Diese Fieber fangen ebenfalls mit Phantasiren an, gehören aber unter die intermittirenden Arten, ob sie gleich keine genaue bestimmende Zeit halten. Sie haben überdieses die besondre Eigenschaft, daß die Kranken die ganze Zeit über, da sie von dem Fieber befallen sind, sich mit der Nachahmung derjenigen Handthierung beschäfftigen, die sie während ihrer gesunden Zustandes ausgeübt haben. Außerdem bemerkt man dabey noch das Sonderbare, daß dergleichen Kranken alles beichten, was sie in ihrem Leben Gutes oder Böses, öffentlich oder heimlich gethan haben. Diese Krankheit ist nicht weniger gefährlich, als die vorhergehende, und erfordert eine ähnliche Heilungsart, die sich nach Beschaffenheit der Umstände richten muß. Ueberdieses werden hierbey Brechmittel aus Spießglas, wie Bontius gefunden hat, mit dem glücklichsten Erfolg gebraucht.

Von d. Blindheit, welche die nach Amboina und Banda segelnden Personen befällt.

So wie diejenigen, welche nach Solor und Timor reisen, von diesem besondern Sandelfieber angefallen werden, so sind wiederum diejenigen, die nach Amboina und Banta segeln, einer besondern, dieser See eigenen Blindheit unterworfen. Die

Eingebohrnen schreiben die Ursache dieser Krankheit dem Genuß des heißen Reißes zu; daher auch die Javaner und Malayer den frischgekochten Reiß, ehe sie ihn genießen, an die kühle Luft setzen. So sonderbar aber diese Behauptung auch scheinen kann, so wird sie doch von den Holländern, und selbst vom Bontius, für wahr gehalten; daher das Essen des heißen Reißes auf den Schiffen bey einer gewissen Strafe verboten ist. Bontius bemerkt überdieses noch, daß der Reiß einen schädlichen und schläfrig machenden Geist besitzt, welcher durch die Wärme herausgetrieben, und also in dem schon kalt-gewordenen Reiße nicht so häufig, als in dem noch ganz heißen gefunden wird. Uebrigens scheint diese Krankheit meistentheils aus einer scharfen Materie zu entstehen, welche die Wirkungen der Nerven durch ihren Druck verhindert. Bontius schlägt daher zur Vertreibung derselben starke Purganzen, und überdieses Nießmittel aus Tabak und andern dergleichen Dingen vor. Allein das vornehmste Heilungsmittel besteht in dem innern Gebrauch der Leber der Hayfische, von denen man auch den Thran hierbey gebrauchen kann, den man aber bloß äußerlich auf die Augen legen darf, da man hingegen die Leber roh mit Salz essen muß. Diese Kraft der Hayleber ist etwas besonders, und ihr allein eigen; denn alle andere Lebern können statt dieses Vortheils viel Schaden verursachen. Ueberdieses ist noch zu bemerken, daß diese Art von Blindheit zwar gemeiniglich nur eine bestimmte Zeit dauert, und oftmals schon von selbst vergeht, wenn der Kranke diese Gegenden verläßt, daß sie aber doch, wenn

man

man sie verwahrloßt, oft mit der Zeit ganz unheilbar wird.

Von der unter dem Namen Courap in Ostindien bekannten Krätze.

Unter den äußern Krankheiten, welche diesen heißen Ländern besonders eigen sind, ist vorzüglich eine Art von feuchtem Ausschlage zu bemerken, die von den Eingebohrnen Courap genannt wird, welches Wort so viel als Krätze in vorzüglichem Verstande bedeutet. Diese Art von Krätze verursacht auf dem ganzen Körper ein unerträgliches Jucken, so, daß die Kranken sich des Kratzens nicht enthalten können, wodurch aber das Uebel nicht wenig verschlimmert wird; weil die herauslaufende scharfe Materie die nahe liegenden gesunden Stellen der Haut überall durchfrißt. Die Ursache dieser Krankheit kann zwar eine üble Diät, oder eine auf andere Art entstandene üble Beschaffenheit der Säfte seyn; allein gemeiniglich wird doch dieser Ausschlag, so wie die gemeine Krätze in unsern Gegenden, durch Ansteckung veranlaßt. Auch bemerkt man bey dieser Krankheit, daß die Kranken während derselben selten von einer andern wichtigen Krankheit befallen werden, und daß hingegen das geschwinde Zurücktreten dieses Ausschlags eine bevorstehende große Krankheit ankündigt. Dessen ungeachtet ist die Heilung dieses Ausschlages eine sehr nothwendige Sache, weil derselbe sonst leicht in den eigentlichen Aussatz, oder in die sogenannte Elephantiasis, die erschrecklichste unter allen Hautkrankheiten, ausarten kann.

Die Heilungsart dieser Krankheit besteht anfänglich in der Reinigung der ersten Wege, um dadurch

den Körper von allen scharfen und bösartigen Säften zu befreyen, ohne welche Vorsorge der plötzliche Gebrauch anderer Mittel allezeit schädlich ist. Wenn man nun die ersten Wege gereiniget hat, so bedient man sich gemeiniglich einer Salbe aus Eisenrost und Schwefel, die man vermittelst des Essigs mit einander vermischt. Mit dieser Salbe bestreicht man die krätzigen Theile des Körpers, nachdem man vorher den Schurf abgerieben hat. Andere gebrauchen hingegen eine Salbe aus Opium, ungelöschtem Kalk und dem Safte von Liebesäpfeln, womit man füglich ein wenig Queckſilbersublimat vermischen kann. Allein Bontius heilte sich selbst blos durch Bleyweiß, nachdem er vorher die ersten Wege gehörig gereiniget hatte. Innerlich muß ohne Zweifel ein Pulver aus Schwefel, mit rohem Spießglas vermischt, von grossem Nutzen seyn.

Von einem andern sehr gewöhnlichen Ausschlage.

Die Schweißblattern (de sweetpuistjes of de Rootvont) sind ebenfalls ein sehr beschwerlicher Ausschlag, welchem die Neuangekommenen eben so wenig, als dem Beißen der Flöhe, die man in diesen Gegenden Moskiten nennt, entgehen können. Dieser Zufall besteht in einer Menge kleiner Blattern oder Bläschen, welche mit dem Schweiße hervorkommen, und den ganzen Körper, vom Kopf bis zu den Füßen, bedecken. Durch das heftige Jucken werden sie noch immer verschlimmert, weil hieraus die Neigung zum Kratzen entsteht, welches das Uebel beträchtlich vermehrt. Am meisten sind diesem Zufalle diejenigen unterworfen, welche erst kürzlich

aus

aus Europa in diesen heißen Gegenden angelangt sind, und daher auf eine verächtliche Art Orang Barou genannt werden, da sich hingegen diejenigen, die schon lange in Ostindien gelebt haben, Orang Lamme nennen, welches Wort soviel als einen alten Einwohner bedeutet, der in Ostindien zu Hause, und bereits an die Unbequemlichkeiten des Klima gewohnt ist. Uebrigens ist dieser Ausschlag zwar eben so wenig, als die Stiche der Flöhe, seiner Natur nach gefährlich, kann aber gleichwohl durch Verwahrlosung und starkes Kratzen sehr beschwerlich werden, und wohl gar nach und nach in bösartige Geschwüre ausarten. Um sich also von diesem beschwerlichen Jucken zu befreyen, ist nichts bessers, als das Waschen der mit diesem Ausschlag besetzten Stellen mit einem Gemische aus Essig und Wasser, worinnen man etwas Salpeter aufgelößt hat, worzu man noch, wenn man ein stärkeres Mittel verlangt, Citronensaft setzen kann. Insbesondere muß man bey diesem Ausschlage alle Arten von Purgirmitteln vermeiden, und statt derselben lieber, wenn man ja innerlich etwas brauchen will, zu dieser Absicht sich schweißtreibender Mittel bedienen; weil durch die Purgirmittel die scharfe Materie in die innern Theile getrieben, und dadurch nicht selten eine tödliche rothe Ruhr verursacht wird.

Von einer der Venusseuche ähnlichen Krankheit der Haut.

In Amboina und in den moluckischen Inseln herrscht noch eine besondere Krankheit der Haut, die in vielen Stücken der Venusseuche gleicht, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieselbe nicht, wie die venerischen Krankheiten, durch die Ansteckung entsteht.

steht. Gemeiniglich zeigen sich bey dieser Krankheit harte Erhöhungen, die auf dem ganzen Körper eben so häufig, wie in unsern Gegenden bey einigen Personen die Warzen, zum Vorschein kommen. Eine solche Geschwulst fängt bald an zu schwären, und giebt alsdenn eine zähe klebrige Materie von sich. Nach und nach wird jede Geschwulst größer, und verwandelt sich endlich in ein tiefes bösartiges Geschwür, dessen scharfe Materie sich blos darinnen von dem Gifte der Venusseuche unterscheidet, daß es nicht so leicht die Knochen anfrißt, und auch weniger schmerzhaft ist.

Was die Cur dieser Krankheit betrifft, so ist dieselbe beym Anfange der Geschwulst mit keiner großen Schwierigkeit verbunden, indem sie sich alsdenn durch wohlgewählte blutreinigende Mittel bewerkstelligen läßt, dergleichen der Aufguß von schweißtreibenden Holzarten ist, z. E. der Aufguß von Franzosenholz, Sassafraß, China u. s. w. wobey zugleich die Unreinigkeiten durch starke Purgirmittel aus dem Körper geschafft werden müssen; denn gelinde Mittel sind hier von keinem Nutzen, sondern man muß sich hierbey des Gummigutt, des Saftes von den Eselsgurken, nebst den aus Queckfilber und Spießglas zubereiteten Brech- und Purgirmitteln bedienen. Aeußerlich lassen sich auch Queckfilbersalben mit Nutzen gebrauchen, wenn man den Körper so stark damit reibt, daß beynahe ein Speichelfluß entsteht; doch braucht man denselben selbst nicht zu erregen, weil er in diesem Falle, so wie auch in der Venusseuche, ganz überflüßig ist. Endlich müssen diejenigen, welche ihre Gesundheit

wieder

wieder erlangt haben, sich vor der, in Ostindien so allgemeingewordenen Speise der Sagokuchen sehr in Acht nehmen; weil sie sehr schwer zu verdauen sind, und daher viel schädliche Säfte in dem Körper hervorbringen, und wahrscheinlicherweise unter die entfernten Ursachen der itzt angeführten Krankheit gehören. Eben dieses läßt sich auch von dem Cocosweine oder dem sogenannten Palweine behaupten, wovon zwar ein mäßiger Genuß ganz und gar nicht schädlich, sondern vielmehr der Gesundheit zuträglich ist. Nur vor dem Mißbrauch und der Trunkenheit muß man sich in Acht nehmen; denn diese ist in Ostindien die vornehmste Ursache der schon an sich selbst gefährlichen hitzigen Krankheiten.

Bemerkungen über die auf dē nach Ostindien segelnd. Schiffen gewöhnlichen Krankheiten.

Wir haben also unsern Lesern kürzlich die vornehmsten Beobachtungen, welche die in Ostindien gewöhnlichen Krankheiten, und die Beschaffenheit der Luft zu Batavia betreffen, kürzlich mitgetheilt; wir kommen daher nunmehr zu einigen Bemerkungen über die Krankheiten derer, die auf Schiffen der Compagnie nach Ostindien segeln. Die Krankheiten, von denen die Schiffsleute in der Nordsee und im Canal befallen werden, sind nach Beschaffenheit der Jahreszeit, in welcher sie ausegeln, sehr verschieden. Selten aber können sie für das Schiffsvolk von sehr schlimmen Folgen seyn, weil man allezeit mit einem Ostwinde ausegelt, und folglich bald in wärmere Gegenden kömmt; daher dergleichen Krankheiten nur alsdenn statt finden, wenn die Schiffe durch entgegengesetzte Winde in unsern Häfen und auf der Rhee-

de

de lange aufgehalten werden. Sie erfordern auch keine weitläuftige Beschreibung, weil sie beynahe in allen Stücken mit den Krankheiten übereinkommen, die zu derselben Zeit an unsern Küsten herrschen.

Von den durch das Holz neuer Schiffe veranlaßten allgemeinen Krankheiten.

Ein ganz neues Schiff kann unterdessen zu einer allgemeinen Krankheit leicht Anlaß geben; weil das Holz der neuen Schiffe sehr ungesunde Dünste von sich giebt, die bisweilen so merklich sind, daß man das beständige Ausströmen derselben bey einem brennenden Lichte deutlich sehen kann, indem diese Dünste alsdenn in Gestalt eines dünnen Nebels, oder auch bisweilen in der Gestalt eines Lichtstroms hervorkommen. Durch dergleichen häufige feuchte Ausdünstungen werden nicht nur die Waaren und Metalle, welche sich auf dem Schiffe befinden, verdorben, weil dadurch Schimmel und Rost entsteht, sondern auch unregelmäßige Fieber veranlaßt, die sehr oft mit einem Durchfall und allerhand bösartigen Zufällen verbunden sind. Diese schädlichen Eigenschaften können dadurch sehr verbessert werden, wenn man recht trocknes Holz zur Erbauung eines Schiffs nimmt, oder fleißig mit Theer und Pech im Schiffe räuchert. Hingegen wird das Uebel durch das Abspülen der Verdecke nach Untergang der Sonne sehr vermehrt; welche Gewohnheit, als eine durchgängig schädliche Sache, auf allen Schiffen verboten werden sollte.

Was man bey den Reisen nach Ostind. in Ansehung d. Diät beobachten sollte.

Bey Unternehmung einer Reise nach Guinea und nach Ostindien, sollte man vor allen Dingen auf eine solche Einrichtung in Ansehung der Speisen und Getränke bedacht seyn, die sich zu der Natur der heißen

Gegen-

Gegenden am besten schickte, und überdieses sollte man den Körper zu den Veränderungen vorbereiten, welchen er sich bey dem Uebergange aus einer kalten in eine heiße Gegend nothwendig aussetzen muß. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sowohl die Eßlust, als auch die Verdauungskraft in den heißen Ländern geringer ist, als in den kältern Gegenden. Aus dieser Ursache hat die Natur die Bewohner des heißen Erdstrichs gelehrt, sich vorzüglich der Erdgewächse, des Getraides, der Wurzeln und säuerlicher Erdfrüchte zu bedienen, auch zugleich allerhand dünne und kühlende Flüssigkeiten zu ihrem Getränke zu erwählen. Hingegen befinden wir uns in den nördlichen Gegenden am besten, wenn wir sehr nahrhafte Sachen und vorzüglich Fleischspeisen genießen, und uns dabey kräftiger, aus Malz verfertigter Getränke, besonders zur Zeit des Winters, bedienen. Also sehen wir z. B. daß die Schiffsleute, welche von einer Reise nach Grönland zurück kommen, sehr hungrig sind, und die härtesten gesalzenen Speisen ohne Unbequemlichkeit verdauen können. Allein wenn eben diese Schiffsleute hierauf nach Ostindien segeln, so verliehren sie gar bald ihren Heishunger, und empfinden von dem Genuß der vorhin genannten harten Speisen allerhand nachtheilige Wirkungen für ihre Gesundheit. Unter allen europäischen Nationen sind die Engländer am wenigsten geneigt, ihre gewöhnlichen harten Speisen und übrige Lebensart zu verändern, und daher sterben blos aus dieser Ursache auf den, an den africanischen Küsten angelegten Comtoiren jährlich viele Tausende von ihnen. Das traurige

Schicksal einer Gesellschaft dänischer Gelehrten, die vor einigen Jahren in die heißen Gegenden von Arabien geschickt wurden, bestätiget ebenfalls diese wichtige Wahrheit. Denn die meisten von diesen Gelehrten, welche in jenen heißen Ländern immer auf die in ihren nördlichen Gegenden gewohnte Art lebten, verlohren gar bald ihre Gesundheit und ihr Leben. Nur einige wenige, welche die mäßige Lebensart der orientalischen Völker nachahmten, kamen gesund wiederum nach Hause.

Schädlichkeit des zu häufig genossenen Specks u. gesalzenen Fleisches.

Auf dergleichen Reisen würde also nichts von größerm Nutzen seyn, als die Verminderung der bisher gewöhnlichen Portionen von Speck und gesalzenem Fleisch, so weit sich dieselbe bewerkstelligen liesse; weil der häufige Genuß von Speck und gesalzenem Fleisch in mehr als einer Betrachtung schädlich ist, zumal wenn man dabey Mangel an frischem Wasser hat. Dergleichen Speisen legen immer den ersten Grund zum Scorbut, zumal da es unmöglich ist, das Fleisch auf weiten Reisen lange Zeit recht gut zu erhalten, wenn man sich hierzu des gemeinen Salzes bedient, welches wahrscheinlicherweise durch einen Zusatz von Salpeter leicht verbessert werden könnte. Auch ist das Fleisch, und vorzüglich der Speck, in allen faulen fieberartigen Krankheiten, welche die gewöhnlichen Plagen der heißen Länder und Seeen sind, höchst schädlich.

Was für Speisen u. Getränke auf Seereisen in warme

Hingegen sind allerhand erfrischende Speisen und Getränke, z. B. Reiß, Hafergrütze, Sauerkraut, Pflaumen, Rosinen, Thee, Zucker, Syrup u. s. w.

von

von einem außerordentlichen Nutzen. Frischgebackenes Brod würde auch vor dem harten ausgetrockneten Schiffsbrodte oder Zwieback einen großen Vorzug verdienen, und ohne große Unbequemlichkeit auf den Schiffen selbst gebacken werden können. Der Wein hat ebenfalls große Vorzüge, weil derselbe alle andere herzhafte Getränke an Kraft übertrifft, indem Rum, Branntwein, oder andere dergleichen hitzige Getränke, wie sie immer Namen haben, keine ähnliche Wirkung hervorbringen können, wenn sie auch noch so sehr verdünnt werden. Es würde also sehr nützlich seyn, wenn dem Schiffsvolke täglich eine mäßige Portion von einer oder der andern Art eines starken Weins gegeben, und immer eine hinlängliche Menge davon zum Gebrauch der Kranken vorräthig gehalten würde.

Länder vorzügl. empfohlen werden können.

Die gewöhnlichen Krankheiten, die man auf den nach Ostindien segelnden Schiffen, wenn sie sich dem nördlichen Wendecirkel nähern, zu bemerken pflegt, bestehen in Entzündungen, welche durch den plötzlichen Uebergang aus der kältern in eine heißere Luft verursacht werden. Daher ist es nöthig, daß man um diese Zeit allen vollblütigen Personen eine Ader öffnen läßt, ob man gleich auch in diesem Falle nicht so viel Blut in dergleichen heißen Gegenden, als in unsern kalten Seeen, weglassen muß. Allein der angeführte Zufall verändert sich gar bald, und es kommen alsdenn Krankheiten von einer faulen Art zum Vorschein, vorzüglich wenn man genöthiget wird, wegen widriger Winde oder Windstille sich lange Zeit in der Nähe des Aequators aufzuhalten.

Krankheiten, womit die Seefahrenden befallen werden, wenn sie sich dem nördl. Wendecirkel nähern.

Gemeiniglich werden alsdenn anfänglich einige wenige von der rothen Ruhr befallen; worauf sich gar bald ein bösartiges Fieber von einer bald mehr bald weniger intermittirenden Art, wovon bereits oben gehandelt worden ist, durch das ganze Schiff verbreitet. Dergleichen Fieber sind meistentheils in eben dem Verhältnisse mehr oder weniger bösartig, nachdem der Vorrath von frischen Speisen beschaffen ist, welche man dem Kranken geben kann, so wie sich auch ihre Verschlimmerung nach dem Umstande richtet, ob man genöthigt wird, in ungesunde Meerbusen oder Hafen einzulaufen, oder in der Nähe solcher ungesunden Oerter eine Zeitlang zu laviren; denn in dergleichen Fällen verschlimmern sie sich gemeiniglich sehr, und raffen eine Menge Menschen hin. Unter andern müssen diejenigen Matrosen von dieser Krankheit viel ausstehen, die auf den Chaluppen arbeiten, weil sie aus Mangel an frischem Wasser, welches sie zum Gebrauch des Schiffes aufsuchen müssen, oftmals genöthiget sind, die ungesundesten und morastigsten Gegenden zu besuchen, und daselbst ganze Nächte zu verweilen, welches sie nicht ohne Lebensgefahr thun können. Die vorhin angeführten Fieber, zumal wenn sie durch dergleichen Zufälle verschlimmert werden, nehmen von Tag zu Tage an Schädlichkeit zu, und verwandeln sich gar bald in völlig bösartige faule Fieber, die mit Blutschwären, Verstopfungen, und blutigem Stuhlgang verbunden sind; in welchem Falle sie in kurzer Zeit im Stande sind, die gesündeste Mannschaft eines sonst sehr gut beschaffenen Schiffes wegzuraffen.

So wenig es auch an wirksamen Arzneymitteln wider dergleichen Fieber fehlt, so sind doch diejenigen, die man zur Vorbauung gebraucht, viel bequemer, und zugleich auch weit sicherer. Der oben beschriebene Aufguß von Fieberrinde kann zu dieser Absicht mit vielem Nutzen gebraucht werden; allein den meisten Vortheil wird man gewiß dadurch erhalten, wenn man die Kranken, soviel als möglich, von den Gesunden absondert, und soviel Erfrischungen, als sich nur anschaffen lassen, für sie besorgt. Gemeiniglich pflegt man die Kranken unter das Verdeck in einen Ort zu bringen, welcher die Bay genannt wird, und also in den feuchtesten und ungesundesten Theil des Schiffs, oder auch wohl in den vordersten Theil des Raums, wo es nicht besser ist. Beyde Plätze sind wahre Nester von Ansteckung für ein ganzes Schiff, und daher würde es viel besser seyn, die Kranken in das Vordercastell des Schiffs zu bringen, zumal wenn man Ursache hat, die rothe Ruhr, oder bösartige hitzige Fieber zu befürchten. Dergleichen Anstalten würden vorzüglich bey heißer Witterung und in warmen Gegenden von großem Nutzen seyn, weil die Kranken in diesem Theile des Schiffs der frischen Luft genießen, und vor dem Regen dadurch hinlänglich geschützt werden könnten, wenn man den Platz überall mit Segeln behienge. Trüge man unterdessen Bedenken, diesen Ort hierzu zu erwählen, so könnte man auch die Kranken in das Behältniß der Constabler bringen, weil sich in dasselbe, durch das Eröffnen der Schießlöcher, alle Augenblicke frische Luft bringen läßt. Diese Einrichtung würde

Vorbauungsmittel gegen die auf d Ostindisch. Schiffen gewöhnlichen Krankheiten.

zwar allerdings für die Officiere, welche darinnen zu schlafen pflegen, einige Unbequemlichkeit haben; allein man muß hierbey bedenken, daß dieser Fall sich nicht ereignen kann, als nur bey Gelegenheit sehr schlimmer ansteckender Krankheiten, welche leicht im Stande sind, wenn ihnen nicht Einhalt gethan wird, die ganze Mannschaft eines Schiffes hinzuraffen. Man kann daher die besondere Bequemlichkeit einiger wenigen Personen hierbey nicht in Erwägung ziehen, zumal da auch die an diesem Orte sich aufhaltenden Officiere bey dem Ausbruch einer allgemeinen Ruhr und bösartiger Fieber vor der Ansteckung ganz und gar nicht sicher sind, sondern vielmehr dadurch einen Vortheil erhalten können, wenn sie ihren gewöhnlichen Ort verlassen, und in Hängematten auf dem Halbverdeck schlafen.

Ferner muß man die größte Sorgfalt anwenden, die Kranken durch beständige Abwechselung der Wäsche reinlich zu halten. Zu Beförderung dieser Absicht muß man auch bey Tag und Nacht die Schießlöcher offen stehen lassen, und sie blos bey stürmischem Wetter mit Segeltuch oder grober Leinwand verschließen. Auch muß man keinen von dem Schiffsvolke in diesen Ort aufnehmen, wofern man nicht an ihm die Kennzeichen bemerkt, welche der Seuche, womit die Kranken angesteckt sind, eigen zu seyn pflegen. Die Wundärzte und Krankenwärter müssen ferner ihr möglichstes thun, um sowohl sich selbst, als auch das übrige Schiffsvolk gegen die Ansteckung zu verwahren. Zu Erreichung dieser Absicht müssen

sie daher, so lange sie sich bey den Kranken befinden, eine besondere Kleidung tragen, worzu sich Wachsleinwand am besten schickt, auch niemals die Kranken mit nüchternem Magen, und ohne vorher einen guten Schluck von einem bittern Getränke zu sich genommen zu haben, besuchen. Ueberdieses müssen sie fleißig Gebrauch von Weinessig machen, den man auf Kampfer und bittere Kräuter gießen kann, um damit alle Plätze des Schiffs, so wie auch die Betten der Kranken, ihre Wäsche, u. s. w. zu besprengen.

Was für Mittel bey schon angesteckten Schiffen mit Nutzen angewandt werden können.

Durch diese und durch eine ähnliche Vorsorge würde man immer im Stande seyn, eine bösartige und ansteckende Krankheit gleich Anfangs zu dämpfen. Sollte man aber demohngeachtet mit einem sehr angesteckten Schiffe auf eine gute gesunde Rheede kommen, so würde es sehr nützlich seyn, alle Kranken ans Land zu bringen, und Zelte für sie aufzuschlagen, hernach aber das angesteckte Schiff durch Schießpulver zu reinigen. Um diese Reinigung gehörig zu bewerkstelligen, bringt man die Betten, die Hängematten, nebst dem übrigen auf dem Schiffe gebrauchten Geräthe in diejenigen innern Theile des Schiffs, worinnen sie von dem Dampfe des angezündeten Pulvers hinlänglich durchdrungen werden können. Wenn dieses geschehen ist, müssen alle Oeffnungen und Schießlöcher verschlossen, und nur eine einzige Oeffnung für diejenigen offen gelassen werden, welche unter allen zuletzt das Schiff verlassen sollen. Hierauf setzt man Kessel und Fässer mit Wasser in das Schiff, und zünde darinnen eine hinlängliche Menge von angefeuch-

tetem Pulver an, welches sich ohne Nachtheil thun läßt, und wodurch man das ganze Schiff mit Pulverdampfe anfüllen kann. Endlich bleiben diejenigen, welche das Pulver angezündet haben, noch so lange in dem Schiffe, als sie es aushalten können, und nehmen alsdenn ihren Abzug durch die noch übrig gelassene Oeffnung, welche hernach unverzüglich durch Hülfe gepichter Leinwand genau verschlossen werden muß.

Dergleichen Pulverdampf ist eine überaus heilsame Sache, und ich zweifle nicht, daß die itzt angeführten Regeln, wenn sie genau befolgt würden, überhaupt sehr viel zur Beförderung der Wohlfarth unserer ostindischen Compagnie beytragen würden.

Eilftes Buch.

Von den Bäumen und andern Gewächsen, welche zu Batavia und in den herumliegenden Gegenden gefunden werden.

Die in dem vorhergehenden Buche vorgetragene Beschreibung der am häufigsten vorkommenden Krankheiten auf der Insel Java führt uns auf eine sehr ungezwungene Art zu der Betrachtung der daselbst wachsenden Pflanzen, da die meisten Arzneymittel aus den Producten des Pflanzenreichs ihren Ursprung nehmen. Wir wollen daher zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die Bäume richten, hierauf zur Betrachtung der Sträucher, und endlich zu den übrigen Pflanzen fortgehen.

Der erste und wichtigste Baum auf Java, der auch überall in ganz Indien gefunden wird, und den Einwohnern dieser Länder zu einem unschätzbaren Nutzen gereicht, ist der Cocosbaum,*) welcher dieses Be-

Beschreibung des Cocosbaums.

*) Dieser Baum wird, nach dem Berichte einiger Schriftsteller, in Indien Calappi, und von einigen deutschen Botanisten auch Klapperbaum genannt, weil das in den Cocosnüssen befindliche Wasser, wenn diese Früchte alt werden, nach und nach gerinnet und sich in einen weißen Kern verwandelt, daher dergleichen alte Nüße, wenn man sie schüttelt, zu klappern pflegen. L.

Benennung von dem portugiesischen Worte Coquo oder Coco erhalten hat. Die Cocosnüsse sind der vornehmste Theil dieses Baums, und wachsen oben an dem Stamme, aus welchem die Blätter an starken knotigen Stielen, welche die Gestalt der Zweige haben, hervorkommen. Eigentliche Zweige würde man an diesem, so wie auch an allen übrigen Palmbäumen, vergebens suchen; denn diejenigen Theile, welche von einigen Zweige genannt werden, sind in der That nichts anders, als die Blattstiele, oder die Ribben der sogenannten gefiederten Blätter. Der Stamm dieses ansehnlichen Baums hat eine aschgraue Farbe, und erreicht eine Höhe von neunzig Fuß und drüber. Im Durchmesser hält er ungefehr sechzehn bis zwanzig Zoll; doch ist er unten dicker als oben. Er hat ein sehr dichtes Holz, welches so weiß ist, wie das feinste Schreibpapier. Der Stamm ist gemeiniglich sehr gerade, und hat das Ansehen, als wenn er überall in Glieder abgetheilt wäre, welche durch die abfallenden Blätter entstehen, die allezeit solche ringförmige Spuren zurück lassen. Die Ribben oder Stiele der Blätter kommen aus dem Gipfel des Baums hervor, und zwar bey gemeinen Bäumen gemeiniglich sechzehn oder achtzehn derselben, bey den grössten aber bis gegen acht und zwanzig. Ihre Länge beträgt funfzehn bis sechzehn Fuß, und auf beyden Seiten sind sie reihenweise mit schilfartigen Blättern besetzt, deren Länge ungefähr einen Fuß beträgt. Die Wurzel steht in keinem rechten Verhältnisse mit den übrigen Theilen des Baums, sondern ist in Ansehung seiner Höhe und Größe überaus klein; ja

sie

sie dringt kaum in die Erde recht hinein, sondern sie kriecht gleichsam nur auf die Oberfläche derselben hin.

Die Früchte dieses Baums wachsen büschelweise; jedes Büschel besteht aus zehn oder mehr Nüssen, und wiegt sechzig, ja wohl hundert und mehr Pfund. Die Gestalt der Früchte ist verschieden, nämlich dreyeckigt oder rund, und eine Frucht so groß, als ein Menschenkopf. Diese Nüsse haben eine doppelte Schaale, wovon die äußere, die fast so dicke wie ein Finger ist, aus einer faserigten Substanz besteht, welche fast das Gewebe des Hanfes und eine aschgraue Farbe hat; worauf die zweyte Schaale folgt, welche die eßbare Frucht in sich schließt, sehr hart und von brauner Farbe ist. Die jungen Früchte sind rund, und haben anfänglich eine gelbe oder weißliche Farbe, welche sich nach und nach in eine dunkelgrüne verwandelt. An dem obersten Ende sitzt eine kleine Krone mit einem Schweife, fast eben so, wie bey den Rüben. Der innere Kern ist über einen Zoll dicke, inwendig hohl und mit einer angenehmen Feuchtigkeit gefüllt, welche in den halbreifen Nüssen beynahe eine halbe Kanne, bey den ganz reifen aber weniger beträgt; weil ein Theil dieser Feuchtigkeit sich nach und nach verdickt und zu Fleische wird. Diese Frucht entsteht aus einer Blume, welche der Kastanienblüthe nicht ungleich ist; sie wird binnen drey Monaten reif, und kann überall hingeführt werden, ohne daß sie verdirbt. Wegen der Härte der äußern Schaale sind diese Nüsse auch nicht sehr der Gefahr zu zerbrechen ausgesetzt; daher die Indianer, welche mit großer Geschwindig-

keit auf diese Bäume klettern können, die Früchte abschneiden, und in ganzen Büscheln herunterfallen lassen.

Von dem sogenannten Palmweine, den man aus dem Cocosbaume erhält.

Außer diesen Früchten liefert der Cocosbaum auch noch einen sehr angenehmen Saft, welcher in Ostindien **Suri** genannt wird, und bey den Holländern unter dem Namen des **Palmweins** bekannt ist. Diesen Saft erhält man aus dem Baume, wenn man eins der Hauptblätter abschneidet, und an den abgeschnittenen Stiel oder Zweig ein Gefäß anhängt, statt dessen man auch ein Stück Bambusrohr zu nehmen pflegt, worinnen man diesen Palmwein, welcher der natürliche Saft des Baums ist, auffängt. Allein diese Entziehung des Saftes gereicht dem Baume zu großem Schaden; und wenn man gar zu viel Saft aus einem einzigen Baume zieht, so werden die Blätter braun, und es kommen im folgenden Jahre keine Früchte daran zum Vorschein. Um diese Einsammlung des Palmweins desto bequemer anzustellen, legen die Eingebohrnen Stangen von einem Baume bis zu dem andern, auf welchen sie hin und her zu laufen pflegen, wenn sie die mit Saft angefüllten Gefäße wegnehmen, und an deren Stelle wiederum ledige Gefäße hängen wollen. Dieser Saft ist seiner Natur nach sehr süß; doch geräth er in diesen heißen Gegenden sehr bald in eine starke Gährung, wodurch er sich in Wein verwandelt, und sehr leicht eine Trunkenheit erregt. Diese Gährung geht auch so schnell von statten, daß der in der Nacht aufgefangene Saft schon gegen den folgenden Mittag sich in Palmwein verändert hat; und wenn man die

Flaschen oder Gefäße nicht sorgfältig genug verstopft, so ist er des Abends schon säuerlich, und gegen das Ende des folgenden Tages ganz verdorben. Die jungen Bäume geben den meisten Saft; allein der Saft der alten Bäume, ob er gleich der Menge nach weniger beträgt, ist viel kräftiger, und giebt einen stärkern Palmwein, welcher auch viel leichter trunken macht. Aus diesem Safte werden außerdem noch drey sehr nützliche Sachen gemacht, nämlich Branntwein, Essig und Zucker. Den Branntwein erhält man aus dem Safte, wenn man denselben, nachdem er ausgegohren hat und zu gutem Weine geworden ist, ein einziges mal destillirt. Der Essig entsteht ebenfalls aus dem schon gegohrnen Safte; doch muß man die Gefäße, worinnen man ihn aufbewahrt, funfzehn Tage lang in Kalch setzen. Denn dadurch wird eine zweyte überaus starke Gährung veranlaßt, wobey ein weißliches Pulver zu Boden sinkt; und alsdenn ist der Essig fertig. Der Zucker, den man aus den Cocosbäumen erhält, heißt Jagra, und wird auf diese Weise gemacht, daß man so viel Kalch mit dem Safte vermischt, als erforderlich ist, um ihm eine rothe Farbe zu geben. Wenn man unterdessen zu wenig Kalch nimmt, so erhält man ganz und gar keinen Zucker, und gar zu viel Kalch macht eine neue Niederschlagung nöthig. Wenn man das rechte Maas von Kalch zu dem Safte gethan hat, so kocht man denselben, und schäumt ihn so lange, bis der Saft diejenige Dicke erlangt hat, daß er zum Anschießen der Zuckerkrystallen vom Feuer weggesetzt werden kann. Durch eine solche Zubereitung

Von dem aus dem Safte der Cocosbäume gemachten Zucker.

erhält

erhält man einen rothen Zucker. Will man ihn aber weiß und durſichtig haben, ſo braucht man nichts weiter zu thun, als den Saft, ehe man ihn kocht, nachdem man ihn aber ſchon mit Kalch vermiſcht hat, ſich drey mal ſetzen zu laſſen, und darauf in ein reines Gefäß abzugießen. Der Saft, welcher des Nachts geſammlet wird, iſt viel beſſer, als derjenige, den man bey Tage auffängt; weil die heftige Hitze des Tages ihn ſchon allezeit ein wenig ſäuerlich zu machen anfängt.

Die übrigen Theile dieſes vortrefflichen Baums haben gleichfalls insgeſammt ihren Nutzen. Denn das Holz wird zur Erbauung der Häuſer und Schiffe gebraucht. Den Baſt, welcher die äußere Schaale der Früchte ausmacht, behandelt man wie Hanf, und verfertigt daraus ſehr gutes Tauwerk und Lunten, die ſehr helle brennen. Die Zweige und Blätter werden zum Decken der Häuſer, und von den indianiſchen Völkern auch ſtatt des Papiers gebraucht. Endlich wiſſen die Eingebohrnen auch ſehr artige Schaalen und Schüſſeln aus der innern harten Schaale der Nüſſe zu drehen, welche die Reichen in Silber einfaſſen laſſen, und die, wenn ſie gut polirt ſind, ein ſehr ſchönes Anſehen haben. Bisweilen findet man, vorzüglich bey den maldiviſchen Inſeln, ganze Schiffe, die faſt aus nichts anders, als aus dieſem Baume beſtehen, und deren Bewohner auch alles, was ſie mit ſich führen, dieſem Baume zu verdanken haben. Denn aus dem Holze des Cocosbaums beſteht das Schiff; der Baſt oder die äußere Schaale

der Früchte liefert das Tauwerk; die innere Schaale der Nüsse giebt Schüsseln und Trinkgeschirre; die Blätter liefern Hüthe, Sonnenschirme; u. s. w. und die Waaren, welche dergleichen Schiffe mit sich führen, bestehen aus Palmwein, Essig und Zucker, die aus dem Safte des Cocosbaums zubereitet worden sind.

Beschreibung des Baums Jamlo.

Jamlo ist ein Baum, welcher überall auf den flachen Feldern von Java wächst, und dessen Gestalt in Ansehung des Stammes, der Früchte und Blätter mit unsern wilden Schlehen oder Pflaumenbäumen genau übereinkömmt; daher auch die Früchte desselben von den Holländern javanische Pflaumen genannt werden. Sie unterscheiden sich von unsern wilden Pflaumen vorzüglich durch die Farbe. Denn anstatt, daß unsere wilden Pflaumen eine schwärzliche Purpurfarbe haben, so sind diese javanischen Pflaumen ganz gelb, übrigens aber von jenen in Ansehung der Kraft nicht sehr unterschieden, auch von keinem unangenehmen Geschmack. Weil der Saft dieser Früchte eine kühlende und gelinde zusammenziehende Kraft besitzt, so empfiehlt man diese Pflaumen sehr bey Entzündung der Augen, und zu dieser Absicht wird der ausgepreßte Saft, den man mit Wasser von Rosen und Champacka vermischt, sowohl bey Entzündung der Augen, des Halses und der Mandeln, als auch bey dem Staare gebraucht. Innerlich besitzt dieser Saft auch eben die Kraft, wie die Acacia, und wird daher bey der rothen Ruhr, bey faulen Fiebern und allen übrigen Krankheiten, die von dieser Art, und in den heißen Gegenden des

Orients

Orients so gewöhnlich sind, mit großem Nutzen gebraucht.

Beschreibung der Bäume, auf welchen die Kubeben wachsen.

Die Kubeben oder Kumuk*) wachsen blos auf Java in dem bantamschen Gebiete, an der Küste der Meerenge Sunda. Von den Malayern werden diese Früchte Kubab Sini, oder chinesische Kubeben, genannt, nicht deswegen, als wenn sie in China wüchsen, sondern blos aus der Ursache, weil sie aus Java in großer Menge nach China verführt werden. Die Bäume, welche diese Früchte liefern, haben in Ansehung der Blätter und Zweige eine grosse Aehnlichkeit mit unsern Aepfelbäumen; allein die Stämme sind viel niedriger und schwächer, und schlingen sich gemeiniglich um die Stämme der nahe stehenden stärkern Bäume; daher auch ihr Bau mit der Pfefferpflanze sehr übereinkömmt, obgleich die Blätter etwas schmäler sind. Die Früchte selbst, welche den nützlichen Theil dieser Gewächse ausmachen, sind rund, etwas kleiner, als Pfefferkörner, von dunkelbrauner Farbe, und schwitzen, wenn sie der Hitze ausgesetzt werden, ein feines balsamisches Oel aus, welches einen starken kampferartigen Geruch von sich giebt. Die Beeren werden theils reif, theils unreif abgepflückt, die reifen aber von den Javanern nicht eher verkauft, als nachdem sie vorher gekocht worden

*) Im Deutschen werden die Kubeben auch Schwindelkörner und Schwanzpfeffer genannt. Den ersten Namen haben sie von ihrer Eigenschaft, vermöge welcher sie zur Vertreibung des Schwindels geschickt sind, den letztern aber von ihrer Aehnlichkeit mit dem Pfeffer und von ihren langen, dünnen Stielen erhalten.

worden sind, damit man sie nicht außer Landes schicken, und die Frucht außer Java pflanzen könne. Die unreifen Früchte haben eine dünne und runzlichte Schaale, und in der Mitten einen kleinen weißen Kern, da hingegen die völlig reif gewordenen Früchte sehr glatt, ohne alle Runzeln und von blauer Farbe, auch größer, als die unreifen sind, und inwendig einen großen Kern enthalten. Die reifen Früchte haben überdieses einen scharfen und bittern Geschmack, welcher die Nerven stark reizt, und die unreifen besitzen einen noch viel stärkern Grad von Schärfe. Wegen des scharfen Oels ist der Saame von sehr hitziger und trockener Art; daher er innerlich genommen für sehr nützlich wider eine Erkältung und einen verschleimten Magen gehalten wird. Aus dieser Ursache kann man sich desselben zur Abführung des zähen Schleims, welcher sich auf der Brust befindet, und zur Beförderung des Auswurfs bedienen. Die Beeren geben auch ein sehr heilsames Mittel beym Vorfall und andern Zufällen der Gebährmutter ab, so, wie sie ferner gegen die Erschlaffung der männlichen Geburthstheile gebraucht werden können. Man pflegt sie auch oft zu kauen, um dadurch den Abfluß schädlicher Feuchtigkeiten zu veranlassen. In diesem Falle nimmt man drey bis vier dergleichen Früchte in den Mund, und kauet dieselben, wodurch man eine grosse Erleichterung bey dem Sausen und Brausen der Ohren, ingleichen bey Zahnschmerzen und verschiedenen Arten von bösen Hälsen empfindet.

Der wohlriechende Benzoinbaum wird auch hin und wieder auf Java gefunden. Er ist eine Art von

Beschreibung des Benzoinbaums u. des

Harzes, welches dieser Baum liefert.

von Lorbeerbaume, wächst zu einer ansehnlichen Höhe und weicht in Ansehung der Blätter nicht viel von den Citronenbäumen ab. Das wichtigste Product dieses Baums besteht in seinem Harz,*) welches man durch Einschnitte in die Rinde unter der Krone erhält. Anfänglich ist dieses Harz, wenn es aus dem Baume fließt, sehr dünne, und so flüßig, wie Wasser; allein durch die heftige Hitze trocknet es gar bald ein, und wird zu einem festen Körper, welcher ganz durchsichtig ist, wenn man dieses Harz oder Gummi zeitig von dem Baume abnimmt. Gemeiniglich aber läßt man das Harz länger an dem Baume sitzen, und alsdenn bekömmt es eine dunkle pommeranzengelbe Farbe, und wird undurchsichtig. Ein Baum giebt nicht mehr als drey Pfund Harz, und wenn er sechs Jahr alt ist, rottet man ihn aus, um neuen Bäumen Platz zu machen; weil die jungen Bäume viel mehr Harz geben, als die alten. Der vorzüglichste Theil des Benzoinharzes besteht in den sogenannten Blumen. Denn wenn man dieses Harz der Hitze aussetzt, so steigt aus derselben ein schneeweißer Dampf in die Höhe, welcher die Gestalt einer feinen glänzenden Wolle hat, in einem Papier leicht aufgefangen werden kann, und aus einem flüchtigen wesentlichen Salze besteht. Man gebraucht dieses Harz zu Räucherpulver, ob man sich gleich desselben bisweilen

*) Dieses Harz wird nicht nur Benzoe, sondern auch wohlriechender Asand, Assa dulcis, genannt, wodurch man ihn von dem stinkenden Asand, oder so genannten Teufelsdreck, Assa foetida, unterscheidet.

weilen auch innerlich gegen einen langwierigen, aus einer Erkältung entstandenen Husten mit Nutzen bedient. Aeußerlich bedient man sich desselben zu Salben und Pflastern, um dadurch gelähmte oder geschwächte Glieder wieder herzustellen. Die daraus vermittelst des Weingeistes gemachte Tinctur wird gegen die Finnen im Gesichte gerühmt, und zwar vorzüglich die sogenannte Jungfernmilch, die man aus einer Vermischung dieser Tinctur mit Wasser erhält.

Der Boenga Dadu oder der Eglantierbaum kömmt in Ansehung der Blätter und Knospen großentheils mit unsern Rosenbäumen überein; allein die Blumen sind kleiner und haben spitzigere Blätter. Der Geruch der Blumen kömmt gleichfalls dem Geruch unserer Rosen sehr nahe, aber nicht an Kräften gleich. Diese Bäume stammen ursprünglich aus Persien, woher sie bald nach der Erbauung von Batavia gebracht worden sind. Sie kommen in dieser Gegend sehr gut fort, und werden auch mit Nutzen gebraucht; denn aus den Blumen erhält man durch die Destillation ein wohlriechendes Wasser, welches mit unserm Rosenwasser ziemlich übereinkömmt. Uebrigens sind diese Bäume nicht die stärksten, und müssen daher mit Stangen unterstützt werden, damit sie recht gerade in die Höhe wachsen.

Beschreibung des Indianischen Rosenbaums Boenga Dadu.

Der Baum Jaaka ist einer von den größten fruchttragenden Bäumen, die in Indien bekannt sind. Er kömmt am besten in trocknen und hoch liegenden Gegenden fort, wo er die Höhe unserer Eichbäume erreicht. Die Blätter sind in Ansehung ihrer

Der Baum Jaaka.

rer Gestalt den Blättern unserer Kirschbäume nicht ungleich, und haben unterwärts eine blaue, oberwärts aber eine grasgrüne Farbe. Die Blüthe ist in eine Art von Capsel eingeschlossen, und also dem Auge der meisten unsichtbar; daher man gemeiniglich vorgiebt, daß dieser Baum keine Blüthen trage. Allein die Frucht ist um desto größer und sichtbarer; denn sie wiegt bisweilen neun bis zehn Pfund, enthält gegen acht Zoll im Durchmesser, und wird gegen anderthalb Fuß lang. Die Gestalt dieser Früchte ist überaus angenehm, und hat eine Aehnlichkeit mit den Melonen. Die Schaale derselben gleicht der Schaale der Ananas. Sie ist anfänglich grün, wird hernach gelb, und ist überall mit dreyeckigten Stacheln besetzt, welche sich in grüne Dornen endigen; doch sind diese Dornen ganz weich, und zum Stechen ungeschickt. Inwendig ist die Frucht wie ein Honigkuchen gestaltet, und in vielerley Cellen abgetheilt, wovon jede einen Kern enthält, welcher die Größe von dem Gliede eines Daumens hat. Von dergleichen Kernen, welche mit einem gelblichen Fleische umgeben sind, findet man oft über hundert in einer einzigen Frucht. Der Geruch dieser Früchte ist überaus angenehm, aber der Geschmack sehr erdigt und roh, wenn man sie ungekocht genießt; allein gebraten, wie Kastanien, haben sie einen angenehmen Geschmack, und werden im gemeinen Leben sehr häufig gespeißt. Unterdessen gehören sie unter die sehr hitzigen Speisen, und erregen überdieses sehr leicht einen gefährlichen Durchfall. Sie sind auch sehr schwer zu verdauen, und gehen wegen der natürlichen

Zähig-

Zähigkeit ihres Gewebes durch den Stuhlgang fast eben so wiederum fort, als sie in den Magen gekommen sind. Die Kerne geben, so wie alle ähnliche Saamenarten, einen weißen milchigen Saft, der von zäher und gummigter Natur ist. Die Indianer pflegen sie zu kochen und mit Salz zu speisen, wenn sie Mangel an Reiß und an andern nahrhaften Saamen haben.

Der Baum Mangas.

Der Baum Mangas ist ebenfalls einer der besten Bäume auf ganz Java, der auch eine ansehnliche Höhe erreicht, nnd in diesem Stück unsern schönsten Eichen nichts nachgiebt, da er hingegen in Ansehung der Zweige und Blätter unsern Mispelbäumen sehr nahe kömmt. Aus den Zweigen sprossen dünne Stiele hervor, die an ihren Enden mit kleinen weissen Blumen besetzt sind, aus welchen die Früchte in großer Menge hervorkommen, die nach und nach zu einer solchen Größe anwachsen, daß die jungen Bäume durch Pfähle unterstützt werden müssen. Unterdessen sind diese Früchte darinnen von den meisten ostindischen Früchten unterschieden, daß sie nur vorzüglich einmal im Jahre, nämlich in dem Herbste, gepflückt werden können. Sie sind anfänglich grün, hernach werden sie gelb, und endlich pommeranzenfärbig. In der Größe kommen sie mit unsern besten Pflaumen überein; viele sind auch sowohl äußerlich, als innerlich, mit Flecken gezeichnet, welches ihnen ein sehr gutes Ansehen giebt; aber der Geschmack ist herbe und zusammenziehend. Die Javaner richten diese Früchte auf verschiedene Art zu, und machen ei-

ne angenehme Zukost daraus. Die unreifen Früchte kochen sie in Salzwasser, wodurch sie den Geschmack und die Eigenschaften der portugiesischen Oliven erhalten. Manche legen sie mit grünem Pfeffer in Essig, und gebrauchen sie bey Fleisch- und Fischspeisen eben so, wie wir unsere kleinen Gurken zu brauchen pflegen. Auch werden diese Früchte in Zucker eingemacht, und dienen alsdenn den Frauenzimmern zu einer angenehmen Erfrischung. Ueberdieses werden auch die halbreifen Früchte, nachdem man die Schaale gehörig abgenommen hat, mit Zucker, Butter und Eyern zugerichtet, so wie man in Holland die Stachelbeeren zubereitet; welche Speise einen angenehmen und etwas säuerlichen Geschmack hat, und für sehr gesund gehalten wird. Unterdessen sind die reifen Früchte, wenn man sie zu häufig genießt, der Gesundheit nachtheilig; allein mäßig genossen, können sie gegen die rothe Ruhr mit vielem Nutzen gebraucht werden.

Beschreibung des Caffeebaums.

Der Caffeebaum, welcher ehemals blos dem glücklichen Arabien eigen war, ist gegenwärtig auch eins der vornehmsten javanischen Gewächse. Gegen das Jahr 1720 wurde dieser Baum durch die Veranstaltung des damaligen Generalgouverneurs Zwaardekroon in den Gegenden um Batavia aus jungen Pflanzen aufgezogen, und nach dieser Zeit ist er eins der vornehmsten Producte der Insel Java geworden, so daß jährlich eine große Menge von Caffeebohnen aus Batavia nach Europa geschickt werden können. Dieser Baum hat zwar einen dünnen

und

und zarten Stamm, wächst aber zu einer ziemlichen Höhe, die zwölf bis vierzehn Fuß beträgt, wenn man sein Wachsthum nicht zu verhindern sucht. Die Zweige desselben wachsen in einer besondern Ordnung allezeit einander gegen über, und zwar kreuzweise in Ansehung der höher oder niedriger stehenden Zweige. Die Blätter haben eine ähnliche Lage, und stehen ebenfalls einander gegen über. Sie sind drey bis vier Zoll lang, und anderthalb Zoll breit, haben eine sehr glatte Oberfläche, und laufen spitzig zu. Die Blüthen sind gemeiniglich röthlich, geben einen guten Geruch von sich, und haben eine Aehnlichkeit mit dem Jesmin. Die röthliche Frucht des Caffeebaums hat das Ansehen einer Kirsche, und enthält unter ihrer rothen Schaale einen etwas ekelhaft süßen Saft, und in der Mitten zwey kleine Bohnen, die in besondern Saamenhülsen eingeschlossen sind. Obgleich aber die Bäume immer Blüthen und Früchte tragen, so werden die letztern doch gemeiniglich jährlich nur zweymal eingesammlet und eingepackt. Man pflegte sonst die Leute zu bereden, daß die Araber die Gewohnheit hätten, die Caffeebohnen, ehe sie dieselben verschickten, in heiß Wasser zu legen, und zu kochen, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht an andern Oertern ausgesäet werden und keimen könnten. Allein diese Sage ist ganz falsch, und das Kochen der Caffeebohnen zu dieser Absicht auch ganz unnöthig; weil sie vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften nicht wachsen, wofern sie nicht unmittelbar, nachdem man sie aus der Schaale herausgenommen hat, in einen fruchtbaren Boden gelegt werden. Der Gebrauch

des Caffees ist noch nicht sehr alt. Den alten Griechen war derselbe ganz unbekannt, und selbst unter den Arabern scheint der daraus verfertigte Trank vor dem Jahre 1400 nicht gebräuchlich gewesen zu seyn. In Europa hat man denselben erst in der Folge angefangen allgemein zu machen, nachdem nämlich die Holländer ihren Handel nach Mocha zu Stande gebracht hatten, und vorzüglich, nachdem die grossen Caffeepflanzungen in Westindien angelegt worden waren.

Beschreibung des Baumes, welcher die wohlschmeckende Frucht Mangostan liefert.

Die wohlschmeckendste von allen javanischen Früchten ist die Frucht **Mangostan**, welche in großer Menge in der Gegend von Bantam gefunden wird. Der Baum, *) woran diese Frucht wächst, kömmt ungefähr in Ansehung der Größe mit dem Maulbeerbaum überein, und hat einen Stamm, dessen Dicke soviel beträgt, als die Schenkel eines erwachsenen Mannes unter dem Knie, und woraus eine Krone zum Vorschein kömmt, die rund herum mit ausgebreiteten Zweigen besetzt ist. Die Aepfel oder Früchte dieses Baums wachsen an den Enden sehr dünner Zweige, und sind in einen zweyblätterigen Kelch eingeschlossen. Die Blätter sind von außen blaß, von innen aber sehr schön grün, bisweilen gegen zwey Spannen lang, und mit vielen Adern

*) In dem Linnäischen System kömmt dieser Baum unter dem Namen Garcinia mangostana vor. Durch den Geschlechtsnamen Garcinia soll das Andenken des Herrn **Lorenz** Garcin verewiget werden, der diesen Baum nebst andern indianischen Gewächsen auf seinen Reisen durch Ostindien sorgfältig untersucht, und davon eine genaue Beschreibung herausgegeben hat.

Adern durchschnitten. Die Früchte sind von einer reizenden Schönheit, und entstehen aus einer kleinen blaßfärbigen Knospe, welche sich nach und nach öffnet, und die Frucht zum Vorschein bringt. Oben auf den Aepfeln findet man eine kleine Krone, welche sich öffnet, sobald die Aepfel vollkommen reif sind. Auch sind diese kleinen Kronen mit Streifen gezeichnet, welche die Anzahl der Saamenkörner anzeigen; welchen Umstand man sich mit Vortheil zu Nutze macht, weil diejenigen Aepfel die besten sind, welche die meisten Saamenkörner enthalten. Die Schaale der Früchte ist eben so, wie die Schaale bey den Granatäpfeln, dickhäutig und äußerlich purpurfarbig, inwendig aber etwas blässer. Wenn man sie zwischen den Händen drückt, so öffnen sich die Früchte sehr leicht; ihr Geschmack aber ist etwas herbe und zusammenziehend. Das Fleisch, welches die innern Kerne umgiebt, ist sehr zart, weiß oder blaßroth von Farbe, und muß mit den Zähnen davon abgesondert werden. Diese fleischige Substanz hat übrigens einen sehr angenehmen, säuerlichen und zugleich süßlichen Geschmack, und ist, welches vorzüglich hier bemerkt zu werden verdient, für den menschlichen Körper sehr heilsam; denn sie giebt ein sehr gutes Nahrungsmittel ab, und artet in den Gedärmen nicht in eine scharfe und fressende Säure aus, welche sonst den meisten indianischen Früchten eigen ist. Aus dieser Ursache ist die Wirkung dieser Früchte auch von der Wirkung der übrigen sauern Früchte sehr unterschieden. Denn da die meisten derselben bösartige Ruhren veranlassen, oder dergleichen Krankheiten

wenigstens verschlimmern, so ist hingegen die itzt beschriebene Frucht eines der besten Gegengifte wider dergleichen, so wie auch gegen alle übrige Krankheiten, die von faulender Natur und in den heißen Ländern so gemein sind. Die Mangostanbäume werden von den Liebhabern zu Batavia blos zum Vergnügen angepflanzt; denn man bringt diese Früchte, die sich sehr gut halten und verschicken lassen, in solcher Menge von Bantam nach Batavia, daß man allezeit einen guten Vorrath davon für einen Schilling kaufen kann.

Beschreibung des Katapperbaums.

Der Katapperbaum*) hat ebenfalls eine beträchtliche Höhe, und ist in Ansehung seiner Gestalt von unsern Buchen nicht sehr unterschieden; allein die Blätter sind fast so groß, wie eine Hand, nur ein klein wenig schmäler, und mit gelben Ribben und Adern versehen. Der Baum ist daher sehr beliebt, weil er mit seinen großen und häufigen Blättern die Kraft der Sonnenstrahlen sehr vermindert, ob man gleich dieses Vortheils nicht das ganze Jahr hindurch genießt; denn dieser Baum läßt, wider die Gewohnheit der übrigen indianischen Bäume, seine Blätter im Herbste fallen. Die Zweige desselben sind auf eine mannichfaltige Art, und nach einer schönen Ordnung in zwey bis drey Kronen über einander gestellt; die Blüthen und Früchte aber hängen an

*) Dieses Wort wird in den botanischen Schriften auch Catappabaum geschrieben, und im Linnäischen System findet man diesen Baum unter der Benennung Terminalia.

an den Enden der Zweige. Die letztern sind äußerlich, so wie unsere welschen Nüsse, mit einer harten Schaale umgeben, und bestehen gemeiniglich aus zwey Kernen, welche in Ansehung ihrer Eigenschaften und des angenehmen Geschmacks den besten Mandeln nichts nachgeben. Der Baum wird daher auch der ostindische Mandelbaum genannt. Die Früchte desselben werden durchgängig gebraucht, und sowohl roh genossen, als auch Torten daraus gebacken, die unsern Mandeltorten nichts nachgeben.

Die Annona der Portugiesen, die von den Malayern Sarborossa genannt wird, ist ebenfalls eines der heilsamsten ostindischen Baumgewächse. Dieser Baum erreicht die Höhe eines gemeinen Aepfelbaums, und hat rauhe harte Blätter, die anfänglich schön grün sind, hernach aber, wenn die Früchte reifen, bräunlich werden. Die Blüthen sind nicht sichtbar, sondern eben so, wie bey den portugiesischen Feigen, in den Fruchtknoten eingeschlossen. Aeußerlich hat die Frucht eine rauhe Schaale, und ist fast eben so, wie die Ananas oder die Tannzapfen, mit Schuppen besetzt; sie erlangt ihre Reife binnen einer Zeit von drey Monat, worauf man sie alsdenn abpflückt, und so lange liegen läßt, bis die Schaale weich wird, und sich mit der Hand ohne Mühe abziehen läßt. Wenn diese Früchte, nachdem sie eine Zeitlang gelegen haben, völlig eßbar geworden sind, so haben sie in Ansehung ihres Fleisches eine große Aehnlichkeit mit den weich gewordenen Mispeln; allein ihr Geschmack ist viel angenehmer, und giebt fast dem Geschmack

Beschreibung der Annona.

keiner andern Frucht etwas nach. Um die Fruchtbarkeit dieser Bäume zu vermehren, hauen die Eingebohrnen ihre Rinde bis auf das Holz durch, so, wie man es in unsern Gegenden sehr oft mit den Nußbäumen zu machen pflegt, welche die meisten Früchte liefern, wenn sie am meisten geplagt werden.

Beschreibung der Alanoena.

Außer diesen großen Annona giebt es noch eine kleinere Art, **Alanoena** genannt. Diese Bäumchen sind niedrig und strauchartig, haben auch schmälere Blätter, als die große Annona; doch beträgt die Länge derselben gegen eine Spanne. Die Früchte dieser Bäumchen erlangen die Größe einer großen süßen Pommeranze, und sind äußerlich mit blaßgelben und pommeranzenfärbigen Flecken marmorirt, innerlich aber weißlich und mit braunen Saamenkörnern versehen. Der Geschmack dieser Früchte, die einen Geruch, wie das kräftigste Rosenwasser von sich geben, ist überaus angenehm.

Beschreibung des Dattelbaums.

Der **Dattelbaum**, welcher in allen heißen Gegenden gefunden wird, wächst ebenfalls in der Gegend von Batavia, wohin man ihn aus Persien gebracht hat. Dieses Gewächs ist eigentlich kein Baum, sondern es besteht vielmehr aus einer Menge langer Blätter, die alle besonders aus der Wurzel hervorkommen, und deren Stiele durch ihre Verbindung unter einander eine Art von lockerm Stamm ausmachen. Das Mark dieser Stiele hält man für sehr dienlich zur Stärkung derjenigen Theile des Körpers, welche zur Fortpflanzung des Geschlechts bestimmt sind. Die Früchte aber machen den nützlichsten und

gebräuch-

gebräuchlichsten Theil dieses Gewächses aus; denn dieselben werden in dem ganzen Orient sehr häufig zur Speise gebraucht, ja in einigen innern Gegenden von Africa besteht die meiste Nahrung der Einwohner blos in den Früchten des Dattelbaums. Dieser Baum gehört unter diejenigen Pflanzen, welche von dem Ritter Linnäus dioecia, zweyhäusige, genannt werden, d. i. unter diejenigen Gewächse, deren männliche und weibliche Blumen, die sonst bey den meisten Pflanzen in einer und eben derselben Blume mit einander vereiniget sind, von einander getrennt und in verschiedenen Bäumen gefunden werden. Denn einige Dattelbäume sind weiblichen Geschlechts, oder solche, die Früchte tragen, andere hingegen männlichen Geschlechts, oder solche, die keine Datteln hervorbringen. Beyde Arten von Bäume tragen aber Blüthen, die in einen besondern Kelch eingeschlossen sind, jedoch mit dem Unterschiede, daß man bey den weiblichen Blüthen allezeit einen Fruchtkeim, bey den männlichen Blüthen aber nichts als Staubfäden und Staubbeutel antrifft, die blos zur Erzeugung und Ausstreuung des Blumenstaubes bestimmt sind, welcher zur Befruchtung der weiblichen Blüthen unentbehrlich ist. Aus dieser Ursache können die weiblichen Dattelbäume ohne Beyhülfe der männlichen keine Früchte liefern; doch wenn keine männlichen Bäume in der Nähe sind, so ist es schon zur Befruchtung hinreichend, wenn man getrocknete Büschel von männlichen Blüthen auf die weiblichen Dattelbäume hängt: denn in diesem Falle verbreitet der Wind den Blumenstaub der männlichen Blüthen durch den Garten,

und befördert auf diese Art die gewünschte Fruchtbarkeit der weiblichen Dattelbäume.

Beschreibung der Arekapalme.

Der Arekabaum*) ist ebenfalls eine Art von Palmbäumen, aber von einer ganz andern Art. Er hat einen langen Stamm, und kömmt in der Gestalt und in Ansehung der Blätter ziemlich mit dem Cocosbaum überein; auch die Nuß, welche er trägt, hat die Gestalt einer Cocosnuß, doch ist sie viel kleiner. Man findet diesen Baum auf Java und fast in allen Gegenden von Indien, vorzüglich aber auf der Insel Ceylon, wo die Frucht dieses Baums einen wichtigen Handelszweig ausmacht, und wovon ganze Schiffsladungen in auswärtige Gegenden verschickt werden. Einige Jahre nach Anpflanzung des Baumes kommen die Früchte zum Vorschein, welche aus sehr angenehm riechenden Blüthen, die in einen grossen Kelch eingeschlossen sind, unter den am Gipfel des Baums befindlichen Blättern entstehen, weil der Baum keine eigentlichen Zweige hat. Die Früchte wachsen traubenweise dichte neben einander, und werden von den meisten Indianern Faufel, von vielen aber Areka, und von den Malayen Pinang genannt. Sie sind anfänglich grün, nach und nach aber erhalten sie eine gelbe, und zwar gemeiniglich eine pommeranzengelbe Farbe.

Das merkwürdigste bey diesem Baume ist dieses, daß er völlig die Höhe eines Cocosbaums erreicht, und gleichwohl nur sieben bis acht Zoll im Durchmesser hält. Daher wird er durch den geringsten Wind

wie

*) Areca Catechu Linn.

wie ein Rohr hin und her bewegt; doch kann er wegen seiner Zähigkeit nicht leicht durch einen Sturmwind zerbrochen werden. Die innere Substanz des Baums ist sehr schwammig, und seine Stärke entsteht vorzüglich aus der dicken und biegsamen Rinde, welche wegen ihrer Zähigkeit und Länge in Ostindien sehr häufig zu Latten bey Bedeckung der Häuser gebraucht wird. Die Früchte dieses Baums sind viermal so groß, als unsere Eicheln; allein wenn man die äußere Rinde weggenommen hat, so ist die innere Nuß, welche einen säuerlichen und zusammenziehenden Geschmack hat, nicht größer, als eine gewöhnliche Muskatennuß, welcher sie auch beynahe an Gestalt gleich kömmt. Der Gebrauch, welchen man von der Arekanuß macht, besteht blos darinnen, daß man sie mit den Betelblättern kauet. Die Indianer führen daher eine besondre kleine Scheere bey sich, womit sie die Rinde der Arekanüsse abschneiden, und hernach eine solche Nuß in zwey bis drey Stücke zertheilen, die sie in Betelblätter wickeln, nachdem sie dieselben mit Kalch gehörig zubereitet haben. Dieses Kauen der Arekanüsse dauert so lange, bis die Nuß ganz ausgekauet ist, welches aber nur bey neuen Früchten statt findet; denn alter Pinang zerschmelzt ganz und gar in dem Munde. Diese Pinangfrüchte besitzen übrigens auch fast eben so, wie der Tabak, eine betäubende Kraft, wodurch diejenigen, welche sich noch nicht daran gewöhnt haben, leicht in eine Art von Dummheit und Sinnlosigkeit fallen, die aber durch den Gebrauch des Salzes bald wiederum vertrieben werden kann.

Um die Pinangbäume wächst ein Strauchgewächse, welches sehr stark in die Höhe aufschießt, und sich um die Stämme dieser Bäume schlinget. Es wird neben diesen Bäumen reihenweise gepflanzt, und giebt durch seine Blätter einen sehr angenehmen Schatten. Die Blätter dieses kletternden Gewächses haben eine große Aehnlichkeit mit den Betelblättern und Pfefferranken. Die Früchte, welche zwischen denselben hängen, sind dem bengalischen Pfeffer nicht unähnlich, und sitzen an dünnen Stielen, die eine grüne Farbe haben, und sehr artig marmorirt sind, gleichsam, als wenn sie mit viereckigen Figuren gezeichnet wären. Sie sind eine Hand breit, und ungefähr so dicke, wie ein kleiner Finger; die innere Schaale ist mit einem weißen Mark und kleinen Saamenkörnern gefüllt. Man bedient sich dieser Früchte beym Kauen des Pinang statt der Betelblätter. Man nimmt nämlich zu dieser Absicht eine zerschnittene Frucht, und verbindet sie mit einem gleich großen Stücke von einer Arekanuß vermittelst zweyer baumwollener Fäden, bestreicht sie mit Kalch, den man aus Austerschaalen brennt, und kaut sie wie Betelblätter, um dadurch Speichel zu erregen. Diese Verbindung der beyden Früchte ist viel angenehmer und kostbarer, als die Betelblätter, und wird daher gemeiniglich auch nur von vornehmen Leuten gebraucht.

Der Dapdafbaum.

Der Dapdafbaum, der ehemals aus den moluckischen Inseln nach Batavia gebracht worden ist, liefert ebenfalls eine überaus angenehme Frucht, die sowohl roh, als auch gekocht gegessen wird, und einen

nen süßen mit etwas Säuerlichem verbundenen Geschmack hat, und überdieses eine sehr heilsame kühlende Kraft besitzt. Die Frucht wächst unten am Stamme aus sehr artigen kleinen Blüthen hervor, ist von röthlicher Farbe, und mit schwarzen Punkten besetzt. In Ansehung der Gestalt gleicht sie einer Gurke, und enthält inwendig einen länglichen Kern, der einen angenehmen Geruch von sich giebt. Unterdessen kömmt dieser Baum an seinem Geburtsorte besser, als zu Batavia fort. Denn an dem letztern Orte wird er von den Ameisen außerordentlich geplagt, welche überhaupt in der Gegend von Batavia vielen Schaden anrichten. Ja wenn man auch diesen Baum beständig mit steinernen Gefäßen umgiebt, und diese mit Wasser anfüllt, so sind doch die Früchte beständig mit diesem Ungeziefer ganz bedeckt.

Der Takkatak oder Boa Burun ist der indianische rothe Johannisbeerbaum, dessen Frucht statt der holländischen rothen Johannisbeeren hier gebraucht wird, ob man sie gleich mit denselben auf keinerley Art vergleichen kann. Diese Johannisbeerbäume haben einen sehr hohen Stamm und große Blätter, wie die Kastanienbäume. Zwischen diesen Blättern sitzen die rothen Beeren an langen Stielen, und werden zu Batavia in großer Menge verkauft. Sie haben aber einen sehr herben, und in Vergleichung mit den holländischen Johannisbeeren einen sehr unangenehmen Geschmack. Diese Früchte können alle drey Monate gepflückt werden, vorzüglich aber gegen den Herbst.

Der rothe Indian. Johannisbeerbaum oder Takkatak.

Der

Der Moringobaum.

Der Moringobaum verdient vor dem Takkatak einen großen Vorzug; denn er besitzt ein sehr schmackhaftes Laub, und trägt Schooten, welche beyde gekocht, und als eine angenehme Zukost gespeist werden. Man findet diesen Baum sehr häufig in den Gärten, so wie auch vor den Thüren der Häuser. Seine Blätter geben einen angenehmen Schatten, und aus den weißen Blüthen, womit er häufig besetzt ist, kommen lange Schooten hervor, ungefähr wie unsere türkische Bohnen, welche mit der Zeit sehr hart werden. Sobald man die Früchte abgepflückt hat, werden die obersten Zweige abgehauen, worauf alsdenn der Baum nach Art unserer Weiden aufs neue wiederum ausschlägt. Wenn man dergleichen Zweige in die Erde steckt, so wachsen daraus wiederum neue Bäume, ohne daß man hierzu sonst eine Wartung nöthig hat.

Beschreibung des schotentragend. Baums Torre.

Man findet zu Batavia noch einen andern Baum, der eßbare Schooten trägt, und Torre genannt wird. Die Schooten dieses Baums, der ungefähr die Höhe eines gemeinen Apfelbaums erreicht, werden gegen $\frac{1}{4}$ Elle lang, und so dicke, wie ein Finger. Sie sitzen an langen dünnen Zweigen, von welcher sie senkrecht herunterhängen. In diesen Schooten findet man acht, zehn, auch mehr Früchte, die unsern Erbsen gleichen, und nebst den jungen fein zerhackten Blättern und den Blüthen, welche diesen Baum in großer Menge zieren, und haufenweise an den Zweigen hervorkommen, zu den Brühen verschiedener Speisen gebraucht werden. Diese Blüthen sind an

Gestalt eines halben Monds gegen die innere Seite der Aeste gekehrt, und mit purpurfarbigen Spitzen geziert. Die Blätter dieser Bäume werden auch von den Indianern als ein sehr nützliches Heilmittel gegen den Biß der Schlangen und gegen Quetschungen gebraucht. Man reibt zu dieser Absicht die Blätter zwischen ein paar Steinen, und legt dieselben alsdenn mit ein wenig Salz vermischt, auf den verletzten Theil, worauf bald eine Erleichterung erfolgt.

Beschreibung des Kappoks, woran die jav. Baumwolle wächst.

Der Kappok, woran die javanische Baumwolle wächst, ist ein Baum, der sowohl seines Nutzens, als seiner Zierde wegen in den Gärten gepflanzt wird, indem er sehr schöne grüne Blätter und einen schönen grünen Stamm hat. Die Höhe dieses Baums ist nicht geringer, als die Höhe unserer schönsten Tannen; seine Aeste aber gehen nicht in die Höhe, sondern wachsen seitwärts heraus, und bilden zwey bis drey Kronen. Die Blumen, welche er trägt, haben eine weiße Farbe, und kommen aus solchen Knospen, wie unsere Nelken, hervor. Die darauf folgenden Früchte haben ungefähr die Größe der Hühnereyer, sind aber länger und spitziger. Diese Früchte sind anfänglich grün, und werden nach und nach ganz braun, wie ein Eichenblatt. Sie hängen paarweise an den Stielen, und bersten endlich unten am Stiele auf, um ihren Saamen fallen zu lassen, der mit einem feinen weißen wolligen Wesen umgeben ist. Diese wollige Substanz wird in dem Monate October oder November eingesammlet, und verschafft denjenigen, welche dergleichen Bäume anpflanzen, große

Vortheile; weil man diese Wolle durch ganz Indien als eine vortreffliche Waare verschickt, und zum Ausstopfen der Betten und Polster, statt der Federn gebraucht, die man in Indien zu dieser Absicht nicht gern zu nehmen pflegt. Unterdessen kann man von dieser sonst schönen Wolle keinen andern Gebrauch machen; weil sie sich wegen der Kürze ihrer Fasern nicht zu Fäden spinnen läßt. Auch muß man beym Gebrauch derselben sehr vorsichtig mit Feuer und Licht umgehen; weil sie durch den geringsten Funken augenblicklich in Brandt geräth, der so geschwind überhand nimmt, daß man ihn unmöglich wieder löschen kann.

Der Baum Jambos.

Der Baum Jambos giebt ebenfalls keinem indianischen Baume an Schönheit etwas nach. Denn er hat nicht nur sehr herrliche Blüthen und Blätter, sondern wächst auch sehr gerade in die Höhe, und zwar in Gestalt einer Pyramide, ohne daß hierzu irgend eine Beyhülfe der Kunst nöthig ist; weil die Aeste alle neben einander ohne Unordnung hervorkommen, und so wie der Baum höher wird, immer nach und nach an Länge abnehmen. Die Blüthen, welche eine sehr angenehme Farbe haben, wachsen immer zu zwanzig bis dreyßig büschelweise neben einander, und liefern endlich Früchte, welche die Größe unserer europäischen Zuckerbirnen haben. Einige von diesen Früchten sind roth, andere hingegen weiß; welcher Unterschied aber blos in der Farbe besteht, indem man im Geschmack keinen Unterschied bemerkt. Viele Blüthen kommen unterdessen nicht zu ihrer Vollkommenheit, sondern fallen haufenweise

auf

auf die Erde, welche dadurch mit einem schönen röthlichen Ueberzuge bedeckt wird. Diese abgefallenen Blüthen sind aber nicht ganz unnütz; weil man sie aufzulesen und als einen Sallat, der einen sehr angenehmen Geschmack hat, zu speisen pflegt. Die Frucht dieses Baums gehört eigentlich unter die Steinfrüchte, obgleich das Fleisch derselben größtentheils mit unsern Birnen übereinkömmt; denn in der Mitte sitzt ein harter Stein, der einen bittern Kern in sich faßt, welcher aber nicht eßbar ist. Der Geschmack dieser etwas säuerlichen Früchte ist überaus angenehm und erkühlend; daher sie bey hitzigen Krankheiten zu einem herrlichen Nahrunsmittel dienen, zumal wenn sie gekocht und mit Zucker gespeist werden, wie man sie fast durchgängig zuzurichten pflegt.

Die Boa Malacka ist eine Art von Pflaumen, und wächst häufig wild. Sie hat einen so scharfen Geschmack, daß man sie nicht essen kann, ohne eben den Erfolg zu spüren, den man empfindet, wenn man den Mund voll Essig nimmt. Die Boa Malacka.

Der Canarienbaum oder der Canaribaum der Malayer und Chineser ist einer der höchsten indianischen Bäume, und eine Art von Eiche. Er hat eine ansehnliche Krone, und glatte, mit kleinen Aederchen besetzte Blätter. Außer den Hauptästen kommen auch unmittelbar aus der Wurzel verschiedene gekrümmte Zweige hervor, welche den Reisenden zu einem angenehmen Sitze und Ruheplatze dienen. Besonders wird dieser Baum von den Jägern sehr geschätzt; denn er trägt eine große Menge von Ei- Der Canarienbaum.

cheln, welche die wilden Schweine begierig aufsuchen. Aus dieser Ursache verbergen sich die Jäger in der Nähe von solchen Bäumen, und schießen alsdenn ihr Wildpret, ohne sich einer Gefahr auszusetzen.

Der wolletragende Baum Kappas oder Algoedang.

Der Kappas oder Algoedang ist ein wolletragender Baum, der aus Bengalen nach Batavia gebracht worden ist, und das ganze Jahr hindurch Früchte trägt. Diese zeigen sich in der Gestalt der Nüsse, und enthalten eine feine wollige Materie, welche sehr geschätzt wird; weil sie sich zu Faden spinnen läßt, aus denen man feine Leinwand weben kann. Die Blüthen dieser Bäume sind braunroth, und inwendig mit weißen Staubfäden versehen.

Der Batsian.

Der Batsian ist eine Art von Mangas oder von ostindischen Mandeln, und hat einen sehr angenehmen Geschmack, aber unangenehmen Geruch; daher diese Nüsse von vornehmen Leuten nicht sehr geachtet werden. Auch wird diese Frucht zu Batavia nicht häufig gepflanzt, sondern ganze Ladungen davon aus Bantam dahin gebracht.

Der Baum Marocco.

Der Baum Marocco hat Blätter wie der Pappelbaum, die an grünen Stielen hängen. Wegen der schönen gelben Streifen und Flecke, womit die schönen grünen Blätter geziert sind, hat der Baum von weiten beständig das Ansehen, als wenn er voll Blüthen wäre. Diese Blätter werden von den Indianern auf den gekochten Reiß gelegt, dem sie einen angenehmen Geruch und Geschmack verschaffen.

Der Baum Kananga.

Der Baum Kananga ist einer der höchsten Bäume in Indien, von dem man aber blos die gelben

Blu-

Blumenblätter gebraucht, welche man mit dem Betel zu kauen pflegt; und dieses Gebrauchs wegen wird der Baum sehr geachtet. Oben auf den Gipfeln dieser Bäume findet man gemeiniglich eine kleine Windmühle, welche zur Vertreibung der Vögel dient, die sich auf denselben häufig niederlassen. Insbesondere sucht man dadurch die Fledermäuse zu vertreiben, die in Ostindien sehr groß sind, und auf dergleichen Bäumen in großer Menge gefunden werden. Diese Thiere hängen sich gemeiniglich mit ihren Hinterfüßen an die Zweige der Bäume, so daß sie den Kopf herunterhängen lassen. Bisweilen findet man an dergleichen Bäumen fast so viel Fledermäuse, als sie Blätter haben, welches einen sehr sonderbaren Anblick giebt.

Der Kijatil, eine Art von Eiche.

Der Kijatil ist eine Art von ostindischer Eiche, und wird wegen seines Holzes sehr geschätzt; weil dasselbe in Indien eben so, wie bey uns das Eichenholz, zu allerhand feiner Tischlerarbeit gebraucht werden kann. Auch wird dieser Baum deswegen sehr hoch gehalten, weil er sehr lange und starke Balken, ingleichen sehr gute und dicke Breter giebt; denn bisweilen findet man Balken von diesem Holze, die eine Länge von vierzig Fuß haben, und im Durchmesser zwey Fuß stark sind, so wie die Dicke der daraus verfertigten Breter oft drey und mehr Zoll beträgt. Die Blätter dieser Bäume hält man für sehr nützlich wider das Seitenstechen, und läßt sie zu dieser Absicht in dem Wasser der Cocosnüsse kochen, welcher Aufguß ein vortreffliches Mittel zur Linderung der Schmerzen seyn soll. Die Frucht hat eine stark zu-

sammenziehende Kraft, und kömmt in Ansehung der Gestalt und des Geschmacks mit unsern Galläpfeln überein. Das Holz übertrifft nicht nur an Schönheit und Härte das Holz der meisten indianischen Bäume, sondern hat auch noch diese vorzügliche Eigenschaft, daß es viel seltener von den kleinen Ameisen besucht wird, die sonst im Stande sind, große Balken dergestalt zu zernagen, daß davon beynahe nichts, als der äußere Rand übrig bleibt, wodurch es bisweilen geschieht, daß ganze Häuser unvermuthet einfallen.

Der Makandou.

Der Makandou ist ein Baum von mäßiger Höhe, der mit sehr dicken und schönen Blättern, und mit weißen länglichen Blüthen geziert ist. Wenn die Blüthen abgefallen sind, folgt darauf eine Frucht, welche in Ansehung der Gestalt mit den Tannzapfen übereinkömmt, und, so lange sie unreif ist, eine grüne Farbe hat, nach erlangter Reife aber gelb aussieht. Der Geschmack dieser Frucht ist sehr schlecht, aber das Fleisch derselben überaus schleimig und lindernd; daher die Malayen diese Früchte in der Asche braten, und alsdenn zu essen pflegen, weil sie dieselben für ein gutes Mittel wider die rothe Ruhr, wider die Gallenfieber, und andere dergleichen Krankheiten halten.

Der Baum Mangam.

Der Baum Mangam gehört in die Classe der Palmen, und trägt eine Frucht, welche in Ansehung der Gestalt eine große Aehnlichkeit mit einer Cocosnuß hat. Diese Frucht besitzt eine starke, dem Gifte widerstehende Kraft, und wird von den indianischen

schen Völkern deswegen den Bezoarsteinen, der malabivischen Nuß, und andern Gegengiften an die Seite gesetzt. Die Indianer haben diesen Baum ihren Fürsten geweiht, und pflegen ihn um die Grabmäler ihrer Könige zu pflanzen. Insbesondere haben die Könige von Bantam die Gewohnheit, einen Becher auf eine Nuß von diesem Baume zu setzen, und ihn den ausländischen Abgeordneten als ein Zeichen ihrer Achtung zu überreichen.

Die Frucht Langzap wächst büschelweise in Gestalt der Trauben an einem schönen Baume, der eine ansehnliche Höhe erreicht, und Blätter trägt, die den Blättern der Kastanienbäume gleichen. Die Früchte sind so groß, als unsere gelben Pflaumen, haben aber inwendig eine rothe Farbe, und sind äusserlich mit einer gelben Schaale umkleidet, die einen scharfen Saft enthält. Das Fleisch hat einen säuerlichen Geschmack, ungefähr wie der Saft unserer Johannisbeeren, doch ist es noch viel angenehmer und etwas zusammenziehend; es besitzt eine heilsame kühlende Kraft, und wird bey allen hitzigen und bösartigen Fiebern mit Nutzen gebraucht.

Von d. Baume, woran die Frucht Langzap wächst.

Die Frucht Boenga, die von den Holländern Wringpruim genannt wird, wächst an einem sehr hohen Baume mit krausigen Blättern. Die Blüthen haben eine sehr schöne Fleischfarbe; sie öffnen sich früh mit Aufgang der Sonne, und schließen sich wieder Abends, wenn die Sonne untergeht. Die Frucht, welche die Größe einer Haselnuß hat, sieht anfangs grünlich aus, erhält aber mit ihrer Reife ei-

Von d. Baume, welcher die Frucht Boenga liefert.

ne pommeranzengelbe Farbe. Das Fleisch derselben ist ebenfalls pommeranzengelb, und schmeckt nicht unangenehm. Wegen der Schönheit seiner Blumen wird dieser Baum vorzüglich geschätzt.

Der Karambolasbaum.

Die Frucht Karambolas wächst an einem Baume,*) der einem Kirschbaume sehr gleich kömmt, aber einen zärtern Stamm und sehr dünne Blätter hat. Die Blüthen, welche eine bläuliche Farbe haben, liefern Früchte, die wie Melonen aussehen, aber eckigt sind, und, wenn man sie der Quere nach durchschneidet, die Figur eines fünfeckigen Sterns zeigen. In Ansehung dieser Früchte ist vorzüglich dieses merkwürdig, daß einige derselben einen überaus angenehmen Geschmack haben, andere aber wiederum so herbe sind, daß sie den Mund und die Kehle zusammenziehen.

Der Baum Boea Bidara.

Der Boea Bidara oder der Stechpflaumenbaum ist größer, als der höchste Kirschbaum, und hat aschgraue Blätter, die an sehr dornigen und stachlichen Zweigen sitzen. Diese Dornen sind so fein und spitzig, daß man beym Abpflücken der Früchte sich sorgfältig in Acht nehmen muß, um nicht dadurch verwundet zu werden. Das ganze Jahr hindurch ist dieser Baum allezeit dergestalt mit Früchten beladen, daß die Zweige desselben beständig gegen die Erde zu gekrümmt herabhängen. Die Pflaumen sind dunkelgrün von Farbe, und haben die Größe einer Haselnuß.

*) Dieser Baum ist auch unter dem Namen Bilimbing bekannt, der aber noch andern Bäumen beygelegt wird. Im Linnäischen System heißt er Averrhoa Carambola.

selnuß. Die innere Farbe des Fleisches ist weiß, der in der Mitten befindliche Stein aber fleischfarbig, und der Geschmack des Saftes überaus angenehm.

Der indianische Betonienbaum hat gefleckte Blätter, wie das Lungenkraut; die Blumen aber wachsen nach Art der Kornähren zu tausenden neben einander, und haben eine blaßblaue Farbe, so wie hier zu Lande die Blüthen vom Roßmarin. Der Aufguß der Blätter und Blüthen besitzt sehr heilsame blutreinigende und heilende Kräfte. Insbesondere ist dieses Mittel nach erfolgtem Blutspeyen, und im Anfange einer daraus entstehenden Schwindsucht, sehr heilsam. Auch wird der Saft der Blätter von Vielen für sehr nützlich wider den Biß giftiger Schlangen und Scorpionen gehalten. Der indianische Betonienbaum.

Der javanische Salbeybaum ist von dem europäischen sehr unterschieden; denn er wächst bis zu einer Höhe von zwölf Fuß. Man findet von diesem Gewächse, welches wegen seiner fortkriechenden Wurzel sehr schwer auszurotten ist, ganze Büsche in der Gegend von Batavia. Die Blätter sind sehr lang, haben eine grauliche Farbe, und einen sehr angenehmen Geruch. Zwischen den Blättern kommen sehr schöne blaue Blumen in großer Anzahl zum Vorschein. Obgleich überall eine große Menge von diesem Gewächse wild wächst, so wird es dennoch sogar in den Gärten angepflanzt; weil durch die Wartung der Baum seine wilde Art ablegt, alsdenn einen angenehmen und kräftigen Geschmack erhält, und mit dem europäischen Salbey an Kräften übereinkömmt. Der javanische Salbeybaum.

Insbesondere wird dieses Gewächs in Indien bey Nervenkrankheiten und andern Zufällen mit Nutzen gebraucht. Die eingemachten Blüthen besitzen eine besondere Kraft gegen die aus Erkältung entstandenen Zufälle der Lunge und des Gehirns, und sind auch in der Wassersucht sehr nützlich befunden worden; weil sie nicht nur zum Abtreiben des Wassers, sondern auch zur Stärkung der geschwächten Theile dienen.

Der Baum Boa Kamba.

Der Baum **Boa Kamba** erreicht ebenfalls eine ansehnliche Höhe, und hat sowohl einen starken Stamm, als auch große Blätter. Die Früchte, welche dieser Baum hervorbringt, kommen in Ansehung ihrer Gestalt völlig mit den europäischen Birnen überein; daher man sie auch indianische Birnen zu nennen pflegt. Diese Früchte sind nach erlangter Reife blaßgrün und mit schwarzen Flecken besetzt, inwendig aber sind sie hohl, und enthalten in ihrer Höhlung bläuliche Saamenkörner, indem das Fleisch allezeit an der Schaale ansitzt. Uebrigens sind diese Birnen von einem herben und unangenehmen Geschmack; daher sie auch nicht sehr geachtet werden, ob sie gleich die Javaner, vornämlich im Monat Februar, in großer Menge nach Batavia bringen.

Der Rambustan.

Der **Rambustan** ist ein hoher Baum, welcher keine sichtbare Blüthen, sondern blos grüne Knospen trägt, aus denen die Früchte hervorwachsen, welche die Gestalt der Kastanien haben, und mit einer purpurfarbigen Schaale bekleidet sind. Diese Früchte wachsen in großer Menge neben einander, und hängen an dünnen Zweigen, die sich allezeit wegen ihrer

großen

großen Last zur Erde biegen. Das Innere dieser Früchte enthält einen säuerlichen Saft und kleine harte Kerne, die mit dem Fleische genau zusammenhängen.

Der Jägerbaum.

Der Jägerbaum, welcher überall in den ostindischen Gegenden häufig gefunden wird, ist eine Art von wilden Palmbaum. Er hat eine aschgraue Rinde, die über und über mit Ringen besetzt ist, und schöne gefingerte Blätter, die an langen dünnen Stielen hängen, und eine angenehme grüne Farbe haben, welche aber, wenn die Blätter verdorren, sich in eine gelbe Farbe verwandelt. Die Früchte gleichen, der Gestalt und Bildung nach, den Cocosnüssen, denen sie aber nicht an Größe gleich kommen. Sie dienen auch nicht zur Speise, sondern blos zur Verfertigung einer Art von Syrup und Zucker, die man durch das ganze Land zu verführen pflegt. Das Holz dieses Baums hat auch etwas besonderes, indem es nicht verdirbt, und so hart ist, daß es eben so, wie die Steine, mit denen man die Thüren und Fenster einfasset, mit keiner Säge oder Bohrer, sondern blos mit kleinen Meisseln und Hammern bearbeitet werden kann. Die besten und gesündesten Aeste des Baums werden zu Bogen gebraucht, die überaus stark und dauerhaft sind; die Blätter hingegen dienen zu Fächern und zur Abkühlung. Diese Blätter, welche von den Malayen Olen genannt werden, gebraucht man auch in den ostindischen Gegenden, so wie bey uns das Papier, um darauf zu schreiben. Sie sind gegen drey Finger breit, und anderthalb Elle lang. Man pflegt sie mit kleinen

Schnit-

Schnuren an einander zu reihen, wenn die Briefe oder andere Sachen, die man darauf schreibt, weitläuftig sind, da man hingegen bey kleinern Briefen nur einzelne Blätter nöthig hat. Man schreibt auf dieselben mit einem eisernen Griffel, welcher die äussere Haut des Blattes durchbohrt, und unauslöschliche Buchstaben hinterläßt. Diese Art zu schreiben fällt auch den Indianern sehr leicht; denn sie richten sich dabey allezeit blos nach dem Gefühl, ohne daß sie nöthig haben, die Augen dabey zu gebrauchen. Vor dem gewöhnlichen Papier haben diese Blätter den Vorzug, daß sie nicht nur sehr stark sind, sondern auch lange im Wasser liegen können, ohne daß sie verderben, und ohne daß die Schrift unleserlich wird. Aus diesem Baume wird ferner auch ein sehr süßer Saft gezogen, welcher nach gehöriger Gährung einen wohlschmeckenden Wein und guten Essig liefert; allein gemeiniglich macht man aus diesem Safte Syrup oder Zucker.

Der Baum Billimbing.

Der Baum Billimbing wird ebenfalls in der Gegend von Batavia sehr häufig gefunden, und ist einer der wunderbarsten Bäume, weil die Blätter eine sehr besondere Bildung haben, und alle unterwärts hängen. Aus dem dicken Stamme und aus den Aesten wachsen kleine Zweige hervor, die voll grüner Knospen sind, aus denen schöne rothe Blüthen zum Vorschein kommen, welche der kleinsten Art von unsern Lilien gleichen. Die Früchte, welche auf diese Blüthen folgen, sind so dick und so lang wie ein Finger, haben die Gestalt kleiner Gurken,

und

und sind äußerlich mit einer grünen Schaale bekleidet, und innwendig mit Saamenkörnern versehen. Alle Theile dieses Baums können von den Aerzten gebraucht werden; daher die Indianer denselben nicht nur seiner Blüthen, seiner Früchte und Blätter, sondern auch seiner Rinde und Zweige berauben, so, daß diese Bäume immer sehr ungestaltet und verstümmelt dastehen würden, wenn nicht die gütige Natur ihnen eine besondre grünende Kraft beygelegt hätte, wodurch die verlohrnen Zweige und Aeste gar bald wieder hergestellt, und die entblößten Stellen mit neuen Blüthen bedeckt werden. Alle Theile dieses Baums besitzen eine kühlende und gelinde zusammenziehende Kraft in hohem Grade, und haben überdieses einen angenehmen säuerlichen Geschmack. Aus dieser Ursache werden sie in hitzigen und faulen Fiebern, so wie auch bey dem in den ostindischen Gegenden gewöhnlichen Durchfalle gebraucht. Was insbesondere die Früchte betrifft, so lassen sich dieselben nicht gut roh genießen, sondern müssen mit Zucker eingemacht werden; auch geben sie, wenn man sie zugleich mit andern Speisen kocht, denselben einen angenehmen säuerlichen Geschmack.

Beschreibung der Bäume, an denen die unter dem Namen Durion bekannten Früchte wachsen.

Die **Durions** sind sehr herrliche Baumfrüchte, welche diese besondere Eigenschaft besitzen, daß sie zwar einen sehr unangenehmen Geruch, fast wie faule Eyer, von sich geben, zugleich aber einen Kern von einem so angenehmen Geschmack enthalten, welcher alle übrige bekannten Früchte an Vortrefflichkeit übertrifft. Die Bäume, woran diese Früchte wachsen,

sind

sind sehr krumm, und beschwerlich zu besteigen; weil sie voller harten, spitzigen, eine halbe Spanne langen Blätter sind. Der Stamm ist äußerlich grau, inwendig aber grün und so hoch, wie unsere größten Eichen. Die Früchte hängen büschelweise an den dicken Aesten; denn die dünnen Zweige würden sie durch ihre Schwere zerbrechen, weil sie die Größe einer Melone haben. Aeußerlich sind sie sehr stachlicht, und daher nicht gut anzugreifen; ihre Farbe ist anfänglich grün, hernach aber gelblich. Inwendig sind sie in vier Fächer abgetheilt, worinnen die süßen eßbaren Früchte sitzen, welche die Größe der Kastanien haben; doch kann man sie nicht erhalten, als wenn man die Frucht erstlich mit dem Fuße oder mit einem andern harten Körper zerbricht, weil man sich sonst, wenn man die Hände gebrauchen wollte, sehr stark verwunden würde. Diese Früchte dienen blos zur Speise, und ihr mäßiger Genuß wird für gesund gehalten; ihr unmäßiger Gebrauch aber verursacht Entzündung im Blute, und einen Ausschlag im Gesichte. Sie werden binnen einer Zeit von drey Monaten reif, und sind das ganze Jahr hindurch zu bekommen, vorzüglich aber im October und November.

Der Sagobaum.

Der Sagumanda oder Sagobaum ist eine Art von Palmbäumen, dessen Stamm zwar nicht hoch, aber ziemlich dick ist, und welcher äußerlich viel Aehnlichkeit mit dem Cocosbaume hat. Wenn der Baum noch jung ist, haut man einen seiner stärksten Aeste ab, und setzt an dessen Stelle ein hohles Bambusrohr, oder ein Zuckerrohr von der größten Art, worinnen

innen man eine große Menge des herauslaufenden Safts auffängt, den man aus diesem Baume eben so, wie aus dem Cocosbaume, in kurzer Zeit erhalten kann. Die Indianer pflegen diesen Saft, den sie Sagouar nennen, und der zwar sehr süß, aber ungesund ist, mit einem andern Safte zu vermischen, welcher Houbat genannt wird, und eigentlich aus dem Safte verschiedener Gewächse besteht; welche Vermischung dem Sagouar eine Art von Bitterkeit mittheilt, wodurch er ein gesunder Trank für diejenigen wird, welche sich dessen mit Mäßigkeit bedienen. Die Holländer auf den moluckischen Inseln und in Arabien haben keinen andern, als diesen Trank, dessen unmäßiger Gebrauch aber Trunkenheit und Verderbniß des Blutes verursacht. Das Holz dieses Baums besteht blos in einer Art von Mark, und wird durch eine Raspel zu einer Art von Mehl gemacht, woraus man durch Vermischung mit Wasser Kuchen bereitet, die man in der Sonne trocknen läßt, wodurch sie die Härte von Schiffszwieback erhalten. Man bedient sich desselben als eines sehr allgemein gewordenen Nahrungsmittels in den ostindischen Gegenden; man kocht auch den Sago zu einer Suppe, wozu man sich des feinsten Mehles bedient, welches man mit so viel Wasser, als nöthig ist, vermischet. Diese Suppe ist so klebrigt, daß man Fäden von vier bis fünf Fuß Länge daraus ziehen kann; allein ungeachtet dieser sehr merklich schleimigten Eigenschaft wird sie in Indien für sehr gesund gehalten, und in vielen Gegenden, welche einen Mangel an Korn oder Reiß haben, als eine allgemeine Speise gebraucht.

Die Bäume Rossamala u. Turen-Api.

Unter den starken und groben Holzarten zeichnen sich vorzüglich die Bäume Rossamala und Turen-Api aus, die man aber gemeiniglich nur zu Brennholze gebraucht; denn zum Bauen bedient man sich meistentheils des schönen Jatiholzes, welches von der östlichen Küste der Insel Java nach Batavia gebracht wird.

Die Bäume Tanki, Tangong und Sulatri.

Zu schattenreichen Lauben nimmt man vorzüglich die Bäume Tanki, Tangong und Sulatri; man muß aber zum wenigsten zehn Jahre warten, ehe man seine Absicht völlig erreicht. Der Gatip wächst viel geschwinder, doch hat er keinen so schönen Stamm, ob er gleich ebenfalls einen sehr angenehmen Schatten giebt.

Von dem auf Java wachsenden Weinstock.

Nachdem ich also die vorzüglichsten Bäume von Java angeführt habe, so komme ich nunmehr zu einigen der merkwürdigsten Sträuchern, Stauden und kriechenden Gewächse, unter denen zuerst der Weinstock unsere Aufmerksamkeit nach sich zieht, welcher auf Java so fruchtbar ist, als sonst irgendwo. Ueberall findet man dieses nützliche Gewächs auf Java, und vorzüglich zu Batavia, wo man es besonders an den Wänden der Häuser antrifft; und in diesen warmen Gegenden hat man das Vergnügen, alle Tage diese herrliche Frucht pflücken zu können: ja man sagt sogar, daß eine in die Erde gesteckte Ranke daselbst schon nach einer Zeit von drey Monaten Früchte liefere. Die Beeren dieser Trauben sind sehr groß, und gleichen den besten Sorten aus Portugall oder Spanien. Denn nicht selten findet man

Trauben,

Trauben, die sechzehn Unzen wiegen. Unterdessen ist es zu bedauren, daß die Weinlese bisher nicht recht hat glücken wollen, da man gewiß aus dem Weinbau in diesen Gegenden viele Vortheile würde erhalten können.

Der Pisang oder Baranas

An den Straßen findet man fast überall den Pisang oder **Baranas**, eines der schönsten ostindischen Staudengewächse, welches zugleich eine der vorzüglichsten Früchte liefert. Der Stamm dieses Gewächses ist überaus locker, und besteht blos aus den zusammengewachsenen Stielen der nach und nach abgefallenen Blätter, die mit den nebenstehenden Blätterstielen eine Art von Köcher bilden, in dessen Höhlung die innern Blätter bis zu einer ansehnlichen Höhe herauswachsen. Auf diese Art sieht man bisweilen Stämme, die eine Höhe von dreyßig Fuß, und eine Dicke von vier Fuß erreichen, und gleichwohl ihr Wachsthum binnen einer Zeit von sechs Monaten vollendet haben, dabey aber so locker und schwammigt sind, daß man sie als einen Krautstrunk schneiden kann. Die Blätter dieses Strauchs sind ungemein groß, und schön geript; ihre Breite beträgt oft anderthalb Fuß, und ihre Länge fünf bis sechs Fuß. Die Frucht kömmt an dem obersten Theile der Pflanze aus einer Blüthknospe hervor, und zeigt sich als eine Menge von Gurken, die mit ihren Enden in der Gestalt eines halben Mondes zusammengewachsen sind. Die unreifen Früchte haben eine grüne, die reifen aber eine gelbliche Farbe, welche man auch bey den innern Theilen derselben bemerkt. Diese Gewächse liefern

nur einmal Früchte, und gehen alsdenn ein; daher wird der ganze Stamm, sobald die Frucht zu reifen anfängt, umgehauen, und die abgeschnittenen Büschel von Früchten an einen Balken gehangen, damit sie auf diese Art ihre vollkommne Reife erhalten, welches binnen wenig Tagen geschieht. Die Schaale der Frucht ist alsdenn so zart, daß man sie mit der bloßen Hand ohne einige Mühe abziehen kann. Der Gebrauch dieser Früchte ist überaus mannigfaltig in Ostindien. Einige trocknen sie in der Sonne, wodurch sie so schmackhaft werden, als die besten portugiesischen Feigen; daher sie auch bisweilen ostindische Feigen genannt werden. Die Holländer backen diese Früchte mit Butter und Eyern in einer Pfanne, und speisen sie alsdenn als einen großen Leckerbissen. Auch giebt diese Zubereitung in der That eine gesunde Speise, welche sehr nahrhaft, leicht zu verdauen, und ein wenig laxirend ist. Die rohen Früchte haben etwas säuerliches und zusammenziehendes, und geben daher keine gute Speise ab. Denn auf ihren Genuß folgen Blähungen, Krämpfe in den Eigeweiden und Erbrechung; ja durch einen unmäßigen Gebrauch können sie wegen ihrer starken Säure die rothe Ruhr verursachen. Wenn man sie aber sehr unreif abschneidet, so behält die äußere Schaale ihre grüne Farbe, und der Saft nimmt nach und nach eine mildere Natur an, und gleicht an Geschmack fast unsern Zuckerbirnen; in diesem Falle kann die Frucht auch roh ohne Schaden genossen werden. Die Blätter von diesem Gewächs werden ebenfalls in Indien sehr häufig gebraucht, und dienen nicht blos zum Ein-

packen

packen der Sachen, sondern geben auch bey einigen indianischen Völkern das gewöhnliche Küchengeräthe ab. Denn erstlich decken sie mit diesen Blättern ihre Tische, und setzen auf denselben ihre ganz einfachen Speisen auf; überdieses bedienen sie sich derselben statt der Servietten und Trinkschaalen. Die Javaner sind auch der Meynung, daß diese Blätter eine besondere Kraft haben, einen Brand zu löschen, und aus dieser Ursache pflegen sie dieses Gewächs gern um ihre Häuser zu pflanzen, damit sie allezeit dergleichen Blätter bey der Hand haben. Die Fortpflanzung desselben macht nicht viel Mühe; denn sobald ein Stamm abgeschnitten ist, kömmt aus seiner Wurzel eine große Menge junger Sprößlinge hervor, die in wenig Wochen ihr völliges Wachsthum vollenden, und wiederum neue Früchte hervorbringen.

Der Rotang ist ein schilfartiges Gewächs, welches überall in Indien von selbst, ohne einige Wartung, zu wachsen pflegt. Man findet verschiedene Arten von demselben, die insgesamt in vielen Stücken von einander unterschieden sind, darinnen aber mit einander übereinkommen, daß aus dem Stengel eine fortkriechende Ranke hervorkömmt, welche an den Bäumen mit vielen Zweigen in die Höhe zu wachsen pflegt, und zwar dergestalt, daß dieses zweigenreiche und dichte Gewächse im Stande ist, die höchsten und stärksten Bäume zu ersticken. Die Früchte dieses Gewächses haben mit den Erdnüssen eine Aehnlichkeit; sie sind aber mit einer Schaale bekleidet, die so dünne und eben so gezeichnet ist, wie

Der Rotang.

eine Schlangenhaut, und innerlich enthalten sie zwey weiße Kerne, die einen so herben Geschmack haben, daß sie niemand essen kann. Man macht von diesem Gewächse, und vorzüglich von den dünnen biegsamen Ranken in Ostindien sehr häufig Gebrauch; vorzüglich bedient man sich derselben, um etwas zu binden oder zu befestigen. Allein die schönste Art, und die sich am besten zu Spatzierstöcken schickt, erhält man aus Siam und Japan.

Beschreibung des Betels.

Das unter dem Namen Betel bekannte Gewächs, dessen Blätter man überall in Indien zum Kauen gebraucht, wird ebenfalls auf Java sehr häufig gefunden. Von weiten hat dieses Gewächs eine große Aehnlichkeit mit dem schwarzen Pfeffer, und wächst bey allerhand Bäumen und Pfählen bis an die oberste Spitze, über welche es noch gemeiniglich in verschiedenen Krümmungen in die Höhe steigt. Es liebt eine fette gutgedüngte Erde, und schattige Gegenden. Es kömmt nicht gut auf dem freyen Felde fort, und wächst auch nicht gern in den innern Gegenden des Landes, sondern am liebsten in den wärmsten Gegenden der Seeküste; ja es ist so zart, daß es an den meisten Oertern in Indien des Nachts gegen die Kälte bedeckt werden muß. Die Blätter dieses Gewächses sind gemeiniglich sechs Zoll breit, und mit verschiedenen Adern durchschnitten. Der Gebrauch dieser Blätter, welche einen gewürzhaften Geschmack haben, ist so gemein in Indien, daß die meisten Personen dieselben den ganzen Tag hindurch kauen, und ohne dieselben, so zu sagen, nicht leben können.

Sie

Sie pflegen zu dieser Absicht ein solches Blatt mit ein wenig Kalch aus Austerschaalen zu bestreichen, und hernach in Gestalt einer Pfefferdüte zusammen zu rollen. Hierein stecken sie alsdenn ein Viertel von einer unter dem Namen Areka oder Pinang bekannten Nuß, welche den Betelblättern eine zusammenziehende Kraft verschafft, und einen starken Zufluß des Speichels verursacht. Der erste Speichel, welcher bluthroth ist, wird ausgespuckt, der folgende aber hinuntergeschluckt. Durch diesen Speichel werden die Lippen roth, und das ganze Gesicht erhält eine lebhafte Farbe. Wenn man den Pinang sehr stark und häufig kaut, so wird dadurch das ganze Gehirn angegriffen, und eine Art von Betäubung veranlaßt; ja bey denjenigen, welche noch nicht daran gewöhnt sind, erfolgt auf den häufigen Gebrauch dieser Frucht gemeiniglich eine Ohnmacht, die aber durch das Reiben der Zähne mit Salz leicht vertrieben werden kann. Man hält überdieses den Saft dieses Gewächses für sehr heilsam zur Stärkung des Magens, und zur Erhaltung der Zähne, die durch mäßigen Gebrauch dieses Mittels zwar schwarz, aber doch zugleich auch feste werden. Ein unmäßiger Gebrauch hingegen erregt Geschwüre in dem Zahnfleische, und befördert das Ausfaulen der Zähne.

Beschreibung der ostindischē Bohnen. Katsjang Parang.

Der Katsjang Parang gehört ebenfalls unter die in die Höhe steigenden Gewächse, und schießt in großen Zweigen dergestalt in die Höhe, daß er sich mit vielen Krümmungen über die höchsten Lusthäuser erhebt. Unten an der Wurzel wird dieses Gewächs

so dicke, wie ein Mannsarm, und trägt verschiedene mal Blätter und Früchte, ohne einzugehen. Die Blätter sind grün, und mit sehr vielen kleinen Adern durchwebt; die Blüthen sind purpurfarbig, und die darauf folgenden Bohnen sitzen eben so in ihren Schaalen, wie unsere türkische Bohnen, welche eine grüne Farbe und einen purpurfarbigen Rücken haben. Die Bohnen selbst sind buntfarbig, und schmecken gekocht sehr gut, haben aber, außer ihren Schaalen, noch eine besondere harte Hülle.

Die Mohrischen Bohnen.

Mit diesen itzt genannten Früchten kommen in vielen Stücken die sogenannten mohrischen Bohnen, Fabas de Moro, überein, die viel größer sind, als jene, und eben so hoch in die Höhe wachsen. Die Schooten, worinnen sie sitzen, sind über einen Fuß lang, und über einen Zoll breit; sie werden meistentheils von den Chinesern und Javanern gebraucht, von den Europäern aber wegen ihres wilden Geschmacks weit weniger, als die vorige Bohnenart, geachtet.

Von den Arten d. Euphorbia, die auf Java wachsen.

Von der Euphorbia oder sogenannten Teufelsmilch wachsen verschiedene Arten auf Java, so wie überall in den heißen Ländern. Die vornehmste Art ist die dreyeckige, die so dicke als ein Arm oder Schenkel wird, und zu einer ansehnlichen Höhe aufwächst. Dieses Staudengewächs ist überall voll höckeriger Dornen, die aber, so lange die Pflanze ihren Saft hat, nicht stechen. Zwischen diesen Dornen, besonders oben an den Zweigen, findet man einige wenige saftige Blätter, welche den Blättern des gemei-

gemeinen Hauslaubs nicht ungleich sind. Wenn man den Stamm oder die Zweige dieses Gewächses aufritzt, so fließt ein milchartiger Saft heraus, der von überaus scharfer und hitziger Natur ist, und woraus man, wenn man die wäßrigen Theile desselben ausdünsten läßt, ein gelbliches Harz erhält, welches in unsern Gegenden wegen seiner starken laxirenden und Erbrechung erregenden Kraft unter die Gifte gerechnet wird. Weil aber in Indien die menschlichen Körper durch die große Hitze viel unempfindlicher gemacht werden, so dient dieser scharfe Saft in diesen heißen Ländern zu einem sehr heilsamen Arzneymittel, welches man mit sehr gutem Erfolg gegen die Wassersucht, Lähmungen und allerhand andere, aus allzuvielem Schleime entstehende Zufälle gebrauchen kann. Eine andere Art von diesem Gewächse, welche in Cambodia wächst, giebt einen Saft, welcher eben dieselben Eigenschaften besitzt, aber eine viel dunklere gelbe Farbe hat, und hier zu Lande unter dem Namen Gummigutt bekannt ist.

Der Pfeffer, welcher von den Malayern Lada, und von den Javanern Maritsia genannt wird, gehört ebenfalls unter die kriechenden Gewächse. Der Stamm und die Ranken desselben sind sehr zart, klettern aber bis an den Gipfel der höchsten Bäume, und steigen hernach wiederum bis auf die Erde nieder. An diesen Stengeln sitzen kleine Stiele, woran der Pfeffer büschelweise wächst, und zwar oft in einer solchen Menge, daß man die Blätter von den Früchten kaum unterscheiden kann. Die Frucht von dem gemeinen Pfeffer ist von Natur eigentlich schwarz;

Der Pfeffer.

unser weißer Pfeffer wird aber aus derselben dadurch gemacht, daß man diese Pfefferkörner in Salzwasser legt; denn durch dieses Mittel verliehren sie nicht nur ihre schwarze Oberhaut, sondern auch zugleich einen beträchtlichen Theil von ihrer allzugroßen Schärfe, so daß sie hierdurch zum gewöhnlichen Gebrauch viel geschickter werden. Unterdessen wächst in Indien auch eine Pfefferart, die von Natur weiße Körner zum Vorschein bringt. Allein diese Art findet man sehr selten, und sie wird beynahe gar nicht nach Europa gebracht; auch sind die Gewächse, welche dergleichen Pfeffer hervorbringen, sehr dünne gesäet, und wachsen blos auf einigen wenigen Oertern auf der Küste von Malabar und auf der Halbinsel Malacka.

Der lange Pfeffer.

Der lange Pfeffer ist von dem gemeinen Pfeffer sehr merklich unterschieden. Denn dieses Gewächs ist nicht so holzig, auch sind die Blattstiele und die Blätter selbst viel länger und dunkelgrüner. Die Frucht ist gleichfalls von einer ganz andern Art, und besteht aus vielen kleinen zusammengewachsenen Beeren; doch kann man dieselbe selten genau untersuchen, weil sie nicht in ihrer Vollkommenheit zu uns gebracht, sondern unreif abgepflückt und hernach getrocknet wird. Der Gebrauch des Pfeffers ist sehr allgemein in Indien, so wie überhaupt die hitzigen Gewürze in diesen Gegenden sehr geachtet werden, und auch in der That nothwendig sind. Man bedient sich aber in diesen Ländern des Pfeffers nicht blos zur Würzung der Speisen und Brühen, sondern viele bereiten auch aus den getrockneten Pfefferkörnern vermittelst des Wassers einen

Trank, der für ein gutes Hülfsmittel wider einen verdorbenen Magen gehalten wird; ja einige lassen den Pfeffer mit abgezogenen Wassern gähren, wodurch man eine außerordentlich starke Art von Weingeist erhält. Der lange und runde Pfeffer wird von den Indianern auch in Essig eingelegt, und als ein angenehmes und erfrischendes Gewürz, vorzüglich in der Regenzeit gebraucht. In Ansehung ihrer Haupteigenschaften und Kräfte sind die verschiedenen Arten des Pfeffers sehr wenig von einander unterschieden. Sie sind insgesamt hitziger Natur; sie verdünnen die Säfte, stärken die Gefäße der Eingeweide, und befördern die Absonderung der Säfte, die durch ihre Wirkung aus dem Blute geschieden werden. Besonders sind sie sehr nützlich bey allen aus Erkältung und Schleim entstandenen Zufällen der ersten Wege, und bey den dadurch verursachten Magenschmerzen, verhinderter Verdauung und Colik. Viele empfehlen das Einschlucken von acht bis zehn Pfefferkörnern beym Anfange des Frosts als ein vortreffliches Mittel gegen die kalten Fieber; und obgleich dieses Mittel keine große Wirkung zu haben scheint, so sind doch einige dadurch genesen, und sogar vom viertägigen Fieber befreyt worden. Unterdessen giebt es auch viele Fälle, in welchen der Gebrauch des Pfeffers äußerst schädlich ist. Insbesondere ist er sehr nachtheilig bey allen hitzigen und gelbsüchtigen Naturen; weil er den Umlauf des Bluts bey solchen Personen zu sehr vermehrt, und die feinen Nerven der Eingeweide zu stark reizt, woraus Entzündungen des Magens und der Gedärme, ingleichen heftige Coliken und allerhand hitzige Fieber ent-

stehen können. Wenn man ihn innerlich gebraucht, so ist es allezeit sicherer, ganze Körner, als viel gestoßenen Pfeffer auf einmal einzunehmen. Denn die Körner können nirgends hängen bleiben, und theilen daher ihre Kraft blos den Säften des Magens und der Gedärme mit, da hingegen der gepülverte Pfeffer zwischen den Falten des Magens und der Gedärme sitzen bleibt, und leicht eine Entzündung verursachen kann.

Von den Bat. Küchengewächsen und andern Kräutern,

So mannichfaltig und verschieden die Arten von Bäumen und Sträuchern sind, die auf Java gefunden werden, eben so groß ist auch die Menge der daselbst wachsenden Arten von vortrefflichen Küchengewächsen und andern nützlichen Pflanzen. Die Indianer halten auch diese Gewächse in einem sehr großen Werth, und betrachten dieselben als das eigentliche und natürliche Nahrungsmittel der Menschen. Ja die meisten von denen, welche noch dem Heidenthum ergeben sind, pflegen nicht leicht Fleisch zu essen, und befolgen sehr genau die Vorschriften des Pythagoras, dessen Meynung, die Seelenwanderung betreffend, durch ganz Indien verbreitet worden ist. Aus dieser Ursache haben auch diese in Indien noch befindlichen Heiden einen großen Abscheu vor rothen Bohnen, und überhaupt vor allen Speisen, deren Farbe einigermaßen in das Rothe fällt. Unterdessen haben sie diesen in der That lächerlichen Grundsätzen ihre ausgebreitete und genaue Kenntniß der Bäume und übrigen Gewächse zu verdanken, wodurch sie sich einen Vorzug vor andern Indianern verschafft haben.

Unter

Unter den Kräutern verdient zuerst der sogenannte indianische Kohl genannt zu werden, welcher zu Batavia in verschiedenen Gärten wächst, und fast eben solche Blätter wie der Sauerampfer hat. Dieses Küchengewächs prangt mit sehr schönen Blumen, die theils purpurfarbig, theils weiiß sind, und an grünen Stielen sitzen. Man richtet es wie Mangold zu, und der Geschmack desselben ist sehr angenehm. Der indianische Kohl.

Ferner findet man zu Batavia auch allerhand von den Küchengewächsen, die in Europa und in verschiedenen andern Gegenden von Indien gebräuchlich sind, und die in dieser Gegend entweder von selbst wachsen, oder durch den aus Europa, aus Persien und Surate gebrachten Saamen erbaut werden, z. B. Portulak, Spargel, Endivien, Lattuk, Brunnenkresse, Peterfilie, Radieschen, weiße und rothe Rüben u. s. w. Holländischer Kohl, zur rechten Zeit in einen gutgedüngten Boden gesäet, kömmt hier sehr gut fort; wenn er aber nachläßig behandelt wird, so arten die jungen Pflanzen in holzige Stengel aus, die zu nichts tauglich sind.

An den Straßen von Batavia findet man überall die sogenannten blauen Bohnen, und zwar an einem kriechenden Gewächse, welches sich, wie der Hopfen, um die Zweige der Stauden und Sträuchergewächse schlinget, und auch, wie unsere türkische Bohnen, in die Höhe geht. Die Blätter dieses Gewächses haben eine große Aehnlichkeit mit den Blättern der Rosenbäume. Die Blüthen, die aus einer grünen Knospe hervorkommen, sind so groß, wie Die blauen Bohnen.

unsere

unsere Rosen, und äußerlich himmelblau, inwendig aber gelb. Die Früchte haben ebenfalls eine blaue Farbe, und gleichen den Lupinen, werden aber von niemanden geachtet.

Die Frucht Fokki-Fokki.

Die Frucht Fokki-Fokki ist länglich, und hat die Gestalt einer Birne; bisweilen wird sie eine Elle lang, und so dick, wie der Arm eines erwachsenen Menschen. Sie ist voller Saamenkörner, die mit einer so glatten Schaale bekleidet sind, daß sie einen Wiederschein, gleich einem Spiegel, von sich geben. Die Blätter sind grasgrün, doch rauh, und das ganze Gewächs erreicht gemeiniglich eine Höhe von vier bis fünf Fuß. Diese Frucht ist eine der besten von ganz Indien, und hat einen sehr angenehmen Geschmack, zumal wenn sie mit Wein und Pfeffer gekocht wird, wo sie unsern Artischocken sehr gleich kömmt. Es wird fast keine Frucht von den Indianern häufiger genossen; denn sie bedienen sich derselben fast eben so, wie wir uns der Erdäpfel bedienen, weil sie nicht nur ein sehr leicht zu verdauendes Nahrungsmittel abgiebt, sondern auch zugleich auf den Urin wirkt, und gegen den Blasenstein empfohlen wird.

Assa fötida od. Teufelsdreck.

Die Assa foetida, die von den Indianern Hen und bey uns Teufelsdreck genannt wird, ist auch bey den Javanern und Malayern sehr häufig im Gebrauch, obgleich die Pflanze, aus deren Wurzel der Saft gepreßt wird, der sich hernach zu diesem stinkenden Gummi verdickt, Persien eigentlich zu ihrem Vaterlande hat. Unterdessen sind doch auch in Indien

dien zwey Arten von diesem Gewächse bekannt, wovon die eine Art viel stärker ist, als die andere. Die Schiffe der Compagnie, welche nach Persien fahren, bringen diese Waaren nach Batavia, wo man sie gegen Pfeffer und andere inländische Waaren vertauscht, die einen angenehmern Geruch und Geschmack haben, als der stinkende Teufelsdreck, welcher dessen ungeachtet von den Javanern zu ihren Brühen und Speisen gebraucht wird.

Ein angenehmer Gewürz sind die Cardamomen, wovon zwey verschiedene Arten, nämlich die kleinern und die größern Cardamomen gefunden werden. Die kleinere Cardamome ist ein schilfartiges Gewächs, dessen Stengel aus Gliedern besteht, aber nicht höher, als zwey bis drey Fuß, wächst. Die Blätter sind ebenfalls schilfartig, und geben, wenn sie gerieben werden, einen angenehmen Geruch von sich. Der Blumenstengel wächst aus der Wurzel in die Höhe, und hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Stengel unserer Spike. Die Blumen, welche an demselben hervorkommen, gleichen den kleinen rothen Lilien, und wenn sie abfallen, folgen Schoten, die einen wohlriechenden Saamen enthalten, welcher anfänglich eine gelbe Farbe hat, nach und nach aber roth wird. Die Cardamomen.

Die große Cardamome ist von der kleinen sehr verschieden. Denn der Stamm wächst sechs und mehr Fuß in die Höhe, und hat eben so, wie die Blätter, eine viel gröbere Bildung. Die Blätter sind auch an der hintern Seite wollig, und die Blü-

then

then gleichen den Hyazinthen. Beyde Arten von diesem Gewächse werden ihres Saamens wegen sehr geachtet, weil sie sehr erwärmende Eigenschaften besitzen, ohne gleichwohl eine übermäßige Hitze in dem Körper zu verursachen. Sie stärken den Magen, verdünnen allen zähen Schleim, befördern den Abgang des Wassers, ingleichen den Schweiß und die monatliche Reinigung der Frauenzimmer. Endlich sind sie auch ein heilsames Mittel wider die Verstopfungen der Eingeweide, die aus zu sehr angehäuftem zähen Schleime entstehen.

Die Spike. Die Spike wächst ebenfalls in der Gegend von Batavia wild, und wird von den Javanern in ihren Speisen und Brühen sehr häufig gebraucht. Die getrocknete Spike wird daselbst auf eben die Art, wie in Holland die Goldblume, in Essig gelegt; auch kocht man aus derselben mit Beyhülfe des Zuckers einen Syrup, der gegen alle, durch Erkältung verursachte Verstopfungen sehr empfohlen wird. Der aus Spike bereitete Essig ist sehr nützlich wider den Biß der Schlangen und den Stich der Scorpionen, und kann sowohl innerlich, als auch äußerlich, gebraucht werden.

Der javan. Sauerampfer. Der javanische Sauerampfer ist eine Art von Ketmia, die aber mit der europäischen nichts gemein hat. Sie besitzt einen starken holzigen Stamm, und erreicht eine Höhe von sechs bis sieben Fuß. Die Blätter haben tiefe Einschnitte, und sind ungefähr wie die Blätter des Hanfes ausgezackt. Die Blumen, welche den Blüthen der gemeinen Käsepappel gleichen, sind weißgelb an dem äußern Umfange,

inwen-

inwendig aber purpurfarbig. Die Blätter schmecken wie unser Sauerampfer, haben aber einen etwas schleimigern Saft. Die Saamenkörner sind voller Stacheln, gleichen dem Saamen der Safrandistel, und besitzen kühlende Eigenschaften. Dieses Gewächs wird nicht nur zu den Speisen gebraucht, um ihnen einen säuerlichen Geschmack zu verschaffen, sondern man pflegt auch aus den zerquetschten Blättern mit Cocosnußöl, geschabtem Sandelholze und Essig ein flüßiges Arzneymittel zu bereiten, womit man ein Tuch befeuchtet, welches man gegen die Zahnschmerzen auflegt, die aus Flüssen entstehen.

Die Patekas oder Wassermelonen

Die Patekas oder Wassermelonen wachsen beynahe überall in den heißen Ländern. Je näher man dem Aequator kömmt, desto besser ist diese Art von Früchten, die man auch das ganze Jahr hindurch findet, nur die Zeit ausgenommen, wo das Regenwetter am heftigsten ist. In der Gegend von Batavia haben die Wassermelonen gemeiniglich eine weisse Farbe; allein die rothen werden für die besten gehalten. Die äußere Schaale ist sehr dünne, und wird nach und nach immer weicher. Das Fleisch ist ziemlich derb, zerschmelzt aber in dem Munde wie Zucker. Die weichen und safrigen Wassermelonen werden wenig geachtet. Diese Früchte haben große glänzende Saamenkörner, und sitzen an Stengeln, die wie die Stengel unserer Melonen fortkriechen, und oft ganze Felder mit ihren Blättern und Früchten bedecken. Ihre Größe ist so beträchtlich, daß eine einzige Wassermelone Fleisch genug enthält, um vier

Perso-

Personen damit sättigen zu können. Der Genuß dieser Früchte ist ziemlich unschädlich. Denn ob sie gleich anfänglich einige Blähungen machen, so gehen dieselben doch bald wieder fort, und wenn man die Wassermelonen mäßig genießt, so dienen sie zu einer angenehmen Erfrischung, und befördern die Eßlust; ein unmäßiger Genuß aber schwächt die Verdauung, und verursacht die rothe Ruhr.

Die Ananas.

Die Ananas wächst sehr häufig auf der Insel Java, und kömmt in Ansehung der Bildung ihrer Blätter großentheils mit einigen Aloearten überein; auch findet man bey ihr unten über der Wurzel ähnliche Sprößlinge. Diese Frucht, die auch in unsern Gegenden den Liebhabern hinlänglich bekannt seyn wird, ist in den heißen Ländern etwas außerordentlich angenehmes und kräftiges, zugleich aber nicht so unschädlich, als wenn sie in unsern Gegenden durch die Kunst erzeugt wird. Besonders muß man sich vor den unreifen Früchten in Acht nehmen, weil sie augenblicklich die Gedärme angreifen. Die reifen Ananas werden zu Batavia gemeiniglich in Scheiben geschnitten, und alsdenn in spanischen Wein gelegt, wodurch sie mürbe und unschädlich werden; weil der Wein die Schärfe auszieht. Andere suchen diese Absicht dadurch zu erhalten, daß sie die zerschnittenen Früchte in Wasser legen. Allein ob sie gleich dadurch einigermaßen verbessert werden, so behalten sie doch noch immer Schärfe genug, um eine Entzündung im Schlunde zu verursachen. Wegen der scharfen Säure sind daher diese Früchte nicht nur in

allen

allen Arten der Fieber, sondern auch in denjenigen Fällen, wo ein Durchfall zu entstehen pflegt, sehr schädlich. Hingegen wirken sie stark auf den Urin, und können daher mit Nutzen wider den Blasenstein gebraucht werden. Ehemals pflegte man sie einzumachen, und als besondere Leckerbissen nach Europa zu schicken; allein nachdem diese Frucht auch in Europa überall in Treibhäusern gezogen wird, so wird sie eingemacht nicht mehr sehr gesucht.

Das Teufels- oder Höllenkraut hat seinen Namen von der großen Mühe erhalten, die es den Gartenleuten verursacht, um sein häufiges Ausbreiten zu verhindern; denn sonst ist es ein sehr vortreffliches Gewächs, welches in vielen Krankheiten sehr nützlich ist. Es gehört unter die kriechenden und kletternden Gewächse, die sich durch Wurzeln und Sprößlinge fortpflanzen, und in sehr kurzer Zeit außerordentlich vermehren. Es hat, wie unser Braunkohl, eine braunrothe Farbe nebst gelben Blüthen und schwarzen Saamenkörnern. Das Teufelskraut.

Der Romerado gehört unter die besten kriechenden Gewächse, wird gemeiniglich als Spinat gegessen, und hat einen sehr guten Geschmack. Dieses Gewächs hat eine große Aehnlichkeit mit dem Mangold; die obersten Blätter aber sind so schön gestreift und gezeichnet, wie die schönsten Tulpen, daher auch dasselbe gemeiniglich in den Gärten nicht sowohl zur Speise, als vielmehr zur Zierrath gepflanzt wird. Ausser dieser schönen Sorte giebt es noch eine andere dunkelrothe, welche in Ansehung der Farbe mit dem Der Romerado.

Braunkohl überein kömmt, und von den Chinesern täglich in großer Menge zu Markte gebracht wird. Diese Pflanze wird häufig in der Küche gebraucht, und verschafft eine sehr angenehme Speise, zumal wenn sie mit einem Huhne oder einer andern Art von Fleisch zugerichtet wird.

Die Wasserflaschen oder Katolas.

Die Katolas, die von den Holländern wegen ihrer Gestalt Wasserflaschen genannt werden, gehören unter die fruchtbarsten kriechenden Pflanzen, welche ganze Felder bedecken. Die Javaner haben daher die Gewohnheit, die Ranken dieses Gewächses auf Bambusrohr über ihre Teiche, worinnen sie sich baden, zu leiten, indem die Blätter und Ranken sich so dicht in einander schlingen, daß die Badenden von den stechenden Sonnenstrahlen nichts zu befürchten haben. Diese Pflanze wächst das ganze Jahr hindurch, und liefert zu allen Zeiten Früchte, vorzüglich aber im Monat August und April. Ihre Blüthe kömmt mit den Blüthen unserer Melonen und anderer flaschenförmigen Früchte überein. Die Früchte dieses Gewächses selbst sind von zweyerley Art. Denn einige haben die Größe unserer gewöhnlichen Melonen; andere hingegen werden nicht größer, als die gemeinen Gurken, und diese letztern sind den erstern weit vorzuziehen. Der Gebrauch dieser Früchte besteht gemeiniglich darinnen, daß man sich derselben bey frischem Fleische und andern Speisen als eines Zugemüses bedient. Man findet noch eine andere Art von diesem Gewächse, wovon die Frucht die Länge eines Armes erreicht, aber nicht dicker als ein Rohr

wird,

wird, und weiße, gelbe und rothe Flecken hat, die eben so schuppig aussehen, wie eine Schlangenhaut. Um diesen Früchten eine ansehnliche Länge zu verschaffen, pflegen die Javaner an das Ende derselben, wenn die Früchte erst halb reif sind, ein Gewicht zu binden, welches an einen Faden hängt; dieses hat die Folge, daß eine solche Frucht in eine beträchtliche Länge ausgedehnt wird.

Die Kadjang sind eine Art von Erbsen, die in Batavia häufig gebraucht, und in den Gegenden dieser Stadt auf die Felder gesäet werden. Diese Erbsen kommen in der Größe mit unsern Wicken überein, und sitzen in einer Hülse, die anfänglich ein grüne, hernach aber eine schwarze Farbe hat. Besonders sind die Früchte dieses Gewächses auf den Schiffen sehr angenehm. Sie dienen nicht nur, wenn sie mit Speck oder mit Eyern und Butter gekocht werden, zu einem gesunden Nahrungsmittel, sondern diese Erbsen können auch an Bord leicht gesäet werden; denn sie gehen binnen drey mal vier und zwanzig Stunden auf, und die hervorsprossenden Keime geben einen sehr guten Sallat. Die Kadjang.

Die Tanda Rousa ist eine Pflanze, welche überall an dem Wasser wächst, und in Ansehung der Gestalt dem Geweihe eines Elendes gleicht. Dieses Gewächs hat keine sichtbaren Wurzeln, sondern kömmt aus einem torfartigen Klumpen hervor; auch wächst es nicht aus der Erde, sondern liegt gemeiniglich auf einem Steine oder auf dem Stamme eines hohlen Baums, und verbreitet seine Blätter gegen alle Seiten zu. Die Tanda Rousa.

Die Blät-

Blätter selbst sind beständig grün, und verdorren nicht eher, als wenn sie der Trockenheit lange ausgesetzt sind. Wenn ein anhaltender Regen ihre Fäulniß verursacht, so kommen mit dem ersten Sonnenscheine wiederum neue Blätter hervor. Dieses Gewächs, welches bisweilen innerlich gebraucht wird, hat einen sehr bittern Geschmack, und besitzt eine starke purgirende und urintreibende Kraft. Auch tödtet der Saft desselben, wenn die Gegend des Nabels damit bestrichen wird, die Würmer. Allein der vornehmste Gebrauch von den Blättern wird bey solchen Geschwulsten gemacht, die mit keiner Entzündung verbunden sind; weil diese dadurch sehr bald zum Aufgehen gebracht werden können. Hingegen bey Entzündungen, und vorzüglich bey der Rose, würde der Gebrauch dieser Blätter sehr schädlich seyn.

Die Gadang oder javanisch. Rüben.

Die Gadang oder javanischen Rüben sind knotig und zackig, fast wie unsere Artischocken, und so groß, wie mittelmäßige Rüben, ob sie gleich sonst in Ansehung des Geschmacks, der Substanz, und der Gestalt von unsern Rüben ganz unterschieden sind. Die Blätter dieses Gewächses sind dunkelgrün mit weißlichen Streifen, und die Zweige hängen voller purpurfarbigen Blüthen. Zum täglichen Gebrauch sind diese Rüben etwas zu hitzig; allein ein mäßiger Gebrauch derselben wird nicht für ungesund gehalten.

Der Kurkum oder unterirrdische Safran.

Der Kurkum oder der unterirrdische Safran ist ebenfalls eines der nützlichsten javanischen Gewächse. Die Blätter gleichen den Blättern des gemeinen indianischen oder breitblätterigen Schilfs,

und

und kommen an einem dicken Stengel hervor, an dessen Ende sich die Blüthen zeigen, welche eine Aehnlichkeit mit den Lilien haben, und schön purpurfarbig sind. Auf diese Blüthen folgen stachlichte Früchte, die in eine solche Schaale, wie die Kastanien, eingeschlossen sind. Die Wurzel, welche in Ansehung der Gestalt viel Aehnlichkeit mit der Wurzel der Gentiana hat, giebt eine gelbe Farbe, die dem Safran gleicht. Sie wird von den Malayen mit Fischen und Fleische gekocht, wodurch sie die Gesundheit zu befördern, und diesen Speisen einen angenehmen Geschmack zu geben suchen. Allein der vornehmste Gebrauch von dieser Wurzel wird in der Arzneykunst gemacht, wie nicht nur in Ostindien, sondern auch in unsern Gegenden bekannt ist, ob man sich gleich bey uns derselben in der That nicht oft zu bedienen pflegt. Sie gehört unter die stärksten öffnenden und abtreibenden Mittel, wodurch alle nicht ganz unheilbare Verstopfungen der Leber, der Milz, der Nieren und anderer Eingeweide gehoben werden können. Insbesondere wird sie auch in der Gelbsucht, und in der daraus entstehenden Wassersucht als ein ungemein wirksames Hülfsmittel befunden.

Das indianische Hauslauch wächst in Java auf den Bäumen Magas und Kiati. Die Blätter dieses Gewächses haben eine längliche Gestalt, und einen sauern Geschmack, wie unser Sauerampfer; doch sind sie viel dicker und saftiger. Die Wurzeln bestehen aus sehr vielen Fasern, und dringen zwischen die Rinden der Bäume und die Ritze der Steine. Das indian. Hauslauch.

Die Blüthen sind klein, doch überaus wohlriechend und herzstärkend; daher dieselben von den Malayen in Nervenkrankheiten sehr empfohlen werden. Der Saft dieses Gewächses besitzt eine beträchtliche, der Fäulniß widerstehende Kraft; daher man ihn als ein gutes Arzneymittel in den hitzigen Krankheiten der indianischen Gegenden rühmt. Auch hält man diesen Saft für das beste Gegengift und Heilmittel der Wunden, welche durch javanische Dolche und Krissen verursacht werden, die man mit dem giftigen Blute der unter dem Namen Geko bekannten Eidexe bestrichen hat.

Die Indianische Rainweiden Alkanna und Henna.

Die indianische Rainweide oder Alkanna hat eine große Aehnlichkeit mit den europäischen Arten. Eine Nebengattung dieses Gewächses ist die Henna, die nur ein wenig kleinere Blätter hat, als die Alkanna. Die Henna ist unter den Mohren und Malayen eine sehr geschätzte Pflanze. Die letztern halten es sogar für eine außerordentliche Gottlosigkeit, dieser Pflanze nur etwas böses nachzusagen. Die reichen Weiber bedienen sich derselben bey ihrer Reinigung nach ihrer Niederkunft, und sehen sie überhaupt als ein wirksames Mittel gegen alle Krankheiten der Gebährmutter und selbst gegen die Schwachheiten des Alters an. Fast alle Indianer gebrauchen auch die Blätter dieser Pflanze, um ihre Zähne, Lippen und Nägel damit roth zu färben; weil die rothe Farbe dieser Theile bey den Indianern für eine große Schönheit gehalten wird. Endlich pflegen sie auch aus dem ausgepreßten Safte derselben vermittelst des

Kalkes

Kalkes eine rothe Farbe zu bereiten, womit sie die Schweife ihrer Pferde bestreichen.

Das indianische Eisenkraut (Verbena) hat eine große Aehnlichkeit mit dem Eisenkraute, welches in unsern Gegenden wächst, nur die Stengel sind etwas länger und dicker. Der zerquetschten Blüthen bedient man sich in diesen Gegenden durchgängig, um die Geschwüre an den Schenkeln und Schienbeinen dadurch auszutrocknen, welches sonst zu Batavia, wegen der feuchten und mit faulen Dünsten angefüllten Luft, eine sehr beschwerliche Sache ist. Der ausgepreßte Saft der Blätter, wovon man einen Löffel voll einzunehmen pflegt, vertreibt die Colik, die rothe Ruhr, das Gallenfieber, und andere ähnliche Krankheiten. Das indianische Eisenkraut.

Die Patatas sind Erdfrüchte, welche einen kriechenden Stengel haben, unsern Gurken nicht ungleich sind, und glockenförmige Blüthen tragen, deren Farbe bisweilen weiß, und bisweilen blau ist. Die Chineser pflanzen dieses Gewächs in der Gegend von Batavia auf lange Aecker in Furchen, die vorher sehr gut mit Mist gedingt worden sind. Die Fortpflanzung desselben geschieht durch Ranken, welche von den alten Stengeln abgeschnitten und in die Erde gesteckt werden, wo sie gar bald Wurzel fassen, und leicht fortwachsen. Unterdessen wird das ganze Gewächs überall mit einer fetten Erde ein oder anderthalb Fuß bedeckt, so daß blos die Blätter über der Erde stehen bleiben; worauf aus den untersten Knospen längliche Wurzeln hervorwachsen, die gegen ei- Die Patatas.

nen Fuß lang werden, und die Dicke eines Arms erreichen. Obgleich aber diese Wurzel in Brasilien besser fortkömmt, als in Ostindien, so dient sie dennoch auch in den letztern Gegenden zu einer herrlichen Speise, indem sie einen zuckersüßen Geschmack hat, und unsere Artischocken größtentheils an Annehmlichkeit übertrifft. Einige essen die Wurzeln roh mit Oel und Essig, wie Sallat; alsdenn aber sind sie sehr schwer zu verdauen. Hingegen wenn sie in Asche gebraten werden, schmecken sie wie Kastanien, und geben alsdenn nicht nur ein gutes Nahrungsmittel ab, sondern dienen auch zu einem kräftigen Heilungs- und Verwahrungsmittel gegen die verschiedenen Arten von Durchfall, die in Indien so gewöhnlich sind. Aus dergleichen Wurzeln wird auch ein Trank auf diese Art zubereitet, daß man sie in einem gut verwahrten Kessel ganz weich kocht, und hernach mit Wasser zu einem Brey rührt. Dieser Brey fängt nach Verlauf von zwey mal vier und zwanzig Stunden zu gähren an, und liefert einen starken Trank, welcher eine große Aehnlichkeit mit dem Biere hat, und wenn er sich setzt, immer heller wird.

Die große Wurzel Injames.

Man findet in der Gegend von Batavia auch noch eine andere sehr schmackhafte Wurzel, welche den Namen Injames führt. Diese Wurzel ist gemeiniglich in der Mitte einen halben Fuß dicke, und beynahe anderthalb Fuß lang. Die äußere Schaale, womit sie bekleidet ist, hat eine braune Farbe, die innere Substanz aber ist schneeweiß. Aus dem Stengel schießt eine große Blume hervor; die Blätter

sind

sind schön grün und mit starken Adern versehen. Auf dem Markte zu Batavia ist diese Wurzel täglich in großer Menge zu bekommen, und weil eine solche Wurzel gegen zwanzig Pfund wiegt, und nicht sehr theuer ist, so giebt dieses Gewächs ein sehr gutes Nahrungsmittel für ein zahlreiches Gesinde ab. Unterdessen schmeckt sie nicht so angenehm, als die Patatas; auch ist sie etwas trockener, und verursacht leicht Verstopfungen, ja auch Blähungen, und ist schwer zu verdauen; daher die Holländer wenig Gebrauch von dieser Speise machen, und sie lieber den Eingebohrnen überlassen.

Der Mais oder der sogenannte türkische Waizen wird ebenfalls in einigen Gegenden von Batavia erbaut, und kann alle drey Monate eingeerndtet werden. Die Eingebohrnen haben die Gewohnheit, diese Frucht zu kochen und zu braten, und halten sie alsdenn für eine sehr vortreffliche Speise, ob sie gleich für die meistan europäischen Magen zu unverdaulich ist.

Der Mais oder sogenañte türkische Waizen.

Kein Gewächs ist aber auf den javanischen Feldern gemeiner, als der Reiß, der in vielen Stücken mit den gewöhnlichen Grasarten und mit unserm Getraide übereinkömmt, und die besten Theile des Landes erfüllt. Man findet in Java dreyerley Arten von Reiß, nämlich erstlich die unter dem Namen Pady Saiva bekannte Art, die in niedrigen Gegenden wächst, welche man unter Wasser setzen kann, und die gemeiniglich im März gesäet, im April gepflanzt, und im August eingeerndtet wird. Die zwey andern

Der Reiß.

Arten von Reiß heißen Pady Tipar und Pady Gaga, wovon die erste auf hohe gepflügte Felder gesäet, und im Monat März geerndtet wird, da man hingegen die letzte Art auf den Gebirgen oder in umgehauene Wälder zu säen pflegt. Diese Getraideart ist eines der angenehmsten Nahrungsmittel in Indien, und giebt mit einem Huhn gekocht eine der vornehmsten Schüsseln auf der Tafel der Morgenländer ab. Der Reiß ist auch in der That eine sehr gesunde Speise, ob er gleich in einigen Gegenden, wie man glaubt, dem Gesicht nachtheilig seyn soll.

Der Ingwer.

Der Ingwer ist ebenfalls sehr gemein auf Java. Er ist eine Art von Schilfgewächs, und hat ziemlich lange und breite Blätter. Aus der knotigen Wurzel desselben schießt ein Blumenstengel mit schönen Blüthen in die Höhe. Diese Wurzel ist sehr hitzig und wohlriechend, auch sehr nützlich zur Verbesserung einer schwachen Verdauung, ingleichen zur Vertreibung der Blähungen, der Colik und anderer ähnlicher Zufälle. Eingemacht aber ist sie noch sicherer, als roh, zu gebrauchen, weil sie dadurch, obgleich ihre Wirksamkeit ein wenig geschwächt wird, viel von ihrer allzuhitzigen Eigenschaft verliert.

Die indianische Hundszunge oder Sudu-Sudu.

Die indianische Hundszunge oder Sudu ist ein Gewächs, dessen Wurzel unten sehr dünne und oben dicke ist. Wenn man diese Wurzel zerquetscht, so giebt sie, gleichwie die ganze Pflanze, einen milchigen Saft, der eine erwärmende und schmerzstillende Kraft besitzt, und besonders wider die Schmerzen der Ohren empfohlen wird.

Der

Der javanische Steinsaame (Milium solis) hat eine große Aehnlichkeit mit der europäischen Art; seine Saamenkörner sind aber viel größer, haben äusserlich eine steinharte Schaale, und sind innerlich mit einem nahrhaften Mehle angefüllt. Man hält diese Saamenkörner für ein sehr wirksames Mittel wider den Nierenstein, und von den Katholiken werden sie zu ihren Paternostern oder Rosenkränzen gebraucht. Auch bedienen sich die gemeinen Weibspersonen derselben, statt der Perlen, zu einer Zierrath um den Hals. Der javanische Steinsaame

Die wilden Zwiebeln sind Blumengewächse, deren Wurzel in Ansehung der Gestalt mit unsern Zwiebeln übereinkömmt, allein einen ganz andern Geruch und Geschmack hat. Die Blätter sind gegen drey Fuß lang und sehr krausig. Zwischen denselben kommen die rothen und weißen Blumen, welche ungemein groß sind, und purpurfarbige Streifen haben, in großen Büscheln zum Vorschein. Diese Blume ist eine der schönsten in Batavia, und hat zugleich einen angenehmen Geruch; daher sie überall in den Gärten gepflanzt wird. Die wilden Zwiebeln.

Der Tabak kömmt auf der Insel Java sehr gut fort, und erreicht in einem fetten Boden fast eine Höhe von acht Fuß. Die Blättern sind gegen vierzehn Zoll lang und acht Zoll breit. Die beste Sorte von dem Tabak aber, dessen man sich zu Batavia bedient, kömmt von Ternate, und ist allezeit in Rollen gesponnen, da man sonst in dieser Gegend die Tabaksblätter paquetweise zu zwey Pfunden mit gespaltenem Rohre zusammenbindet. Der Tabak.

Die Fula Magori.

Die Fula Magori gehört unter die Blumen, die sowohl zu Batavia, als auch in andern Gegenden von Indien, am meisten geachtet werden, und womit man ganze Beete zu bepflanzen pflegt. Der Stengel dieser Blume erreicht wenigstens eine Höhe von zwey Fuß, und ist voller kleinen, in einander geschlungenen Zweige, welche fast eben solche Blätter tragen, wie unsere Quittenbäume, allein überaus glatt sind. Die Blume selbst ist schneeweiß, und nicht größer, als die Blüthe eines Apfelbaums; sie enthält vier Blumenblätter, und giebt einen sehr angenehmen Geruch von sich. Aus diesen schönen Blumen wird auch ein Wasser bereitet, das einigermassen mit unserm Rosenwasser übereinkömmt, allein einen noch angenehmern Geruch hat, und ein kräftiges Hülfsmittel gegen Ohnmachten, Gallenfieber und Kopfschmerzen abgiebt. Auch besitzt dieses Wasser eine reinigende Kraft, wodurch es geschickt ist, dem Gesicht eine schöne Farbe zu geben, so wie es auch zur Stärkung des Gesichts dient.

Die japanische Blume.

Die sogenannte japanische Blume ist ebenfalls ein schönes Gewächs, ungefähr wie unsere Stockrosen, mit weißen oder purpurfarbigen Blumen, die über einander in die Höhe wachsen, so, daß sie erst unten an dem Stengel, und hernach immer höher und höher aus demselben zum Vorschein kommen; daher man an einem solchen Stengel immer Blumen sieht.

Die indianische Goldblume.

Die indianische Goldblume hat mit der europäischen Goldblume außer dem Namen nichts gemein. Sie entsteht aus pommeranzenförmigen Knospen, die

oben an den Stengeln sitzen, und enthält vier Blumenblätter von der schönsten hochgelben Farbe; daher auch diese Blume sehr geschätzt, und in allen Gärten gezogen wird.

Die Kolkas. Die Kolkas ist ein Gewächs, welches viele Aehnlichkeit mit dem Arum oder Kalbsfuße hat, und sehr hitzige und daher schädliche Beeren hervorbringt. Diese Pflanze hat lange und breite Blätter, und gehört überhaupt unter die giftigen Gewächse. Unterdessen wird die längliche Wurzel zur Speise gebraucht; zu welcher Absicht sie aber erst einige Tage ins Wasser gelegt werden muß, worauf man dieselbe unter eine Presse bringt und Mehl daraus macht, wovon man Kuchen bäckt, die statt des Brods oder des Reises gebraucht werden. Dem Genuß dieser nicht genug zubereiteten Wurzel schreibt man die rothe Ruhr zu, welche bey der Belagerung der Stadt Batavia im Jahr 1629 eine so große Verwüstung in dem Lager des mataramschen Kaisers anrichtete.

Die Fulo de Sapato oder Schusterblume. Die Fulo de Sapato oder Schusterblume hat ihren Namen daher bekommen, weil sie einen schwarzen Saft von sich giebt, welcher von den Einwohnern in Batavia zum Färben des Leders ihrer Schuhe gebraucht wird. Die Blätter dieses Gewächses sind grün, und eben so, wie die Brennesseln ausgezackt. Aus der Mitte derselben kömmt eine Blume zum Vorschein, welche die Größe unserer gewöhnlichen Rosen, und eine dunkle Farbe hat. Aus diesen Blumen, die einen zusammenziehenden Geschmack haben, wird ein Wasser bereitet, welches

ches bey hitzigen Fiebern sehr nützlich zu gebrauchen ist.

Außer diesen angeführten Blumen findet man zu Batavia noch viele andere Arten, die aber blos zur Verzierung der Gärten dienen; daher wir die besondere Beschreibung derselben wegen ihrer großen Menge und Verschiedenheit übergehen müssen.

Zusatz des Uebersetzers.

Da der Verfasser dieses Werks den merkwürdigen Giftbaum übergangen hat, der auf der Insel Java wächst, so wird es meinen Lesern wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich hier einen Auszug aus der Nachricht einrücke, welche einen Holländer, Hr. Foersch, zum Verfasser hat, der im Jahre 1774 sich als Wunderarzt der ostindischen Compagnie zu Batavia aufgehalten, und zur Untersuchung dieses Baums eine eigne Reise angestellt hat.

Dieser Giftbaum, welcher in der malayischen Sprache Bohon = Upas genannt wird, steht 27 Stunden weit von Batavia, und 14 Stunden von Soura = Charta, der Residenz des Kaisers von Java. Er ist auf allen Seiten mit einer Reihe von hohen Hügeln und Bergen umgeben, und das herumliegende Land ist bis zu einer Entfernung von zwey bis drey deutschen Meilen vom Baume, völlig öde und unfruchtbar. Es ist daselbst weder ein Baum, noch ein Strauch, ja nicht einmal die geringste Pflanze oder ein Gräschen zu sehen. Herr Foersch, der sich die Mühe gegeben, diese ganze gefährliche Gegend

gend rings herum zu bereisen, hat den Anblick des Landes auf allen Seiten in gleichem Grade schrecklich gefunden. Dem Baume selbst aber, um ihn zu untersuchen, hat er sich nicht nähern können; weil er sonst seine Neugierde gewiß mit dem Leben würde haben bezahlen müssen. Der alte malayische Priester, welcher dem unbewohnbaren Platze des Baums am nächsten wohnt, der ungefähr 4 deutsche Meilen von seinem Hause entfernt ist, versicherte ihn, er habe schon über dreyßig Jahr daselbst gewohnt, und diese Zeit über mehr als sieben hundert von den an diesen Baum abgefertigten Missethätern zum Tode bereitet, und immer gefunden, daß von zwanzig Personen kaum ihrer zwey wiederum lebendig zurück gekommen wären. Denn die Ausdünstungen des Baumes sollen so außerordentlich giftig seyn, daß sie schon in einer Entfernung von zwey deutschen Meilen und drüber, Menschen und Thiere tödten. Die dahin geschickten Delinquenten, welche so glücklich gewesen sind, mit dem Leben davon zu kommen, haben die dem Herrn Foersch von glaubwürdigen Leuten erzählte Nachricht bestätiget, daß es daselbst keine Art von lebendigem Geschöpfe, weder über der Erde, noch in der Luft, noch in dem Wasser gebe, und daß die Vögel, die bisweilen auf ihrem Fluge dem Baume so nahe kommen, daß die giftigen Ausflüsse desselben sie erreichen können, sogleich todt zur Erde niederfallen. Herr Foersch ersuchte einige von den Missethätern, die zu seiner Zeit an diesen Baum abgefertiget wurden, daß sie ihm ein Stück Holz, oder wenigstens einige kleine Zweige und Blätter von demselben mitbringen sollten;

sollten; er gab ihnen auch seidene Schnuren mit, den Umfang des Baums damit zu messen: er bekam aber nach ihrer Zurückkunft nichts mehr, als zwey dürre Blätter, und alles, was er in Absicht auf den Bohan-Upas selbst erfahren konnte, bestund blos darinnen, daß dieser Giftbaum am Ufer eines kleinen Baches stehe, daß er nur von mittelmäßigem Umfange sey, daß fünf bis sechs junge Bäume von gleicher Art nahe bey ihm stehen, aber sonst kein ander Gesträuch oder Gewächs sich in der Nähe befinde, daß der Boden in der ganzen Gegend ein dunkelbrauner Sand, voller Steine, und überall mit Leichnamen bedeckt sey. Herr Foersch war also genöthiget, seine vornehmsten Untersuchungen blos auf das Gift, welches der Bohan-Upas liefert, und auf die Art und Weise, wie es gesammlet wird, einzuschränken.

Dieses Gift, aus dessen Verkauf der Kaiser von Java ein beträchtliches Einkommen zieht, ist ein Harz oder Gummi, welches, wie der Campfer, zwischen der Rinde und dem Baume selbst abfließt. Missethäter, die wegen ihrer Verbrechen zum Tode verurtheilt werden, sind die einzigen Menschen, die das Gift holen, und dieß ist für sie noch das einzige Mittel, ihr Leben, wenn sie glücklich sind, zu retten. Sobald ihnen der Richter das Todesurtheil bekannt gemacht hat, werden sie gefragt, ob sie lieber durch die Hand des Henkers sterben, oder ein Gefäße voll Gift von dem Bohan-Upas holen wollten. Die meisten wählen gern das letztere, weil sie auf diesem Wege nicht nur eine Möglichkeit zur Rettung ihres Lebens vor sich sehen, sondern

sondern auch auf den Fall, daß sie glücklich wieder kommen, gewiß versichert seyn können, daß sie vom Kaiser auf ihre ganze Lebenszeit versorgt werden. Man erlaubt ihnen überdieses, sich beym Kaiser eine Gnade auszubitten, die meistentheils sehr unbeträchtlich ist, und daher auch gemeiniglich bewilliget wird. Hierauf werden diese Delinquenten mit einer aus Silber oder Schildpad verfertigten Büchse versehen, worein sie das giftige Gummi thun müssen. Zugleich ertheilt man ihnen den sorgfältigsten Unterricht, wie sie sich während der Zeit, da sie mit ihrer gefährlichen Unternehmung beschäfftiget sind, zu verhalten haben. Unter andern giebt man ihnen besonders den Rath, auf die Richtung des Windes genau Achtung zu geben. Denn sie müssen vor dem Winde hergehen, so, daß die Ausdünstungen des Baums allemal von ihnen hinweg gewehet werden. Zugleich ermahnet man sie, die Einsammlung des Gistes so geschwind, als möglich zu besorgen; weil ein sehr kurzer Aufenthalt in der Nähe des Baums das einzige Mittel sey, sie einer glücklichen Zurückkunft zu versichern. Hierauf werden sie zu dem Hause des bereits oben erwähnten Priesters geschickt, der vom Kaiser ausdrücklich angewiesen ist, an diesem Orte beständig zu wohnen, um die zu dem Giftbaume geschickten Verbrecher zu ihrem bevorstehenden Schicksale vorzubereiten. Aus dieser Ursache verweilen sie auch etliche Tage bey dem Priester, und verschieben ihre Reise so lange, bis der Wind ihnen günstig wird. Bey der Abreise legt ihnen der Priester eine lange lederne, mit einem Paar Gläsern, welche vor die Augen kommen, ver-

sehene Kappe an, die ihnen bis auf die Brust herabhängt, und giebt jedem zugleich ein Paar lederne Handschuhe. Hierauf werden sie von ihm, und zwar gemeiniglich in Gesellschaft ihrer Freunde und Verwandten, ungefähr eine halbe Meile weit auf ihrer Reise begleitet. Bey der Trennung wiederholt der Priester seinen vorher ertheilten Unterricht, nnd sagt ihnen, wo sie sich nach dem Baume umsehen sollen, zeigt ihnen von fern einen Hügel, über den sie ihren Weg nehmen müssen, und sagt ihnen, daß sie auf der andern Seite einen kleinen Bach finden würden, der sie gerades Weges zu dem Giftbaume führte.

Wenn nun der Wind die ganze Zeit über, welche ein solcher Delinquent zu seiner Reise nöthig hat, immer aus einerley Weltgegend wehet, und der Delinquent von guter und gesunder Leibesbeschaffenheit ist, so kann er sich zu einer glücklichen Zurückkunft Hoffnung machen. Allein weil der Wind in dieser, von der See ziemlich weit entfernten, und mit vielen hohen Bergen und Waldungen umgebenen Gegend sehr unbeständig ist, so darf man sich darüber nicht wundern, daß von zwanzig, zu Einsammlung des Gifts abgeschickten Missethätern kaum zwey am Leben bleiben.

Außer der bereits angeführten Nachricht von der Heftigkeit dieses Giftes gedenkt Herr F. noch andrer Beyspiele, und auch einiger, von ihm selbst angestellter Versuche, wovon ich noch zum Beschluß meinen Lesern das Merkwürdigste mittheilen will.

Im Jahre 1755 brach bey einem Theile der Unterthanen des Massay, eines regierenden Fürsten

auf

auf der Insel Java, ein Aufruhr aus, welcher sich mit Vertreibung der Aufrührer endigte, die aus mehr als 1600 Seelen bestunden. Weder der Kaiser, noch ein anderer von den benachbarten javanischen Fürsten, wollte diese Leute aufnehmen, um sich nicht den Massay zum Feinde zu machen. Die Vertriebenen waren also genöthiget, sich in die unangebauten Gegenden rings um den Giftbaum zu begeben, und den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, sich daselbst niederlassen zu dürfen; welches ihnen auch, jedoch unter der Bedingung verstattet wurde, daß sie ihre Wohnung nicht weiter, als drey bis vier Meilen weit vom Baume aufschlagen sollten, damit sie nicht die, in einer größern Entfernung vom Baume wohnenden Unterthanen des Kaisers ihrer Ländereyen berauben könnten. Aus Noth mußten sie sich dieses gefallen lassen; allein die Folge davon war, daß ihre Anzahl, binnen weniger als zwey Monaten, von 1600 auf 300 Seelen schmolz, welche letztern endlich ihren ehemaligen Beherrscher um Vergebung baten, und auch die Erlaubniß zu ihrer Rückkehr in ihr Vaterland wiederum erhielten. Herr Foersch hat verschiedene von diesen Unglücklichen nach ihrer Zurückkunft gesehen und gesprochen. Sie kamen ihm insgesamt vor, wie Leute, die mit einer ansteckenden Seuche behaftet wären. Sie hatten ein bleiches kränkliches Ansehen, und aus der Erzählung, die sie ihm von dem Tode ihrer Landsleute machten, wurde er aufs vollkommenste überzeugt, daß sie als Schlachtopfer des Gifts umgekommen waren.

Im Jahre 1776 war Herr Foersch bey der Hinrichtung von dreyzehn, der Untreue überführten Beyschläferinnen des javanischen Kaisers zugegen, wozu man sich, dem gesprochenen Urthel gemäß, einer mit Upas vergifteten Lanzette bediente, womit diese Weibspersonen mitten an ihren Brüsten aufgeritzt wurden. Binnen 16 Minuten waren alle diese unglückiichen Personen todt, die unter den heftigsten Convulsionen ihren Geist aufgaben. Einige Stunden nach ihrem Tode bemerkte er, daß ihre Leichname voll schwarzgelber Flecken wurden, die den Flecken der Petechien nicht ungleich waren; ihre Gesichter schwollen auf; ihre Farbe verwandelte sich in eine Art von Blau, und ihre Augen sahen gelb aus. Eben dieses bemerkte er vierzehn Tage darauf zu Samarang, wo sieben Malayen auf eine ähnliche Art hingerichtet wurden.

Um sich desto besser von der eigentlichen Wirkung dieses Gifts zu überzeugen, stellte er nunmehr eigene Versuche an jungen Hunden, Katzen und andern Thieren an. Er lößte nämlich einen halben Gran von diesem giftigen Gummi in Arrak auf, und tauchte in diese Auflösung eine Lanzette, womit er am Unterleibe dieser Thiere einen kleinen Einschnitt machte. Die Wirkung dieses Gifts, welches gar bald heftige Schmerzen und Convulsionen erregte, war so schnell, daß keines von diesen Thieren über dreyzehn Minuten lebte. Hierauf untersuchte er auch die Wirkung des innerlich gebrauchten Gifts. Er lößte zu dem Ende den vierten Theil eines Grans

von

von diesem Gummi in einem Loth Arrack auf, und ließ es einen Hund saufen, der sieben Monat alt war. Nach sieben Minuten entstund ein Erbrechen bey dem Hunde, welcher darauf zu rasen anfieng, und ungefähr binnen einer halben Stunde an Convulsionen starb. Herr Foersch öffnete den todten Hund, und fand den Magen aufs heftigste entzündet. Eben dieses bemerkte er auch an den Därmen, die aber nicht so sehr, als der Magen, entzündet waren.

Aus diesen Beobachtungen und Versuchen zieht Herr Foersch den Schluß, daß dieses Upas-Gummi die gefährlichste und heftigste von allen Giftarten aus dem Pflanzenreiche sey. Er ist auch ziemlich geneigt zu glauben, daß der Bohon-Upas zu der ungesunden Beschaffenheit der ganzen Insel Java sehr viel beytrage.

Zwölftes Buch.

Von den vierfüßigen Thieren, Vögeln und Fischen, die man auf der Insel Java und in den benachbarten Seeen antrifft.

Gleichwie die Mannichfaltigkeit der Producte des Pflanzenreichs in Ostindien überhaupt, und insbesondere auf der Insel Java sehr groß ist; so ist auch die Verschiedenheit und Menge der Thiere, die man in diesen Gegenden antrifft, überaus beträchtlich. Um mit denjenigen Thieren den Anfang zu machen, die sich auf dem festen Lande aufhalten,

Der Tieger.

so wollen wir vor allen Dingen des Tiegers*) gedenken, welcher auf Java beynahe überall in den Wäldern gefunden wird, und wegen seiner Stärke, Geschwindigkeit und Begierde nach Menschenfleisch einem jeden furchtbar ist. Doch sind nicht alle Tieger in gleichem Grade gefährlich; weil die mancherley Arten

*) Der Herr Verfasser nimmt das Wort Tieger hier nicht in der Bedeutung, die es bey den neuern Naturforschern hat, welche damit nur den hier sogenannten königlichen Tieger bezeichnen, sondern er begreift darunter, wie die Jäger, auch die Panther und überhaupt fast alle vierfüßigen Thiere aus dem Katzengeschlechte, die ein gesflecktes Fell haben. E.

Arten derselben in Ansehung der Größe und Stärke von einander sehr unterschieden sind. Die kleinsten Arten sind nicht viel größer, als die größten Katzen; doch können sie ein großes Geschrey machen, das beynahe wie das Gebrülle der Ochsen klingt. Sie sind eben so, wie die übrigen Tiegerarten, sehr begierig nach Fleisch; sie müssen aber sich wegen ihrer geringen Größe und Stärke an Vögeln, Ratten und Mäusen begnügen. Bisweilen werden sie zahm gemacht, und an Ketten geschlossen; doch legen sie selten ihre Wildheit und tückische Art ganz ab, sondern stiften immer so viel Schaden, als ihnen möglich ist. Wenn z. B. Hühner oder Enten ihnen zu nahe kommen, so legen sie einen Theil ihres Futters einige Fuß weit von ihrem Schlupfwinkel hin, und fallen ihren Raub, sobald sich derselbe der Lockspeise nähert, mit der größten Geschwindigkeit an. Die zweyte Art von Tiegern ist viel gefährlicher. Denn diese haben die Größe eines Kalbes, und sind so kühn und stark, daß sie alle Menschen, die ihnen begegnen, anfallen, und sie, wenn sie nicht bewaffnet sind, unfehlbar ums Leben bringen. Mit der Gewalt verbinden sie zugleich List, und gehen daher gemeiniglich nur bey Nacht nach ihrem Raube aus; um diese Zeit brechen sie unerschrocken in die hölzernen Häuser der Indianer ein, und schleppen alle lebendige Geschöpfe, die sie antreffen, mit sich fort, und bringen sie ums Leben. Die dritte Art, nämlich der königliche Tieger, welcher die Größe eines Pferdes hat, ist der allergefährlichste; allein diese Art wird nicht auf Java, sondern nur hinter Goa gefunden: daher es auch sehr gefähr-

lich ist, in diesen Gegenden ohne gute Gesellschaft und ohne Schießgewehr zu reisen. Für einen guten Schützen sind sie nicht schwer zu treffen; allein derjenige, der nicht im Schießen geübt ist, thut besser, wenn er in die Luft schießt, weil die Tieger dadurch erschreckt werden, da hingegen eine geringe Wunde, die nicht tödlich ist, sie ganz rasend macht, so daß sie alsdenn sich vor nichts fürchten. Bey Nacht kann man die Tieger gemeiniglich sehr leicht von sich abhalten, wenn man nur ein großes Feuer anzündet; denn vor dem Feuer scheinen diese Thiere eine große Furcht zu haben.

Der Jackal. Der Jackal gehört ebenfalls unter die grimmigen Thiere, ob man sich gleich nicht so sehr vor ihm, als vor dem Tieger fürchtet; weil er nicht sehr groß ist, und daher sich auch nicht getraut, erwachsene Personen anzufallen, sondern sich blos an Kinder macht, wenn er hierzu Gelegenheit hat. Diese Thiere haben die Größe mittelmäßiger Hunde, und gleichen in Ansehung ihres Schwanzes den Füchsen, in Ansehung ihres übrigen Körperbaues aber den Wölfen. Sie sind ungemein begierig nach Menschenfleisch; daher sie sogar des Nachts die Gräber aufwühlen, und die Leichen, wofern sie nicht recht tief unter der Erde liegen, herausscharren und auffressen. In den Wäldern laufen sie schaarenweise herum, und lassen ein Geschrey von sich hören, das der Stimme klagender Menschen gleicht. Gemeiniglich befinden sich Tieger in ihrer Gesellschaft, weil diese wissen, daß die Hunde, die einen tödtlichen Haß gegen den

Jackal

Jackal haben, auf ihr Geschrey herbeykommen; welche Gelegenheit sich die Tieger zu Nutze machen, um die Hunde unvermuthet anzufallen und aufzufressen. Die Indianer, die Hunde haben, sperren sie daher sorgfältig ein, sobald sie einen Jackal schreyen hören.

Der Luchs.

Der Luchs ist ein sehr bösartiges und grimmiges Thier, von der Größe eines Hundes, und in Ansehung der Gestalt theils einem Hunde, theils einer Katze ähnlich. Dieses Thier ist mit sehr scharfen Zähnen versehen, und hat eine braune und röthliche Haut, die mit schwarzen Streifen und Flecken besetzt ist. Es lebt blos vom Raube, und frißt alles auf, was es bekommen kann.

Der Sukotyro.

Der Sukotyro ist ein sehr sonderbares Thier, beynahe von der Größe eines Ochsen, und in Ansehung der Gestalt einem jungen Elephanten nicht ungleich. Er hat eine Schnauze wie ein Schwein, zwey lange ungeschickte Ohren, und einen langen unförmlichen Schwanz, nebst sehr besondern Augen, die spitzig sind und hoch stehen, auch überhaupt von den Augen anderer Thiere sehr abweichen. Zwischen den Augen und Ohren sieht man zwey lange Hörner oder vielmehr Zähne, welche viel Aehnlichkeit mit den Zähnen der Elephanten haben, aber viel kleiner und dünner sind. Dieses Thier frißt nichts, als grüne Gewächse, ist sehr scheu, und läßt sich nicht leicht fangen.

Die Büffel.

Von den Büffeln findet man auf Java wilde und zahme. Die zahmen lassen sich sehr leicht regieren; die wilden Büffel aber sind sehr gefährliche Thiere, welche die Gewohnheit haben, sobald sie einen

Menschen antreffen, ihn anzufallen und umzubringen. Sie sind unterdessen auf dem freyen Felde noch viel gefährlicher, als in den Wäldern. Denn in dem freyen Felde kann ihnen niemand entfliehen; aber in den Wäldern können sie wegen des Hindernisses, das ihnen die großen Hörner verursachen, zwischen den Bäumen nicht gut fortkommen. Diese Thiere sind größer als die gemeinen Ochsen, denen sie sonst größtentheils in Ansehung der Haut gleichen; allein ihre Köpfe sind länger und platter, auch ihre fast weißen Augen größer, als bey den gemeinen Ochsen, von denen sie auch überdieses in Ansehung der Hörner abweichen, welche bey den Büffeln oft gegen zehn Fuß lang, und sehr platt sind. Uebrigens ist dieses Thier sehr häßlich, ganz fahl, und beynahe ohne Haare, überaus träge, doch zugleich stark und zum Tragen großer Lasten geschickt, ingleichen sehr geübt im Schwimmen, so daß es, wenn es auch stark bepackt ist, sehr leicht über einen Fluß setzen kann. Das Fleisch der Büffel ist eßbar, obgleich trockner und nicht so wohlschmeckend als Rindfleisch. Die Haut dieser Thiere ist sehr stark und dicke, daher sie auch zu allen Sachen gebraucht wird, die sehr stark seyn müssen, z. E. zu Schuhsolen, Wassersäcken u. s. w. Die zahmen Büffel werden wegen ihrer Stärke zu allerhand schwerer Arbeit, z. E. in den Zuckermühlen gebraucht, und vor Wagen und Karren angespannt, zu welchem Ende man ihnen eine Kette durch die Nase zieht, womit man sie auf eben die Art, wie ein Pferd durch Hülfe des Zügels, zu lenken und zu regieren pflegt. Man nützt sie aber nicht nur

auf diese Art, daß man sie zu allerhand schweren Arbeit braucht, sondern man bedient sich auch der Milch der Büffelkühe, die für sehr gesund gehalten, und daher in Indien häufig getrunken wird.

Von den auf Java befindlichen Schweinen.

Von den Schweinen giebt es ebenfalls auf Java sehr viele und verschiedene Arten, wovon einige mit Borsten versehen, andere hingegen ganz kahl sind. Die wilden Schweine fressen fast nichts, als Früchte und Wurzeln, die sie aus der Erde herausscharren. Wenn man sie beleidiget, so sind sie eben so, wie die europäischen Arten, sehr grimmig, außerdem aber gar nicht gefährlich. Sie gehen gemeiniglich in grossen Haufen mit einander, und schwimmen über große Wasser, um gute Weide zu suchen. Ihr Fleisch ist trockener, als das Fleisch der zahmen Schweine, und wird von den meisten auch höher geschätzt, als das letztere, obgleich sonst das zahme Schweinefleisch in Indien sehr häufig gegessen wird, vorzüglich von den Chinesern, die es sogar kranken und schwächlichen Personen geben, ohne daß daraus nachtheilige Folgen entstehen, so daß es scheint, als wenn das Schweinefleisch in Indien leichter zu verdauen, und überhaupt nicht so ungesund sey, als in Europa.

Von dem in der Gallenblase der wilden Schweine bisweilen befindlichen Steine.

In der Gallenblase der wilden Schweine wird bisweilen ein Stein gefunden, den die Portugiesen Piedra da Puerco nennen, und welcher nichts anders ist, als eine aus fetten und gallichten Theilen zusammengesetzte Substanz, die gewiß keine andere Eigenschaften besitzt, als die getrocknete Ochsengalle. Unterdessen hat der Aberglaube diesem Steine außerordent-

ordentliche Kräfte zugeschrieben; denn man betrachtet ihn als ein sehr schweißtreibendes Mittel, als eine Arzney gegen allerhand Gifte, ingleichen als ein Mittel zur Beförderung der monatlichen Reinigung der Frauenzimmer, und zur Vertreibung aller bösartigen Fieber und anderer Krankheiten. Zu diesen wichtigen Eigenschaften setzt man noch die Erdichtung hinzu, daß es schon hinlänglich sey, um dieser Vortheile theilhaftig zu werden, den Wunderstein eine Nacht hindurch in Wein zu legen, und hernach diesen Wein zu trinken, oder etwas weniges von dem Steine abzuschaben und hinunter zu schlucken.

Von den Stachelschweinen, die sich auf Java in den Wäldern aufhalte.

Die großen indianischen Stachelschweine findet man auf der Insel Java sehr häufig in den Wäldern. Ihr Körper ist mit starken Kielen gewaffnet, die fast so hart als Eisen sind; sie grunzen wie unsere Schweine, und sind auf dem Kopfe mit einer großen Haube geziert. Die Farbe dieser Thiere ist aschgrau, und ihre Größe sehr verschieden; denn einige sind eben so groß, andere hingegen kleiner, als mittelmäßige Hunde, doch haben sie niedrigere Beine. Die Stacheln oder Kielen, womit ihr Körper besetzt ist, sind fast einen Fuß oder eine halbe Elle lang, und mit weißen und schwarzen Ringen versehen. Die Dicke derselben beträgt so viel, als die Dicke einer Gänsespule, und oben endigen sie sich in eine scharfe und steife Spitze. Wenn die Thiere herumgehen und nicht aufgebracht sind, so liegen diese Stacheln über einander; sobald aber ein solches Thier angefallen oder sonst zum Zorn gereizt wird, so richtet es seine Stacheln in die

Höhe,

Höhe, und hat alsdenn die Kraft, einige derselben mit einer großen Geschwindigkeit von sich zu schiessen,*) welche alsdenn sehr tief in den getroffenen Körper eindringen, und oft eine tödliche Wunde verursachen. Auf diese Art sind die Stachelschweine nicht nur für Menschen und kleine Thiere gefährlich, sondern auch im Stande, sich sogar mit dem Löwen in einen Kampf einzulassen, der auch oft bey einem solchen Streite sein Leben einbüßt. Ihre Speise besteht in allerhand grünen Gewächsen und Wurzeln. In dem Magen einiger Stachelschweine wächst ein Stein, dem man ebenfalls solche außerordentliche Kräfte, wie dem vorhin angeführten Piedra da Puerco zuschreibt, und der vorzüglich in den durch zu häufige Ergießung der Galle entstandenen bösartigen Krankheiten, die in Indien sehr häufig sind, sehr nützliche Dienste leisten soll.

Von den Affen und Meerkatzen.

Die Affen und Meerkatzen werden auf Java ebenfalls sehr häufig gefunden, und führen nach der Verschiedenheit ihrer Arten auch verschiedene Namen. Einige von diesen Thieren sind sehr klein, andere hingegen gegen zwey Fuß lang, und manche so groß, als ein Knabe von acht bis neun Jahren.**) Die Farbe derselben ist sehr verschieden, und fällt bey einigen ins Gelbe, bey andern ins Grünliche. Verschiedene Arten sind auch mit einem langen grauen Barte

*) Diese Kraft der Stachelschweine, ihre Stacheln nach Belieben mit einer großen Geschwindigkeit von sich zu schießen, wird von den meisten neuern Naturforschern gänzlich geleugnet. L.

**) Manche auch noch größer. L.

Barte versehen, wie man bey alten Männern antrifft, und welcher ihnen ein besonderes Ansehen giebt. An vielen Orten sind diese Thiere wild, wie z. E. auf Java, und halten sich blos in Wäldern auf; in andern Gegenden hingegen, die von heidnischen Völkern bewohnt werden, welche keine Thiere tödten, findet man sie in großer Menge, und so zahm, daß sie vor den Menschen ganz und gar keine Furcht äussern. Was die besondern Arten anlangt, so will ich nur einige wenige von denjenigen anführen, die von den Holländern durch besondere Namen unterschieden werden. Die Surikatjes sind ungefähr so groß wie Eichhörnchen, mit denen sie auch in Ansehung der Gestalt übereinkommen. Diese Thiere haben kurze und rothe Ohren, große Augen, und einen langen rauchen Schwanz, welcher den ganzen Körper des Thiers an Länge zu übertreffen scheint. Sie sind außerordentlich geschwind, und springen von einem Baume und von einem Aste auf den andern, als ob sie flögen, und thun auch niemals einen Fehlsprung, weil sie sich ihres Schwanzes, als eines Ruders zur Lenkung ihres Körpers zu bedienen pflegen.

Die Yapratjes sind so groß, als die großen Wasserratten, von einem sehr sanften Naturell, und mit einem langen Schwanze versehen, aber nicht häufig zu finden. Die Saguwyntjes sind ebenfalls sehr klein, und haben eine braune Farbe. In Ansehung der Vorderfüsse und Ohren haben sie eine grosse Aehnlichkeit mit dem Menschen. Sie geben einen angenehmen Geruch von sich, und lassen wegen ihrer

Artig-

Artigkeit sehr gern mit sich spielen. Die Todtenkö-pfe sind sehr häßlich, von blasser und weißer Farbe, und in Ansehung des Gesichts einem Todtenkopfe gleich, wovon sie auch ihren Namen erhalten haben. Die Cikatiks haben sehr lange und rauche Schwänze; daher sie von einigen, obgleich mit Unrecht, unter die Füchse gerechnet werden.

Der Orang-Outang.

Unter allen Affenarten aber, die man auf Java antrifft, ist keine so merkwürdig, als der sogenannte Orang-Outang. Dieser kömmt unter allen dem Menschen am nächsten; doch unterscheidet er sich von ihm noch genug, um uns schließen zu lassen, daß diese Geschöpfe unmöglich für eine Art Menschen gehalten werden können. Dieses Thier ist bisweilen vier Fuß lang, hat einen starken Körper und sehr lange Arme, die auch nebst den Händen, in Vergleichung mit den Füßen, dergestalt gebildet sind, daß ein jeder leicht daraus sehen kann, dieses Geschöpf sey nicht bestimmt, aufrecht zu gehen, sondern vorzüglich auf den Aesten von einem Baume zum andern zu klettern, wie am deutlichsten aus den kurzen Beinen und den kleinen Fersen erhellt, welche nicht die nöthige Größe haben, um diesem Thiere, wofern es nicht besonders dazu abgerichtet wird, lange Zeit hinter einander eine gehörige Unterstützung zu verschaffen. Der Bauch steht etwas hervor, und ist mit kleinen Härchen besetzt, da hingegen der übrige Körper eine braune Farbe nebst längern und dickern Haaren hat. Uebrigens hat der Orang-Outang einen großen Kopf nebst einem breiten und vollen Gesichte,

kleine

kleine graue Augen, eine kleine platte Nase, doch einen sehr großen obern und untern Kinnbacken, an welchen man, wenn man diese Theile in der Nähe betrachtet, keine große Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt findet. Unterdessen hat dieses Thier viel natürliche Fähigkeit, und ist das listigste unter dem ganzen Affengeschlechte. Man kann es z. E. leicht abrichten, Feuer anzumachen, Fische zu braten, Reiß zu kochen und andere dergleichen Arbeiten vorzunehmen. Es scheint aber von einem sehr melancholischen Temperament zu seyn, indem man es beständig traurig findet. Es läßt sich unterdessen leicht zahm machen, und wird daher zu Batavia und an andern Orten häufig in den Häusern der Vornehmen gefunden. Unter andern sah Herr Leguat einen Orang-Outang auf einem Bollwerke der Citadelle zu Batavia, welcher daselbst seine ordentliche Wohnung hatte, und weiblichen Geschlechts war. Dieses Thier hatte eine beträchtliche Länge, bedeckte sich gemeiniglich mit einer seiner Hände oder Vorderfüße, gieng immer aufrecht, und hatte eine große Aehnlichkeit mit den Weibern der Hottentotten. Es machte auch sein Bette selbst und sehr ordentlich, legte sich des Abends hinein, deckte sich mit einer Decke aus Watte zu, und verrichtete noch viel andere merkwürdige Dinge. Dieses Thier bewohnt, gleich den übrigen Affenarten, nur den heißen Himmelsstrich, und kann die Kälte der nordischen Gegenden nicht vertragen; daher kömmt es, daß die meisten Thiere dieser Art, welche man von Zeit zu Zeit nach Europa gebracht hat, auf der Reise gestorben sind.

Die

Die Ameisenfresser werden deswegen so genannt, weil ihre vornehmste Nahrung in Ameisen besteht, die sie mit ihrer spitzigen Schnauze aus den Ameisenhaufen herausholen. Von diesen Thieren findet man drey Arten. Die größten gleichen in Ansehung der Größe den Schweinen; die mittlere Gattung ist so groß, wie die gemeinen Hunde, und die kleinsten Ameisenfresser ungefähr wie die Katzen. Sie haben alle eine bleichrothe Farbe, und an der einen Seite einen Querstreif. Ihr Mund ist lang und spitzig, und vorn mit einer Oeffnung versehen. Ihr Kopf hat eine große Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Schweins.

Die Ameisenfresser.

Hirsche und Rehe werden auf Java häufig angetroffen. Sie halten sich in den Wäldern auf, wo sie eine überflüßige Weide finden. Ob sie gleich von Natur sehr schüchtern sind, so lassen sie sich doch sehr leicht zahm machen, und so gewöhnen, daß sie mit andern Hausthieren auf die Weide gehen. Sie haben beynahe die Größe der europäischen Arten, und bisweilen ein gefleckes Fell. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend. In einigen Oertern von Ostinden werden sie blos ihrer Haut wegen gefangen, woraus man Leder zu machen pflegt, das von den Indianern eben so sehr, als von den Europäern geschätzt wird.

Von den Hirschen u. Rehen, die auf Java gefunden werden.

Kühe und Ochsen findet man in Ostindien nicht überall, sondern blos an einigen Oertern, in denen man auch die Milch dieser Thiere nebst der Butter sehr zu schätzen pflegt. Die Farbe derselben ist übrigens

Von den Ostind. Kühen u. Ochsen.

gens in Ostindien, so wie in Europa, sehr verschieden. Bey einigen stehen die Hörner gerade auf dem Kopfe; andere aber sind mit krummen Hörnern und mit großen niederhängenden Ohren versehen. Das Fleisch ist überaus schmackhaft, an vielen Orten aber ungesund; auch will es in den heißen Gegenden kein Salz recht annehmen, sondern es wird, wenn man es auch noch so gut einsalzt, bald stinkend: daher es allezeit binnen drey oder vier Tagen verbraucht werden muß. Zu Batavia wird auch eine Art von Kühen und Ochsen gefunden, die man aus Surate dahin gebracht hat, die aber ziemlich kleine Thiere, ungefähr von der Größe der Bullenbeisser sind. Diese Zwergochsen werden zu Batavia für eine Seltenheit gehalten, und vornämlich zum Anspannen an Kinderwagen gebraucht. Sie sind unterdessen sehr wild, und müssen daher mit Gewalt im Zaume gehalten werden.

Von den Javan. Pferden.

Die javanischen Pferde haben eine mittelmäßige Größe, und einen dicken starken Hals, fast wie die westphälichen oder norwegischen Pferde. Sie sind stark und zu schwerer Arbeit geschickt, allein nicht so muthig, als die persischen Pferde, die überhaupt alle übrigen an Schönheit und Geschwindigkeit übertreffen, und auch nach Batavia gebracht werden.

Von d. Waldratten, wilden Katzen und Beutelthieren.

Waldratten, wilde Katzen, und andere dergleichen Thiere, findet man häufig in abgelegenen Gegenden; allein der Couscous, welcher auf der beygefügten Kupfertafel (Tab. VI. Fig. 1.) abgebildet ist, wird hier nicht ursprünglich gefunden, sondern ist von Amboina nach Java gebracht worden.

Die-

Dieses Thier hat die Größe einer Katze, aber einen Rattenkopf; an List und Raubsucht, worzu es seine Schnauze und Klauen gebraucht, gleicht es diesen beyden Thieren. Es gehört unter das Geschlecht der Philander, welches mit vieler Genauigkeit von dem Herrn Houttuin in seiner Naturgeschichte beschrieben wird. Vorzüglich merkwürdig ist bey diesem Thiere der besondere weite Sack, welcher sich zwischen der äußern Haut und den Bauchmuskeln befindet, und welcher mit verschiedenen Warzen versehen ist, woran die Jungen, wenn sie saugen, so fest hängen, daß man sie nicht, ohne die Mutter zu verletzen, davon abbringen kann, wofern man anders Ursache hat, der Erzählung des Herrn Valentyn zu glauben, der ausserdem noch viele andere sehr unwahrscheinliche Umstände hinzusetzt, die unter den Erzählungen von den Sirenen eine Stelle verdienten. Diese Einrichtung ist übrigens für die Jungen dieser Thiere sehr nützlich. Denn bey dem ersten Geräusch, das sie hören, ingleichen auch bey Nacht oder bey garstigem Wetter nehmen sie augenblicklich ihre Zuflucht in diesen Sack, aus welchem sie nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis sie dieses ohne Gefahr thun können. Der Herr von Büffon beschreibt ebenfalls eine Art dieser Thiere unter dem Namen **Phalanger**; allein diese Art scheint von jener ganz verschieden zu seyn, und keinen dergleichen Sack oder Beutel zu haben. In Surinam findet man ebenfalls hin und wieder in den Wäldern eine Art von diesen Thieren, die man auch mit dem Namen der **Beutelratzen** zu bezeichnen pflegt.

Von den Vögeln auf Java.

Von den vierfüßigen Thieren komme ich nunmehr zu den Vögeln, welche man auf Java und auf den naheliegenden Inseln antrifft. Einer der

Der Casuar.

vornehmsten ist der Casuar, welcher von den Indianern Emeu genannt und auf der 5ten Kupferplatte Fig. 3. abgebildet wird. Seine Höhe, vom Kopf bis auf die Füße gerechnet, beträgt fünf Fuß, vom Kopf bis an den Schwanz aber drey Fuß. Dieser Vogel geht immer mit aufgerichtetem Kopfe sehr majestätisch einher; doch ist der Kopf, in Vergleichung mit dem übrigen Körper, sehr klein, übrigens glatt und von schwarzblauer Farbe. Die Augen, hinter denen kleine bloße Ohrenlöcher stehen, sind sehr groß und feurig. An dem Halse hängen zwey rothe häutige Lappen, und oben auf dem Schnabel befinden sich zwey Oeffnungen, die statt der Nasenlöcher dienen. Von der Mitten des Schnabels an bis zur Mitten des Kopfs geht ein bläulicher oder dunkelgelber helmförmiger Auswuchs, der besonders bey dem Männchen gefunden wird, wovon man eine sehr sorgfältige Beschreibung in dem ersten Bande der Naturgeschichte der Vögel antrifft, welche der Herr von Büffon herausgegeben hat. Dieser Naturforscher ist der Meynung, daß dieser Auswuchs, der einem umgekehrten Helm gleicht, durch eine Hervorragung des Hirnschädels entstehe, und mit verschiedenen hornartigen Lagen bedeckt sey. Die Beine dieses ungeheuren Vogels sind mit einer braungelben schuppigen Haut überzogen; die Füße und Zehen sind ebenfalls dick und hart und ohne Sporen, und vorn bemerkt man an denselben drey lange hornartige Klauen. Dieser

Vogel hat also keine solche gespaltene Füße, wie der Strauß. Der ganze Casuar ist mit dunkelrothen Federn bekleidet, die an dem Schwanze fast dem Filze gleichen. Unter den an den Seiten befindlichen weichen Federn sitzt eine Art von Flügeln, die aus kurzen Kielen zusammengesetzt sind, aber auf keinerley Art zum Fliegen gebraucht werden können, sondern nur dem Casuar im Laufen statt eines Ruders dienen. Unter die Merkwürdigkeiten dieses Vogels gehört auch noch seine große Gefräßigkeit. Denn er verschlingt alles, was ihm nur vorgeworfen wird, z. E. Kupfer, Stahl, glüende Kohlen und andre Sachen, die er aber in eben dem Zustande, in welchem er sie eingeschluckt hat, wieder von sich giebt; doch behält er sie bisweilen ein ganzes Jahr lang bey sich. Seine Stärke ist sehr beträchtlich; sie hat aber ihren vornehmsten Sitz in den Füßen, mit welchen er sich überaus schnell fortbewegen kann, und mit denen er eben so, wie ein Pferd, hinten auszuschlagen pflegt.

Von den grossen Raubvögeln, die auf Java gefunden werden.

Von großen Raubvögeln trifft man auf Java mancherley Arten an, z. B. Adler, Habichte, Sperber und andere unter diese Klasse gehörige Vögel; am häufigsten aber findet man eine große Art von Weihen, welche unter die schlimmsten Raubvögel gehören, und nicht nur Haselhühner, Rebhühner und wilde Tauben, sondern auch sogar in bewohnten Häusern das zahme Geflügel anfallen. Die Hühner fürchten sich vor diesen Raubvögeln gar sehr, und lassen, wenn sie Junge haben, sobald sie einen solchen Feind erblicken, ein großes Geschrey von sich hören, worauf

worauf sich die jungen Hühnchen augenblicklich verstecken. Einige sind so groß und stark, daß sie junge Ferkel mit sich in die Luft nehmen können, die sie hernach in ihren, zwischen Steinklippen befindlichen Höhlen aufzehren. Die hurtigsten unter allen diesen schlimmen Gästen sind die Sperber, welche in Ostindien Jin genannt werden. Diese haben röthliche feurige Augen, einen gelben, mit einem krummen scharfen Haaken versehenen Schnabel, einen grünlich braunen Rücken, und vorn auf der Brust weiße Federn. Die Füße sind ebenfalls gelb und mit scharfen Klauen gewaffnet, womit sie die kleinen Vögel in der Luft anpacken. Ihre Kühnheit geht so weit, daß sie ihren Raub bis in die Häuser verfolgen.

Die Reiger. Die Reiger, welche dort den Namen Kokoi führen, machen ein schönes Geschlecht von Vögeln aus, und übertreffen die europäischen Reiger an äusserlichem Ansehen. Vorn sind sie grün, und hinten gelb; der Kopf ist mit einem schönen vielfarbigen Federbusch geziert. Diese Vögel haben wenig Fleisch an ihrem Körper, zumal die alten, die auch sehr unangenehm und fischig schmecken.

Die Krähen. Die Krähen gleichen sehr den Reigern und zugleich auch den Störchen. Sie haben eine blaßblauliche Farbe, aber einen bräunlichen Hals, und einen krausen Schwanz. Sie halten sich in der Wildniß auf, und pflegen große Reisen zu machen. Man behauptet sogar, daß sie bisweilen aus Europa nach Indien fliegen.

Vorzüge der Ostind Gänse. Die ostindischen Gänse übertreffen an Schönheit und Größe diejenigen merklich, welche in unsern

Gegen-

Gegenden gefunden werden, und haben wegen ihres langen Halses eine große Aehnlichkeit mit den Schwanen. Der Schnabel ist schwarz, der Hals gelblich, und die Füße röthlich. Was den Geschmack ihres Fleisches betrifft, so ist derselbe von dem Geschmack unserer Gänse sehr wenig unterschieden, und sie haben auch eben so wenig, als unsere Gänse, Ursache, auf die Annehmlichkeit ihrer Stimme stolz zu seyn.

Die Kropfgänse.

Die javanischen Kropfgänse gleichen in vielen Stücken den gemeinen Gänsen, sind aber merklich größer. Unter der Kehle haben sie einen großen Kropf, welchen sie aus und einziehen können, und worinnen sie eine große Menge von Fischen zu verwahren pflegen. Sie sind schnelle Schwimmer, und gleichen in der Geschwindigkeit ihrer Füße den Schwanen. Auch ist ihr Schnabel mit einem Haken versehen, der sehr geschickt ist, ihren Raub damit zu zerreißen. Diese Fischfresser halten sich in dem Schilf auf, und lauren daselbst sehr begierig auf die ihnen nahe kommenden Fische, und zwar dergestalt, daß sie bisweilen selbst von den Jägern gefangen werden, ehe sie es gewahr werden. Unter andern sind sie sehr große Liebhaber von Austern, die sie lebendig verschlucken, und sobald sie sich zu öffnen anfangen, dieselben wiederum ausspeyen, um das Thier aus der Schaale herauszuholen.

Von den indianischen Ente.

Die indianischen Enten sind in Ansehung der Gestalt und des Geschmacks sehr wenig von den europäischen Enten unterschieden. Sie werden in diesen Gegenden sehr häufig gefunden, und haben eine

bräunlich gelbe Farbe, einen schwarzen Schnabel, auch schwarze Füße, einen dicken Unterleib, und eine Haube auf dem Kopfe. Sie gehen mit ganz aufgerichtetem Kopfe, und sehen von weiten wie kleine Zwerge aus. Diese Vögel sind in Ostindien sehr träge im Bebrüten ihrer Eyer, so daß man oft, um junge Enten zu bekommen, die Eyer Hühnern unterlegen, oder sie in die Wärme eines Misthaufens bringen muß.

Die Reißvögel. Die Reißvögel gleichen sehr unsern Hühnern, haben aber längere Beine und größere Klauen. Sie haben ein sehr wohlschmeckendes Fleisch, und werden mit Reiß gefüttert, von welcher Speise sie große Liebhaber sind.

Von den Jav. Hühnern. Von Hühnern trifft man auf Java eine sehr grosse Menge an. Die gemeinsten sind die Siamschen, welche mit schönen Federn geziert, aber sehr klein sind, und zu einer gewöhnlichen überaus wohlschmeckenden Speise dienen. Außer diesen giebt es auch eine Art, die schwarze Federn, schwarze Füße und schwarzes Fleisch hat, welches aber sehr gut zu essen ist, und für gesund gehalten wird. Bey einigen Arten stehen die Federn verkehrt, nämlich vorwärts; ja es giebt Hühner, die anstatt der Federn, eine Art von Haaren haben.

Die Lorys. Die Lorys sind so groß, als die gemeinen Papageye, haben aber eine sehr schöne hochrothe Farbe. Die Kehle ist gelblicht; die Flügel sind schön grün, der Kopf oben schwarz, und der Schnabel gelb. Es giebt keine Vögel, welche die Indianer lieber kaufen;

bisweilen bezahlen sie für einen solchen Vogel, der ein wenig plappern kann, dreyßig Reichsthaler. Die größten, welche Kakadu genannt werden, haben einen drey viertel Ellen langen Schwanz. Auch giebt es weiße Vögel dieser Art, die einen großen Federbusch auf dem Kopfe führen, welchen sie, wenn sie erzürnt werden, in die Höhe zu richten pflegen.

Die Peroketten sind eine Nebenart von Papageyen, aber viel kleiner, nämlich nicht viel größer als Lerchen. Sie haben einen schönen grünen Kopf und Flügel, einen rothen Rücken, eine hellgrüne Brust, und einen kurzen, schöngefärbten Schwanz. Sie thun nebst ihren Cameraden den Papageyen und Kakadu den Baumfrüchten und Reißfeldern vielen Schaden. Diese Vögelchen werden blos ihrer Schönheit wegen in Kefige eingeschlossen; denn sie sind fast stumm, und können auch nicht reden lernen. Die Peroketten.

Die Waldtauben sind in Ansehung der Größe von unsern wilden Tauben nicht sehr unterschieden, aber viel schöner von Farbe: denn sie haben einen grünen Hals, eine grüne Brust, einen purpurfarbigen Unterleib und Schwanz, welcher letztere aber nur auf der untern Seite diese Farbe hat; auf der obern ist er blau und mit einem weißen Rande versehen. Diese Vögel werden sehr häufig in den um Batavia liegenden Wäldern gefangen, und dienen zu einer sehr angenehmen Speise. Die Waldtauben.

Die javanischen Krammetsvögel sind so groß, als Tauben, und gleichen in Ansehung der Farbe den Wachteln, haben aber einen etwas längern Schnabel und eine unangenehme Stimme. Die Javanis. Krammetsvögel

Die Wachteln. Die Wachteln auf Java sind eben so groß, als die Holländischen Wachteln, jedoch einigermaßen schöner gezeichnet. Sie pflegen nicht zu schlagen, und werden blos zum Gebrauch der Küche gefangen.

Der Martinsvogel. Der Martinsvogel ist beynahe so groß wie eine Elster, und hat ganz schwarze Federn, aber einen gelben Schnabel. Hinten an dem Kopfe bemerkt man einen gelben Fleck, so wie auch an den Seiten. Die Flügel sind in der Mitten weiß, und die gelben Pfoten mit starken Klauen versehen. Die Javaner halten diesen Vogel sehr hoch; daher sie ihn zahm machen, und sowohl zum Singen, als auch zum Reden abrichten. Er hat eine grobe Stimme, welche mit der menschlichen sehr übereinkömmt.

Der Rubus. Der Rubus hat die Größe eines Staares, einen blauen Schnabel nebst blauen Füßen, einen rothen Rücken und Schwanz; die Flügel bestehen aus weißen und schwarzen Federn. Auf dem Kopf ist dieser Vogel grün, und hinten in dem Schwanz hat er zwey lange Federn, wodurch er einige Aehnlichkeit mit den Paradiesvögeln erhält.

Die Strandläufer. Die Strandläufer, eine Art von Schnepfen, sind in Ansehung der Gestalt unsern Holzschnepfen gleich, und haben grünlich gelbe und zum Theil schwarze Federn. Diese Vögel werden auf dem Markte zu Batavia täglich verkauft, und so, wie unsere Schnepfen, als eine wohlschmeckende Speise gegessen.

Die Großschnäbler. Die Großschnäbler haben ihren Namen von der Länge und Weite ihrer Schnäbel bekommen, die

in

in Vergleichung mit dem übrigen Körper sehr beträchtlich ist. Sie sind nicht größer, als Tauben, haben aber viel größere Schnäbel, als die Hühner, und zwar nehmen die Schnäbel gleich unter den Augen ihren Anfang. Diese Vögel, welche in grossen Haufen in den Wäldern herumfliegen, sind übrigens sehr wild und haben eine fahle Farbe. Sie werden von den Indianern täglich in großer Menge nach Batavia auf den Markt gebracht, wo sie wegen des angenehmen Geschmacks ihres Fleisches sehr gesucht werden.

Die Turteltauben.

Die Turteltauben sind in Indien kleiner als in Europa; doch gleichen sie den letztern ziemlich in der Farbe der Federn, welche nur auf der Brust etwas röther, und im Schwanze mit vielen schwarzen Federn vermischt sind. Ihre gewöhnlichen Getraidemagazine sind die Reißfelder, auf welchen sie in großer Menge gefangen und nach Batavia gebracht werden, wo sie zu einem wohlschmeckenden Braten dienen.

Der Pennevogel.

Der Pennevogel hat einen langen Schnabel, den er einziehen und ausstrecken kann, um seine Nahrung aus den Blumen zu saugen. Meistentheils sind diese Vögel mit vielfarbigen Federn versehen; die weißen, blauen und rothen Federn sind so artig mit einander vermischt, daß kein Maler eine schönere Mischung von Farben bewerkstelligen kann. Wenn sie ihre Flügel ausbreiten, nehmen sie ungefähr einen Raum ein, wie die Breite einer Hand.

Die sogenakten Springer.

Die sogenannten Springer führen diesen Namen deswegen, weil sie mit einer besondern Geschwindigkeit

digkeit von dem einen Zweige eines Baums auf den andern zu springen pflegen. Sie sind so groß wie unsere Lerchen und können artig singen. Der Körper ist mit ganz schwarzen Federn bedeckt, ausgenommen die Brust und der Unterleib, welche weiße Federn haben. Zu Batavia werden diese Vögel von vielen Liebhabern wegen ihrer angenehmen Stimme an kleine Ketrchen gelegt und mit Reiß gefüttert.

Die Reissperlinge.

Die Reißsperlinge haben eine fahle Farbe und die Größe unserer gemeinen Sperlinge; der Schnabel ist kurz und dicke, und der Schwanz mit einigen schwarzen Federn versehen. Diese Vögel fliegen in zahlreichen Schaaren herum, und thun den Reißfeldern viel Schaden, so daß die Einwohner genöthiget sind, ihre Felder zu bewachen, und diese Vögel durch allerhand Werkzeuge zu vertreiben.

Die Gelbfinken und Goldfinken.

Die Gelbfinken, die unsern Lerchen an Größe gleichen, haben gelbe Schnäbel und rothe Füße; sie dienen zu einer angenehmen Speise in Batavia, wohin man sie in großer Menge aus den Wäldern bringt, in welchen sie zu Tausenden herumfliegen. Die Goldfinken werden daselbst ebenfalls sehr häufig angetroffen, und kommen in vielen Stücken mit unsern Goldfinken überein; ihr Kopf aber ist schneeweiß, hingegen die Flügel nebst dem Schwanze mit besonders schönen blauen Federn versehen.

Der Kolibri.

Der Kolibri ist der kleinste unter allen bekannten Vögeln, ungefähr so groß, als ein Käfer,*) und mit

*) Dieses gilt nur von den kleinsten Arten; denn einige sind viel größer, als die gemeinen Käfer, die doch der Verfasser bey dieser Vergleichung ohne Zweifel im Sinne hat. K.

mit einem scharfen spitzigen Schnabel versehen, der ein wenig dicker ist, als eine starke Nadel. Mit diesem Schnabel saugt der Kolibri aus den Blumen seine Nahrung, worzu er sich auch des Thaues zu bedienen pflegt. Die Farben dieses ungemein kleinen Vögelchens gleichen den Farben des Regenbogens, und sind überaus artig mit einander vermischt; daher wahrscheinlicherweise die Erzählung entstanden ist, daß dieses kleine Thierchen so oft, als es angerührt werde, seine Farbe verändere. Die Nesterchen dieser Vögelchen sind auf eine überaus künstliche Art aus einer leimigen Materie verfertigt, und an den Zweig eines Pommeranzenbaums oder einer Baumwollenstaude dergestalt befestiget, daß sie nicht nur vor dem Nordwinde sicher sind, sondern auch nicht sogleich ins Gesicht fallen. Außer der gewöhnlichen Art von Kolibri giebt es noch eine andere Art auf Java, die zwar nicht so schön aussieht, aber sehr schön singt. Diese Vögelchen sind so leicht, daß sie kaum vier und zwanzig As wiegen. Wenn sie fliegen, geben sie einen so starken Laut von sich, wie die größten Nachteulen.

Außer den itzt angeführten Vögeln werden noch einige andere auf der fünften Kupfertafel abgebildet, welche zwar vielleicht nicht alle auf der Insel Java einheimisch sind, aber doch wenigstens itzt daselbst gefunden werden. Zuerst sieht man auf dieser Tafel Fig. 1. und 2. zwey Arten von dem berühmten Paradiesvogel, der vorzüglich auf Gilolo und in Neuguinea gefunden wird. Die erste durch Fig. 1. abgebil-

Die Paradiesvögel.

gebildete Art gehört unter die schönsten Vögel, und hat ungefähr die Länge von zwölf Zoll. Der ganze Körper, vorzüglich aber der Schwanz, ist mit überaus schönen Federn geziert, womit die Indianer ihre Helme auszuschmücken pflegen, wenn sie zu Felde ziehen. Der Kopf dieses Vogels ist sehr klein; die Flügel sind ebenfalls sehr schmal, und liegen nahe an dem Körper. Die Füße werden von ihnen, vorzüglich im Fliegen, fast ganz an den Leib gezogen und unter die Federn versteckt; welcher Umstand zu der fabelhaften Erzählung Anlaß gegeben hat, daß diese Vögel gar keine Füße hätten. Sie fliegen in ganzen Schaaren mit einander, und haben zu ihrem Anführer einen König, der eine höhere Farbe hat, als die übrigen, und allemal vorausfliegt.

Die zweyte Art von Paradiesvögeln (Fig. 2.) ist sehr selten, und von den übrigen vorzüglich darinnen unterschieden, daß sie außer den großen Flügeln noch zwey kleine Vorderflügel, und anstatt der Schwanzfedern blos umgekrümmte Haare hat. Herr von Büffon bemerkt im dritten Bande seiner Naturgeschichte der Vögel S. 161, daß einige Leute, weil die eigentlichen Paradiesvögel selten zu bekommen sind, die Gewohnheit hätten, den kleinen Perroketchen und andern ostindischen Vögeln die Füße auszureißen, sie hernach mit schönen langen Federn auszuschmücken, und für wahre Paradiesvögel zu verkaufen.

Die Amboinische Seekrähe.

Die amboinische Seekrähe oder Talans hat wegen ihrer zwey schönen Schwanzfedern viel Aehnlichkeit mit dem bereits oben beschriebenen Rubus, ist aber

aber viel größer, und nährt sich vorzüglich von Fischen. Von diesem Vogel, welcher selten gefangen wird, liefert Fig. 4. eine Abbildung.

Der Jahrvogel.

Die fünfte Figur stellt einen sogenannten Jahrvogel vor, welcher gemeiniglich die Größe eines mittelmäßigen Adlers hat, und ihm auch sonst einigermaßen gleicht, wenn man den Kopf ausnimmt, der mit einem überaus langen Schnabel versehen ist, dessen Größe sich oft auf neun bis zehn Zoll erstreckt, und der mit der Zeit so krumm wird, daß der Vogel nicht ohne große Mühe fressen kann. Er wird deswegen Jahrvogel genannt, weil er nach seiner Geburt einen beinartigen Höcker an dem Schnabel hat, welcher sich jährlich vergrößert, so daß sich immer ein neuer halber Ring ansetzt; daher man an der Zahl dieser Ringe das Alter des Vogels erkennen kann.

Der Sariwan.

Der Sariwan oder Sarwian, eine Art von Eisvogel (Fig. 6.) ist der berühmte Vogel, von dem die Alten behaupten, daß während der Zeit seines Brütens kein Sturm auf der See bemerkt würde. Dieser Vogel ist etwas größer als eine Turteltaube, und hat einen blauen Kopf, aber einen weissen Körper und schwarze Flügel. Er baut sein Nest in Gegenden, die an der See liegen, und zwar in die Spalten der hohen Felsen, die senkrecht gegen die See zu gehen, und fast unzugänglich sind.

Der Moulout Pandjang u. die ostind. Schnepfe

Der Moulout Pandjang, welcher Fig. 7. abgebildet wird, gleicht zwar in Ansehung des Körpers so ziemlich einer Ente, hat aber einen viel längern

Bourong Massareke.

gern Schnabel und längere Füße, die mit keiner Schwimmhaut verbunden sind; daher auch der Vogel nicht zum Schwimmen geschickt ist. Die 8te Figur (Tab. V.) stellt eine besondere Art von ostindischen Schnepfen vor, welche den Namen Bourong Massareke führen, und ungefähr die Größe einer jungen Taube haben.

Die ostindische Schwalbe, von welcher die bekannten Vogelnester herrühren.

Endlich sieht man noch Fig. 9. die berühmte ostindische Schwalbe, welche die so hochgeschätzten Vogelnester verfertiget, von denen wir bereits bey einer andern Gelegenheit gehandelt haben.

Die fliegenden Katzen.

Die fliegenden Katzen und die großen ostindischen Fledermäuse sind als Mittelgattungen zwischen den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu betrachten. Diese fliegenden Katzen gleichen in der Größe und Bildung unsern Hauskatzen, von denen sie sich aber durch die weite Haut unterscheiden, welche sich von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen erstreckt, und ihnen zu Flügeln dient, vermittelst welcher sie ziemlich schnell fliegen können. Sie pflegen sich gemeiniglich mit ihren Klauen an die Bäume fest anzuhängen, und den Körper mit ihren häutigen Flügeln dergestalt zu bedecken, daß sie mehr kleinen Säcken, als lebendigen Thieren ähnlich sehen. Es giebt auch noch eine andere Art von dergleichen fliegenden vierfüßigen Thieren, welche den Affen von mittelmäßiger Größe gleichen, und mit sehr scharfen Klauen und Zähnen versehen sind. Diese Thiere sind von boshafter Art, und wenn man sie gefangen hat, überaus wild.

Die

Die großen Fledermäuse kommen in der Bildung größtentheils mit den europäischen überein, von denen sie sich nur vorzüglich darinnen unterscheiden, daß sie die Größe der fliegenden Katzen, und an jedem Flügel einen Haken haben, womit sie sich fest an die Bäume anhängen. Diese Thiere sind sehr verwegen, und kommen des Nachts, wenn man die Fenster offen gelassen hat, sehr oft in die Häuser, um die schlafenden Personen in die Füße zu beißen, und ihnen das Blut auszusaugen, welches aber keine gefährliche Folgen hat, weil der Biß dieser Thiere nicht giftig ist. Außer diesen Fledermäusen von der ersten Größe giebt es noch andere kleinere, welche so groß wie Tauben sind, und sich in den Wäldern aufhalten. Den Javanern dienen diese Thiere zu einer sehr angenehmen Speise.

Die großen Fledermäuse.

Von den Amphybien oder zweylebigen Thieren, die sich nämlich sowohl auf dem trocknen Lande, als auch in dem Wasser aufhalten, enthält Java ebenfalls verschiedene Gattungen. Das gefährlichste unter allen diesen ist das Krokodill oder der Kaiman, wie man diese Thiere eigentlich in Indien zu nennen pflegt. Die Länge eines Krokodills beträgt gemeiniglich achtzehn bis zwanzig Fuß, bisweilen aber noch viel mehr. Diese Thiere halten sich, wie bekannt, im Wasser, besonders in Flüssen auf, und zwar lieben sie vorzüglich unbewohnte Gegenden. Dieses ungeheure Geschöpf hat ein überaus hartes Fell wegen der dicken Schuppen, womit es bedeckt ist, und welche dergestalt über einander liegen, daß sogar

Das Krokodill.

die Musketenkugeln davon abprallen; allein am Unterleibe ist die Haut sehr zart und dünne, so daß dieses Thier daselbst mit einem Pfeile oder Messer sehr leicht verwundet werden kann. Aus dieser Ursache pflegen auch einige Thiere, welche mit den Krokodillen in Feindschaft leben, wie z. E. unter den Landthieren der Tieger, und unter den Wasserthieren der Delphin, diesen Theil des Körpers vorzüglich anzufallen und aufzureißen. Die Krokodille sind sehr begierig nach Menschenfleisch, und man führt Beyspiele von Menschen an, welche ganz und gar von ihnen verschlungen worden sind; worzu aber gleichwohl die meisten von diesen Thieren nicht groß genug, sondern wohl nur im Stande sind, junge Kinder zu verschlingen, oder einen erwachsenen Menschen blos umzubringen und ihn bald aufzufressen. Vorzüglich aber sind sie gefährlich im Wasser, wo sie sich meist in der Tiefe oder an dem Ufer aufhalten; daher auch die Indianer, zumal wenn sie in Booten auf dem Wasser herumfahren, sich vor ihnen sehr fürchten: denn sie haben die Gewohnheit, die Boote mit ihren langen Schwänzen umzuwerfen, und hernach die Menschen anzufallen. Was ihre äußerliche Gestalt betrifft, so ist dieselbe von der Gestalt der Eidechsen nur in Ansehung der Größe unterschieden, worinnen sie alle Thiere, die zu dieser Classe gehören, übertreffen. Sie paaren sich von vorn, und das Männchen wirft das Weibchen bey der Begattung auf den Rücken. Die Früchte ihrer Vereinigung bestehen in Eyern, die aber in Ansehung der Größe dieser Thiere sehr klein sind; wenigstens fand Hr. Hasselquist die Eyer in einem weibli-

weiblichen Krokodille, welches dreyßig Fuß lang war, kaum so groß als Gänseeyer. Diese Thiere verscharren ihre Eyer am Ufer der Flüsse in den heißen Sand, und warten so lange, bis sie durch die Hitze der Sonne ausgebrütet worden sind, worauf sie die ausgekrochenen Jungen, die anfänglich sehr klein sind, aber sehr geschwind wachsen, mit sich ins Wasser nehmen. Ihr Magen ist zwar häutig, aber dabey sehr dicke und stark, voll ansehnlicher Falten, und enthält gemeiniglich ansehnliche Steine, welche die Krokodille zu desto besserer Verdauung ihrer Speisen einzuschlucken scheinen. Das Herz dieser Thiere hat etwas besonders, und ist, wofern sich Herr Hasselquist nicht geirrt hat, in zwey Kammern abgetheilt, obgleich die Krokodille in die Classe der kaltblütigen Thiere gehören, deren Herz sonst nur eine Kammer hat. Ferner findet man bey ihnen sehr wenig Blut in Vergleichung mit ihrer Größe; welcher Umstand aber überhaupt bey allen kaltblütigen Thieren statt findet: daher auch die Lungen nebst dem Herzen sehr klein sind, und die Lungenröhre kaum die Dicke eines kleinen Fingers hat. Weil aber dieses Thier in allen Gegenden von Indien zu finden, und von allen Reisebeschreibern bald weitläuftiger, bald kürzer beschrieben worden ist, so will ich mich nicht länger bey demselben aufhalten.

Der Leguan.

Nach dem Krokodille ist unter den Thieren, welche unter das Geschlecht der Eidechsen gehören, das vornehmste der Leguan, wovon man zwey Arten findet, nämlich die Landleguane und Wasserleguane. Der Landleguan, der in Ansehung der Ge-

stalt des Körpers eine große Gleichheit mit dem Krokodille, aber einen runden Schwanz hat, da hingegen der Schwanz der Krokodille glatt ist, hat gemeiniglich mit dem Schwanze, dessen Länge zwey Fuß beträgt, eine Größe von sechs Fuß. Die Zunge dieses Thiers ist, wie bey den meisten Eidechsen, lang und gespalten, und es bedient sich derselben, um fliegende Insecten zu fangen. Die Füße sind in fünf lange Zehen abgetheilt, und diese mit scharfen Nägeln versehen, durch deren Hülfe der Leguan die höchsten Bäume sehr leicht besteigen kann. Die Augen, welche unmittelbar über dem obern Kinnbacken stehen, sind schwarz und helle. Hinter denselben findet man noch zwey, mit durchsichtigen Häuten bedeckte Oeffnungen, die von weitem zwar ebenfalls Augen zu seyn scheinen, eigentlich aber die Gehörwerkzeuge des Leguans sind; welche Einrichtung man auch überhaupt bey den meisten Eidechsen findet. Das Fleisch dieser Thiere ist derb und weiß, wie Hühnerfleisch, dem es auch am Geschmack sehr nahe kömmt. Allein obgleich dieses hurtige Thier auf allerley Bäume und Häuser sehr leicht klettern kann, so wählt es doch gemeiniglich nur die dichtesten und schattigsten Bäume, welche an den Ufern der Flüsse und nahe an den Häusern stehen, von denen es hernach des Nachts herunterssteigt, um den Hühnern und Enten nachzustellen; weil dieses Geflügel seine liebste Speise ist. Sonst wird dieses Thier auch, jedoch selten, in Netzen oder Stricken gefangen; am leichtesten aber kann man sich desselben durch Hülfe der Flintenkugeln bemeistern; doch geschieht auch dieses selten auf den ersten

sten Schuß. Es pflegt seinen Schwanz gern um die Aeste der Bäume zu schlingen, und auf diese Art mit dem Kopfe herunterzuhängen. Oft fängt man dieses Thier, wenn es noch sehr jung ist, und füttert es mit Reiß und Hühnern, welches vorzüglich auf Amboina unter den Christen und Heyden zu geschehen pflegt; denn die Mahomedaner halten es für unrein, und tragen daher Bedenken, sein Fleisch zu essen. Unterdessen giebt dieses Thier, wenn es entweder mit grünen Zugemüsen gekocht, oder wie Hühner gebraten wird, eine sehr gute Speise, woran sich vorzüglich die Matrosen sehr zu laben pflegen.

Der Wasserleguan.

Der Wasserleguan, welcher gemeiniglich Lipanno genannt, und auf der sechsten Tafel Fig. 2. abgebildet wird, ist von dem vorhergehenden Leguan fast nur darinnen unterschieden, daß seine Länge einen oder zwey Fuß mehr beträgt, und daß er sich meistentheils an dem Ufer der Flüsse in dem Schilfe aufhält, wo er auf Wasservögel und Fische lauert, und, sobald er eine Gefahr bemerkt, sich in die Tiefe senkt. Wenn dieses Thier sich auf das feste Land begiebt, wird es bisweilen mit Hunden gejagt, die ihm aber, wegen seiner kleinen und scharfen Zähne, nicht viel anhaben können.

Der Soa Ajer.

Der Soa Ajer oder Streithahn ist eine andere Art von Wasserleguan, und in Ansehung der Gestalt von der vorhergehenden Art sehr merklich unterschieden. Dieses Thier ist vorzüglich an seinen, auf dem Rücken befindlichen Flossen kenntlich, die hinter dem Kopfe sehr kurz sind, gegen den Schwanz zu

aber immer länger werden. Diese kammartigen Rückenflossen sind beweglich, und geben dem Thiere, wenn sie in die Höhe gerichtet sind, ein fürchterliches Ansehen, zumal da dieses Thier eine Länge von drey bis vier Fuß hat. Unterdessen gehört es gar nicht unter die bösartigen Thiere; den Namen **Streithahn** hat es blos von seinen beweglichen Flossen erhalten, welche es, wenn man es erzürnt, in die Höhe zu richten pflegt. Seine Abbildung findet man auf der sechsten Kupfertafel Fig. 3.

Der Gecko.

Der **Gecko** ist eine sehr giftige Eidechsenart, obgleich sonst fast alle, unter das Geschlecht der Eidechsen gehörige Thiere unschädlich sind. Man findet dieses Thier fast überall in Indien, und auch auf Java in den Wäldern und auf den Aeckern. Es hat einen runden Kopf, der oberwärts etwas glatt ist, und an den Seiten hervorsteht. Die Schnauze ist länglicht und stumpf; die großen und runden Augen ragen ein wenig aus dem Kopfe hervor; die Nasenlöcher stehen auf dem obern Rande des Kinnbackens; die Zähne sind klein und scharf; der Körper ist lang, und hat eine lancettförmige Gestalt, indem er gegen hinten zu immer schmäler wird; der Rücken und Unterleib sind glatt, und die Seiten rund und hervorragend. Dieses Thier hat vier Füße, wovon die zwey vordersten an der untern Seite des Körpers, und die hintersten an der äußersten Seite stehen. Die Schenkel sind eyförmig und länger als die Beine. Die Zehen sind an allen vier Füßen von gleicher Größe, von gleicher Zahl und Gestalt; nur die vordersten

sind

sind ein wenig kürzer als die übrigen. An jedem Fuße befinden sich fünf runde Zehen, die oberwärts glatt, unterwärts aber verschiedentlich eingekerbt, und an der Sitze einer jeden Seite mit einem kleinen Fettklumpen versehen sind. Diese Fettklumpen werden durch eine längliche Grube von einander getrennt, und eine solche Grube endigt sich an der Spitze der Zehen, die keine Nägel haben, mit einem Ausschnitt. Der Schwanz, dessen Länge so viel beträgt, als der Kopf und Körper zusammengenommen, ist rund, und geht in eine dünne Spitze aus. Die Farbe des Kopfs, so wie auch des ganzen Körpers und der Pfoten, ist aschgrau; das glatte Fell ist überall mit kleinen, erhabenen und glänzenden Punkten besetzt, und der Unterleib enthält kleine Oeffnungen. Die Schuppen sind breit und dünne; der Rücken, der Kopf und der Schwanz sind mit einer Menge unregelmäßiger grauer Flecken besetzt, der Leib und die Kehle aber weißlich. Die ganze Länge des Thiers, von der Schnauze bis zu der Schwanzspitze gerechnet, beträgt vier Zoll; die Füße sind nur einen Zoll lang, und die Kinnbacken einen halben Zoll breit. Das Gift dieses Thiers hat etwas besonders: denn nicht nur der Biß desselben ist sehr schädlich, sondern auch die Ausdünstungen aus den Fettklumpen der Zehen sind schon giftig, und dieses Gift wird meistentheils den mit Salz bestreuten Eßwaaren mitgetheilt; weil dieses kleine Thier die Gewohnheit hat, alle salzige Körper aufzusuchen, und einigemal darüber weg zu laufen, wodurch dieselben vergiftet werden. Herr Hasselquist, welcher dieses

Thierchen auch in Egypten häufig fand, sah unter andern zwey Weibspersonen, die dem Tode sehr nahe waren, und zwar blos deswegen, weil sie von einem in einer Bude gekauften Käse gegessen hatten, wo dieses Thierchen darüber gelaufen war; doch hat Herr Hasselquist nicht den Ausgang dieser Sache gemeldet. Eben dieser Gelehrte hatte noch mehrmal Gelegenheit, die Schärfe dieses Gifts zu beobachten, und zwar unter andern an einem Geistlichen, der dieses Thierchen über seine Hand laufen ließ, auf welcher sogleich eine Menge rother sehr brennender Blattern entstunden, die eben die Empfindung verursachten, die sonst durch das Brennen der Nesseln entsteht. Endlich giebt dieses Thier auch noch einen besondern Laut von sich, vorzüglich wenn es regnen soll, wo es zu wiederholten malen Gecko zu schreyen pflegt, wovon es auch seinen Namen erhalten hat.

Der Chamäleon.

Der Chamäleon oder Cameleon, dessen äusserliche Gestalt sehr besonders, und daher auf der sechsten Tafel Fig. 5. abgebildet ist, wird sehr häufig in den javanischen Wäldern gefunden. Dieses kleine Thier lebt von Fliegen oder andern Insekten, und hat von Natur eine schwärzliche Farbe, wenn es aber zornig gemacht wird, so bekömmt es die Gelbsucht, und alsdenn verwandelt sich die schwarze Farbe in eine gelbe oder grünliche, welche letztere Farben von der Ergießung der Galle in das Blut entstehen, und wegen der dünnen Haut und Muskeln durchschimmern. Als sich Herr Hasselquist zu Smirna aufhielt, hatte er daselbst Gelegenheit, dieses artige

Thier-

Thierchen lebendig zu bekommen, und alle die Merkwürdigkeiten, welche die Schriftsteller von ihm erzählen, zu untersuchen, vorzüglich den Umstand, welcher die besondere Veränderung der Farbe betrifft, die man diesem Thiere zuschreibt. Herr Hasselquist hat nämlich gefunden, daß der Chamäleon niemals dadurch zur Veränderung seiner Farbe veranlaßt wird, wenn man ihm einige gefärbte Körper vorhält; zu welcher Absicht dieser Gelehrte mit allerhand gefärbten Zeugen, Blumen, Gemälden und andern dergleichen Sachen Versuche anstellte. Ob er gleich aber überzeugt wurde, daß die vorgehaltenen Gegenstände keine Veränderung in der Farbe des Chamäleons hervorbrachten, so fand er doch, daß die Farbe des Thiers nicht immer dieselbe blieb. Denn das Stahlgraue oder Schwärzliche war zwar die gewöhnliche Farbe des Thiers; allein es wurde doch auch nicht selten schwefelgelb, welches die zweyte Hauptfarbe des Chamäleons ausmachte, der überdieses noch die grünliche oder weißliche Farbe annahm; da hingegen andere Farben, z. E. roth, violet, blau u. s. w. von dem Herrn Hasselquist an dem Chamäleon niemals bemerkt wurden. Die wahrscheinlichste Erklärung von der Farbenänderung des Chamäleons, wovon so viele Mährchen erzählt werden, ist ohne Zweifel die schon oben angeführte Bemerkung, daß die ursprüngliche schwarzgraue Farbe des Thiers in die gelbe vermittelst der in das Blut häufig ergossenen Galle verursacht werde, und daß hernach die übrigen Zwischenfarben daraus entstehen, nachdem sich mehr oder weniger Galle in das Blut ergossen hat. Diese

Farbenveränderung ereignet sich bey diesem Thierchen vornämlich alsdenn, wenn es der Hitze der Sonnenstrahlen ausgesetzt, oder auf irgend eine Art zum Zorne gereizt wird. Wenn sich die schwarze Farbe in die gelbe verwandelt, so fängt sich zuerst der Kopf, der unterste Theil der Füße und des Halses zu verändern an, worauf alsdenn die Veränderung des ganzen übrigen Körpers erfolgt. Bisweilen sah Herr Hasselquist, daß der Chamäleon wegen der ungleich verbreiteten Flecken ganz bunt wurde. So lange er schwarzgrau war, so waren die Ribben und Seiten ausgespannt, und das Thier sah alsdenn sehr gut aus; allein sobald es gelb wurde, so zog sich der Körper zusammen, und alsdenn sah es schmächtig und häßlich aus. Weil man auch sonst zu erzählen pflegte, daß dieses Thierchen, ohne irgend eine andere Nahrung, blos von der Luft lebte; so sperrte es der vorhin angeführte Naturforscher in einen Käfig ein, worinnen er es einen Monat lang sehr sorgfältig verwahrte, ohne ihm das geringste Futter zu geben. Allein in den letzten Tagen dieses Monats fieng es an sehr schwach zu werden, und fiel endlich aus Mangel an Kräften herunter auf eine Schildkröte, die mit ihm in eben demselben Käfig eingesperrt war, wo sein Tod durch einen Biß dieses Thiers beschleuniget wurde. Das Männchen ist ein wenig größer als das Weibchen; von beyden findet man auf der sechsten Kupfertafel Fig. 5. und 6. eine Abbildung.

Von den gemeinen Javan. Eidechsen, die

Außer den angeführten merkwürdigen Eidechsen giebt es auf Java noch andere gemeinere Arten. Unter

ter andern findet man auf den Feldern eine Eidechse, die ungefähr einen Fuß lang und sehr furchtsam ist. Manche Thiere dieser Art haben sehr schöne goldgelbe Schuppen, die man, wenn die Sonne darauf scheint, gegen eine halbe Meile weit sehen kann. Auch trifft man sehr häufig eine Hauseidechse an, die viel kleiner als die vorige ist, und eine grüne Farbe hat. Dieses Thier hält sich in den Häusern, an den Mauern und unter den Dächern auf, wo es vorzüglich von Mücken, Fliegen und Ameisen lebt. Um seinen Raub zu erhaschen, stellt es sich todt; sobald ihm aber ein solches Insekt nahe kömmt, bemächtigt es sich desselben durch einen schnellen Sprung. Diese Thiere sehen sehr häßlich aus, und pflegen auch in die Schlafzimmer zu kommen, wo sie des Nachts den Menschen über das Gesicht laufen, jedoch ohne ihnen einen Schaden zuzufügen.

man auf den Feldern und in den Häusern findet.

In den javanischen Wäldern findet man auch fliegende Eidechsen oder sogenannte Drachen zu Hunderten. Diese Thiere haben vier Füße, und einen in Vergleichung mit ihrem Körper langen Schwanz. Sie sind eben so, wie die Fledermäuse, mit häutigen Flügeln versehen, die sie im Fliegen ausbreiten, sonst aber dergestalt verbergen, daß man sie, wenn sie herumlaufen, nicht sehen kann. Ihr Flug ist ziemlich schnell und mit einem starken Geräusch verbunden; doch werden sie gar bald ermüdet, und gemeiniglich springen sie von einem Aste auf den andern, in einer Weite von dreyßig bis vierzig Schritt. Diese Geschöpfe sind, ob sie gleich etwas fürchterlich ausse-

Fliegende Eidechsen oder sogenannte Drachen.

aussehen, gar nicht giftig. Die Javaner behandeln sie ohne den geringsten Nachtheil. Unter der Kehle haben sie zwey gelbe Blasen, die sie beym Fliegen aufblasen, und statt eines Segels gebrauchen. Ihre Nahrung besteht in Fliegen, Ameisen und andern dergleichen Insekten; sie selbst aber müssen wiederum sehr oft den großen Schlangen zu einer Speise dienen.

Von den auf Java befindlichen Schlangen.

Die Schlangen sind, so wie in allen heißen ostindischen Ländern, also auch auf Java in großer Menge zu finden. Es giebt sehr viele Arten von diesen Thieren, die in Ansehung ihrer Größe und anderer Eigenschaften von einander sehr unterschieden, und theils unschädlich, theils giftig sind. Die größten, die gar nicht giftig sind, aber gleichwohl alles verschlingen, halten sich in den Wäldern auf, und diese haben bisweilen eine Länge von fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß. Dergleichen ungeheure Geschöpfe können nicht bequem nach Europa selbst gebracht werden; allein ihre Häute, die sie jährlich ablegen, und die von den Liebhabern natürlicher Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden, geben auch in unsern Gegenden einen hinlänglichen Beweis von dem Daseyn dieser Ungeheuer ab. Einige von diesen Thieren sind so groß, daß sie Schafe, Schweine und sogar Menschen verschlingen können. Wenn sie nun auf diese Art ihren Raub zu sich genommen haben, so pflegen sie sich um einen Baum zu schlingen, wo sie, gleichsam als wenn sie tod wären, so lange unthätig hängen bleiben, bis die Speise verdaut ist. Unter andern wird von einer solchen Schlange ein

Beyspiel

Beyspiel erzählt, welches sehr merkwürdig ist, und von vielen Personen für völlig gewiß ausgegeben wird. Nämlich ein Jäger gieng einmal mit seiner Frau und ihrem säugenden Kinde in einen Wald, um ein wildes Schwein zu schießen. Weil aber der Schuß einen Affen traf, welcher in die Sträucher fiel, so kam die Frau ihrem Manne zu Hülfe, um das geschossene Thier aus dem Strauche heraus zu holen. Doch als sie wieder zurück an ihren vorigen Ort kehrte, wo sie ihr Kind niedergesetzt hatte, fand sie dasselbe nicht mehr, aber wohl in der Nachbarschaft eine große Schlange, welche von dem eingeschluckten Raube, wie gewöhnlich, träge geworden war, und sich, um ihn gehörig zu verdauen, um einen Baum geschlungen hatte. Als hierauf der Jäger auch herbey kam, gerieth er sogleich auf die Gedanken, daß dieses Thier der Räuber seines Kindes seyn müßte, und gieng daher unerschrocken mit einem Beile auf die Schlange los, womit er sie in Stücken hieb; worauf er nicht nur sein Kind in den Eingeweiden dieses Ungeheuers gefunden, sondern auch dasselbe lebendig und unverletzt wieder zum Vorschein gebracht haben soll. Wenn man annehmen kann, daß der Vater die Schlange habe öffnen können, ehe das Kind erstickte, so ist der Fall nicht unmöglich; denn diese großen Schlangen sind nicht giftig, und haben die Gewohnheit, ihren Raub unbeschädigt einzuschlucken.

Die sogenannte Petolaschlange.

Von diesen angeführten großen Schlangen giebt es nicht wenig verschiedene Arten; allein die gemeinste ist die sogenannte Petolaschlange, die auf

Java

Java sehr häufig gefunden wird, aus welcher Gegend sie auch mit den Schiffen nach Amboina und in die benachbarten moluckischen Inseln gebracht worden ist. Die Größe dieser Schlange beträgt gemeiniglich acht bis zehn Fuß; allein in den gebirgigten Gegenden wächst sie nicht selten bis zu einer Größe von fünf und zwanzig, ja wohl sechs und dreyßig Fuß, und verschlingt allerhand Arten von Thieren. So fand man z. E. im Jahr 1706 eine solche Schlange, die einen Hirsch verschlingen wollte, an demselben aber erstickte. Dieses Thier war ungefähr so dicke, als ein Mensch; doch kann es gar wohl einen Hirsch verschlingen, weil der ganze Körper dieser Schlangen sich stark ausdehnen, und nach Beschaffenheit der Größe der verschlungenen Thiere sehr beträchtlich erweitern läßt. Der Körper dieses Ungeheuers war so schwer, daß man sechs Personen holen mußte, um es fortzuschleppen, wobey es in dem Sande eine solche tiefe Furche machte, als ein fortgezogener großer Balken.

Auf eben die Art bemächtigte man sich einer andern großen Schlange, welche im Begriff war, ein großes wildes Schwein zu verschlingen. Während dieser Beschäfftigung, wobey sie sich nicht zur Gegenwehr stellen konnte, wurde sie von fünf Sclaven überfallen, wovon der herzhafteste ihr von hinten zu einen großen Pfahl in den Körper stieß, worauf die Schlange, welche dadurch genöthiget wurde, das Schwein fahren zu lassen, mit dem Pfahle, dessen Ende der Sclave sehr fest hielt, nach ihrer Höhle zu eilte, wobey

bey aber einer von den übrigen Sclaven ihr durch einen Schuß den Kopf zerschmetterte.

Wenn dergleichen große Schlangen einen Menschen anfallen, so haben sie die Gewohnheit, sich um ihn herum zu schlingen, und ihn so lange zusammen zu drücken, bis er erstickt ist; daher auch die Holländer diese Thiere Wringslangen zu nennen pflegen. Wenn also jemand, dem ein solcher Unfall begegnet, ein Messer bey sich führt, und dasselbe nur aus der Scheide bekommen kann, so ist er gemeiniglich schon im Stande, sein Leben zu retten. Denn sobald eine solche Schlange verwundet wird, so verliert sie ihre Kraft, sich um einen Körper herumzuschlingen. Unterdessen fallen diese ungeheuren Thiere selten Menschen an, sondern stellen nur vorzüglich den Hühnern, Enten und Ratten an. In vielen Gegenden von Indien stehen diese Schlangen in großem Ansehen, so daß die Indianer, wenn sie auch noch so viel Geld dafür bekämen, kein solches Thier tödten würden; weil sie sich einbilden, daß sie alsdenn selbst in kurzer Zeit würden sterben müssen.

Der Mongkos, eine Art von Ostindisch. Wiesel.

Der größte Feind von dem ganzen Geschlechte der Schlangen ist der Mongkos, eine Art von ostindischem Wiesel. Dieses Thier ist klein, aber sehr grimmig, ungefähr anderthalb oder zwey Fuß lang, indem der Körper eine Länge von einem Fuß hat, und der Schwanz beynahe eben so lang ist. Die Dicke desselben beträgt nur vier bis fünf Zoll. Der etwas längliche Kopf gleicht ziemlich dem Kopfe eines Spanferkels; die Schnauze ist voll scharfer Zähne, worun-

worunter zwey sehr groß sind, welche dieses Thier, sobald man sich ihm nähert, mit einem starken Murren sehen läßt. Es hat übrigens ein lebhaftes und zorniges Ansehen nebst länglichen Augen. Die Ohren sind sehr kurz; der Körper ist nach hinten zu am dicksten; der Schwanz, dessen Bildung mit einem Katzenschwanz übereinkömmt, nimmt nach und nach an Dicke ab, und endiget sich in eine längliche Spitze. Die Füße dieses Thiers, besonders die Vorderfüße, sind sehr kurz, und in vier, mit scharfen Klauen bewaffnete Zehen abgetheilt. Dieses Thier soll eigentlich nicht aus Java selbst ursprünglich abstammen, sondern aus Ceylon dahin gebracht worden seyn; doch gesetzt auch, daß die Sache sich so verhält, so trifft man doch dasselbe nunmehr in der Gegend von Batavia häufig an, und hält es daselbst für ein sehr nützliches Thier, weil sich die Schlangen vor ihm sehr fürchten. Denn der Kleinheit seines Körpers ungeachtet fällt dieses Thier die größten Schlangen mit solcher Hurtigkeit an, und versetzt ihnen solche Bisse in den Leib, daß sie bald dadurch kraftlos werden und umkommen. Außer dieser nützlichen Eigenschaft aber besitzt es noch eine andere, welche den Einwohnern nicht so angenehm ist, nämlich eine besondere Geschicklichkeit, Hühner und andere zahme Hausvögel zu fangen und aufzufressen. Denn sobald der Mongkos einen solchen Vogel von weiten ankommen sieht, legt er sich nieder, als wenn er todt wäre; und kömmt der Vogel ihm so nahe, daß er ihn mit seinen Sprüngen erreichen kann, so ist er unfehlbar verlohren. Wenn dieses Thier frißt, so

mur-

murmelt es wie eine Katze; allein sobald ein Hund ihm nahe kömmt, so macht es ein Lärmen wie ein Feuerwerk, das man angezündet hat. Eine Abbildung desselben sieht man auf der sechsten Kupfertafel Fig. 4.

Von den auf Java befindlichen Fröschen und Kröten.

Von Fröschen giebt es auf Java ebenfalls verschiedene Arten. Die gemeine Art gleicht so ziemlich unsern Fröschen, und hält sich ebenfalls in Teichen und Morästen auf. Diese Thiere sind den Chinesern sehr willkommen, welche sie in großer Menge fangen oder kaufen, und statt eines angenehmen Wildprets-braten gebrauchen, worzu sie aber blos die Hinterfüsse nehmen. Der große schreiende Frosch, dessen Stimme fast dem Brüllen eines Ochsen gleicht, und der die Größe eines Kaninchens hat, wird ebenfalls in diesen Gegenden, jedoch nur an abgelegenen Oertern gefunden. Auch Kröten giebt es hier in Menge, und zwar sowohl große, als auch kleine Arten; ob sie aber giftig sind, oder nicht, lassen wir dahin gestellet seyn.

Von den blutlosen Thieren.

Die blutlosen Thiere sind hier, so wie überall in Indien, eine große Landplage. Mücken und Fliegen findet man daselbst in Menge, vorzüglich an feuchten und schattigten Oertern.

Die Roßbrehmen.

Die Roßbrehmen sind noch schlimmer, weil sie stechen, wie die Wespen, und sehr kühn und boshaft sind. Ihre Länge beträgt ungefähr zwey Zoll; die Grundfarbe ihres Körpers ist bräunlich, und mitten über den Leib geht ein gelber Streif. Ihre Nester befestigen sie an Balken, so wie die ostindischen Wespen solches an den

Aesten der Bäume thun, und in diese Nester legen sie eine unzählbare Menge von Eyern.

Die Kakerlaken.

Die Kakerlaken werden eigentlich Kakalakas genannt, welchen Namen sie von den Portugiesen bekommen haben, weil sie Eyer legen, die in der Farbe und Glätte dem gemachten Lack gleichen. Ihre Größe ist von der Größe der Roßbrehmen nicht verschieden und ihre Farbe braun. Sie können sehr geschwind laufen und auch fliegen. Diese Thiere scheinen den dasigen Einwohnern zur Plage, statt der Läuse, gegeben worden zu seyn. Denn auch sogar in ganz neuen Schiffen, die aus Europa anlangen, sieht man diese Insekten zum Vorschein kommen, sobald die Läuse unter der Linie gestorben sind. Hingegen sind die europäischen Schiffe auf ihrer Rückreise aus Ostindien kaum wiederum in dieser Gegend angelangt, so verschwinden auch die Kakerlaken, und die Läuse kommen aufs neue zum Vorschein. Die vornehmste Beschäfftigung dieser schädlichen Thiere besteht darinnen, daß sie die Kisten mit ihren scharfen Freßzangen durchbohren, und hernach, sobald sie sich auf diese Art den Weg hinein gebahnt haben, die darinnen befindliche Leinwand und Papiere völlig zernagen. Den Menschen fallen sie auch durch ihre Bisse sehr beschwerlich, und geben, wenn man sie tödtet, einen häßlichen Gestank von sich.

Die Jakalats.

Die Jakalats machen eine andere Art von Ungeziefer aus, und kommen größtentheils mit den Kakerlaken überein, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese verderblichen Thiere sich blos in den untersten

Stockwerken der Häuser, und überhaupt meistentheils in den allerfeuchtesten Oertern aufhalten, da hingegen die Kakerlaken überall, und vorzüglich auf den Schiffen gefunden werden.

Die Heuschrecken richten in Indien die größten Verwüstungen in den Baumgärten, so wie auch auf den Korn- und Reißfeldern an. Die größten von diesen Insekten sind ungefähr so lang und dicke, als ein Finger, haben einen gelben Unterleib, braune Flügel, zwey lange starke Beine und zwey Fühlhörner. Außer diesen aber giebt es noch eine andere Art von grüner Farbe, welche unter allen die schädlichste ist. Denn diese versammlen sich in so großen Schwärmen, daß sie beynahe das Sonnenlicht verdunkeln, und daß überall, wo sich ein solcher Schwarm niederläßt, das Feld und die Bäume in einem Augenblick aller Früchte und Blätter beraubt werden. Die Heuschrecken.

Die Blasenbeißer sind eine Art von käferartigen Insekten, welche diesen Namen deswegen erhalten haben, weil sie die Menschen anfallen und ihnen Blasen beißen. Sie sind gemeiniglich so lang und dicke, als ein Finger, und haben große Augen und Flügel, womit sie über dem Wasser, vorzüglich in den Monaten October und November, herumfliegen. Die Blasenbeißer.

Die Scheerenträger sind eine Art von häßlichen schwarzbraunen Käfern, die vorn an dem Kopfe zwey scheerenförmige Werkzeuge haben, womit sie sehr stark kneipen, und eine Sache so fest halten können, daß man sie davon kaum losbringen kann. Dieses Insekt ist ungefähr fünf Zoll lang; im Fliegen Die Scheerenträger.

hebt es seine hornartigen Deckschilde in die Höhe, und breitet seine darunterliegenden zarten Flügel aus.

Bunte Käfer. Von den bunten Käfern findet man in den Gärten um Batavia eine ansehnliche Menge. Diese haben mit ihren Hörnern, welche bräunlich sind und weit hervor stehen, ungefähr eine Länge von fünf Zoll. Diese Thiere fliegen auf eben die Art, wie die Scheerenträger, in der Luft herum, und haben grün und gelbgefleckte Flügel.

Die Gespenstkäfer. Die Gespenstkäfer sind eine Art von Insekten, die einige Aehnlichkeit mit den Heuschrecken, jedoch keine so großen Springfüße haben. Den angeführten Namen führen sie wegen ihrer schmächtigen Gestalt und schwindsüchtigen Ansehens; denn sie sind überaus mager, von blaßgrüner Farbe, und vorn mit zwey Füßen versehen, die gleichsam mit krebsartigen Schaalen bedeckt zu seyn scheinen. Sie können übrigens nicht gut fliegen oder laufen, und halten sich meistentheils im Grase auf.

Die Feuerfliegen. Die Feuerfliegen sind eine Art von Käfern, die auf den Rücken ein kleines Säckchen tragen, welches im Dunkeln ein helles und so starkes Licht von sich giebt, daß es von fern einer brennenden Lunte gleicht, und man zur Noth dabey lesen könnte. Diese Thiere werden vermittelst eines angezündeten Lichts oder eines andern brennenden Körpers gefangen, auf den sie gemeiniglich zu fliegen, so daß man sie alsdenn leicht ergreifen kann. Meistentheils sind sie einen Zoll lang und dicke, haben einen braunen Kopf und zwey Fühlhörner. Im Fliegen heben sie die

Deckschilde in die Höhe und breiten ihre Flügel aus, und alsdenn sieht man blos den hellen Schein, den sie von sich geben. Denn dieses Licht entsteht aus einer Feuchtigkeit, die in einer kleinen Blase eingeschlossen ist, und welche, wenn diese Thierchen herumlaufen oder stille sitzen, von den Deckschilden bedeckt wird. Während der Regenzeit erblickt man diese Käfer vorzüglich in den Wäldern.

Die Scorpione sind in Batavia sehr häufig anzutreffen, vorzüglich in alten hölzernen Häusern, wo sie sich gemeiniglich in allen Spalten des Holzes, und hinter den Kästen und Spiegeln, so wie die Spinnen, aufzuhalten pflegen. Dieses Ungeziefer ist in der That eine sehr unangenehme Gesellschaft, weil es mit seinem langen Schwanze, der aus verschiedenen Gliedern besteht, nicht allein eine schmerzhafte Wunde macht, sondern auch in dieselbe aus einer überaus kleinen Oeffnung, die sich am Ende seines Stachels befindet, eine sehr giftige Feuchtigkeit fließen läßt, wodurch allerhand gefährliche Zufälle, als Raserey und hißige Fieber, ja sogar der Tod selbst, veranlaßt werden können. Diejenigen also, die von einem Scorpion vermundet worden sind, pflegen alle mögliche Mittel zur Heilung einer solchen Wunde anzuwenden, unter welchen ein getödteter und plattgedrückter Scorpion, der auf die verwundete Stelle gelegt werden muß, für eines der besten gehalten wird, und vielleicht würde das Ausschneiden des verwundeten Theils, nebst dem äußerlichen und innerlichen Gebrauch des Eau de Luce nicht weni-

Die Scorpione.

ger nützlich seyn, da es bekannt ist, daß man sich desselben gegen die Wirkungen der Otterbisse mit Vortheil bedienen kann. Man findet aber zu Batavia verschiedene Arten von Scorpionen, nämlich sowohl kleinere, dergleichen man in Europa antrifft, als auch größere, die bisweilen den größten Krabben gleich kommen, und sehr schädlich sind; doch ist man überhaupt der Meynung, daß das Gift dieser Thiere in Indien nicht so gefährlich sey, als in Spanien und Italien. Einige behaupten, daß die Ameisen einen Scorpion bisweilen dergestalt zu besetzen pflegten, daß er nicht im Stande sey, sich zu rühren; daher er sich in diesem Falle selbst mit dem Stachel seines Schwanzes verwundete und todt stäche, worauf er von seinen Ueberwindern weggeschleppt würde.

Die Tausendbeine.

Die Tausendbeine sind eben so schädlich, als die Scorpione. Ihre Länge beträgt fünf bis sechs Zoll, und die größten sind ungefähr so dicke, wie ein Finger. Der Körper ist roth, und besteht aus einer Menge Gliedern und Füßen. Diese Thiere sind mit zwey kneipenden Werkzeugen versehen, die an dem Kopfe stehen, dergleichen sich auch an ihrem gespaltenen Schwanze befinden. Mit diesen Werkzeugen können sie sehr giftige Stiche verursachen, welche überaus große Schmerzen erregen, deren Folgen aber, die leicht tödtlich werden könnten, durch Baumöl, worinnen man dergleichen Thiere hat ersticken lassen, glücklich vorgebauet wird. Doch ist zu erwegen, daß die Kraft von solchen Mitteln mehr von der Eigenschaft des Oels, vermöge welcher es lindert und

die

die Wirkung scharfer Dinge entkräftet, als von einer besondern, durch die getödteten Thierchen, dieser Flüssigkeit mitgetheilten Eigenschaft abhängt. Man findet dieses schädliche Thier überall unter den Bretern und Steinen, vorzüglich an feuchten Oertern, ingleichen auch hinter hölzernen Tischen und Kisten. Nach den Bemerkungen der gelehrten, zu Batavia errichteten Gesellschaft, werden die von diesen Thieren, so wie auch von den Scorpionen gemachten und vergifteten Wunden in Indien gemeiniglich durch das Auflegen des bloßen Kalks glücklich geheilt.

Die Spinnen.

Die Spinnen auf Java sind sowohl in Ansehung der Größe, als auch in Ansehung der Bildung sehr verschieden. Bisweilen findet man sehr große Spinnen, die, so wie die amerikanische größte Art, den Colibritchen und andern kleinen Vögeln nachstellen, und deren Länge oft vier bis fünf Zoll beträgt. Diese schädlichen Spinnen haben unten an dem Kopfe zwey große Freßzangen, womit sie sehr starke und giftige Wunden verursachen können; ja diese Werkzeuge sind manchmal so groß, daß man sie in Gold einzufassen und zu Zahnstochern zu gebrauchen pflegt.

Verschiedene Arten von Ameisen in Ostindien.

Die Ameisen sind überall in Indien sehr häufig anzutreffen, und zwar giebt es von diesen Thieren daselbst vorzüglich viererley Arten. Die erste Art besteht aus den großen röthlich schwarzen Ameisen, die zwar unter allen übrigen die größten, aber dessen ungeachtet die unschädlichsten sind; denn sie verursachen durch nichts, als durch ihre Nester einigen Schaden; weil sie dieselben gern hinter aufgehäuften Papieren

und Büchern machen, und diese Papiere durch die scharfe Feuchtigkeit beschädigen, welche sie von sich geben. Die zweyte Art enthält die kleinen schwarzen Ameisen, welche in sehr großer Menge gefunden werden, und vorzüglich den Behältnissen schädlich sind, worinnen man Speisen aufbewahrt. Ja auf Amboina sind sie so häufig und kühn, daß man genöthiget ist, alles dasjenige, was man aufbewahren will, in solche Kasten oder Schränke zu legen, die mit eisernen Füßen versehen sind, und in Gefäßen stehen, welche man mit Salzwasser angefüllt hat. Die dritte Art von Ameisen hat eine rothe Farbe, und wird von den Malayen Semot-Api genannt, welches Wort soviel als brennende Ameisen bedeutet; denn diese Insekten sind so hitziger Natur, daß sie, wenn sie über die Hand eines Menschen laufen, ein solches Brennen verursachen, als durch das Anrühren einer glüenden Kohle zu entstehen pflegt. Unterdessen schaffen sie den Einwohnern doch einigen Vortheil; denn sie vernichten die weißen Ameisen, die unter allen die schlimmsten sind, und die sie an Größe und Stärke weit übertreffen. Diese weißen Ameisen, welche die vierte und letzte Art ausmachen, sehen eher wie Käsemaden, als wie Ameisen aus. Sie haben einen schwarzen Kopf, und sind mit einer so scharfen Feuchtigkeit versehen, daß sogar das Eisen davon zerfressen wird. Gemeiniglich halten sie sich in alten Balken und Säulen auf, und machen in denselben eine Art von Laufgräben, die sie auch bisweilen im Freyen aus Erde zusammenbauen, so daß man sie leicht zerstören kann. Allein diese Zerstörung

ihrer Laufgräben verschlimmert nur das Uebel, weil sie sich alsdenn durch das ganze Haus verbreiten, und alles Hausgeräthe verderben. Insbesondere verursachen sie alsdenn beträchtlichen Schaden, wenn sie in den Stellen, wodurch ihre Laufgräben gehen, einen Kasten oder Schrank mit Kleidern antreffen; denn in diesem Falle verderben sie alles, was in einem solchen Kasten ist, so daß nichts taugliches darinnen mehr übrig bleibt. Das beste unter allen Mitteln, welches diejenigen, die mit diesem Ungeziefer geplagt werden, anwenden können, besteht darinnen, daß sie rothe Ameisen in ihr Haus bringen lassen; denn weil diese unter den weißen Ameisen große Niederlagen anrichten, so ist ihre Gegenwart das beste Mittel, sich von dieser unangenehmen Gesellschaft zu befreyen.

Von den Javan. Fischen.

Die Raupen und Schmetterlinge auf Java verdienten ebenfalls die Aufmerksamkeit der Liebhaber. Allein da die Beschreibung dieser und anderer ähnlichen Insekten einen ganzen Band einnehmen und hier von keinem großen Nutzen seyn würde, so will ich lieber zur Betrachtung der Fische fortgehen, die sowohl in der See, als auch in den Flüssen von Java, sehr häufig gefunden werden.

Der Schweinfisch.

Der Schweinfisch ist funfzehn bis sechzehn Finger lang, und gemeiniglich sieben Finger breit. Seine dicke Haut ist dergestalt mit Schuppen bedeckt, daß man dieselben mit keinem Werkzeuge davon abbringen kann. Sobald aber der Fisch hinlänglich gesotten ist, so gehen die Schuppen von der Haut

los, und die Haut wird weich, so daß man den Fisch zur Speise sehr gut zurichten kann. Das Fleisch dieses Fisches ist schneeweiß, und so angenehm, wie das Fleisch von Truthühnern. Der Mund ist klein, aber voll scharfer Zähne, die sowohl oben, als auch unten, dichte neben einander stehen und sehr weiß sind. Oben auf dem Rücken des Fisches sitzt eine scharfe Flosse, die ungefähr einen halben Finger lang, übrigens beweglich ist, und von dem Fische zu seiner Vertheidigung gebraucht werden kann. Eine ähnliche Flosse befindet sich auch unten bey dem Nabel. Die übrigen Flossen sind weich, schlaff und durchsichtig, von blaßblauer Farbe, und mit drey dunkelblauen Streifen geziert. Der Unterleib ist weiß und so glänzend, wie Silber; aber die Seiten des Körpers haben eine blaßgelbe und vorn eine aschgraue Farbe.

Der Steinbrachsem.

Der Steinbrachsem ist ein großer und schöner Fisch, dessen Länge bisweilen gegen vier Fuß beträgt. In Ansehung der Gestalt gleicht er einigermaßen unsern Brachsen, von welcher Aehnlichkeit er auch seinen Namen erhalten hat; allein in der Größe übertrifft er die hiesigen Arten sehr weit. Dieser Fisch hat sehr rothe Augen, eine röthliche Schnauze, die er weit aufsperren kann, ingleichen auch an dem Schwanze rothe Flossen. Man fängt ihn blos in der offenen See mit Angeln; denn durch Netze kann man ihm wegen seiner Geschwindigkeit und List nicht beykommen. Er hat einen sehr angenehmen Geschmack, und wird sowohl gesotten, als auch gebraten gegessen. Einige Fische dieser Art krimpen oder krümmen sich,

wenn

wenn sie gerissen werden, daher man sie auch Krimper zu nennen pflegt; allein diese haben ein hartes und nicht so wohlschmeckendes Fleisch, als die übrigen.

Der Kahlkopf ist ein Fisch, der zwar überall mit Schuppen bedeckt ist, welche aber auf dem Kopfe und in dem Nacken so klein und dergestalt mit einander verbunden sind, daß diese Theile des Körpers ganz kahl zu seyn scheinen. Die Farbe dieses Fisches fällt ins graue; allein seine Schnauze ist mit rothen Flecken gezeichnet, und kann sehr weit aufgesperrt werden. Man fängt ihn sowohl in der See, als auch in süßem Wasser, und er ist einer der besten ostindischen Fische, der sowohl gesotten, als auch gebraten, eine sehr angenehme Speise giebt. Der Kahlkopf.

Der Dreckfisch hat etwas ekelhaftes, weil er gemeiniglich in den Abtritten oder nahe dabey gefangen wird, und die darinnen befindlichen Unreinigkeiten beständig zu seiner Nahrung aufsucht. Aus dieser Ursache haben die meisten Personen einen Ekel und Abscheu vor diesem Fische, welcher gleichwohl einen angenehmen Geschmack hat, und ein gutes Nahrungsmittel abgiebt. Er ist ungefähr eine Spanne lang, und auch eben so breit. Er hat einen bläulichen Unterleib und braune Flecken. Der Dreckfisch.

Die Meerbleyen haben ungefähr die Gestalt unserer Heringe; doch sind sie kürzer und breiter, auch von einem angenehmen Geschmack, der aber von dem Geschmack der Heringe unterschieden ist. Dieser Fisch, dessen Kopf von einer sehr besondern Gestalt ist, hat einen grünlichen Rücken, einen weißen Bauch und Die Meerbleyen.

und einen gespaltenen Schwanz. Diese Fische schwimmen haufenweise in den indianischen Seeen an den malabarischen Küsten überall herum, wo sie in Menge gefangen und zur Düngung der Reißfelder gebraucht werden. Sie sind auch sonst noch den Indianern sehr nützlich. Denn obgleich die meisten Fische dieser Gegenden ein sehr mehliges Fleisch haben, und nicht gut eingesalzen werden können, so läßt sich doch dieser, wenn man ihn einsalzt, sehr leicht aufbewahren, und daher wird er auch eingesalzen durch ganz Indien verschickt.

Der Gelbschwanz.

Der Gelbschwanz ist ein Fisch, wie der Brachsem, und hat einen mit scharfen vorwärts stehenden Zähnen besetzten Mund. Der Rücken hat eine gelbliche, und der Schwanz eine ganz gelbe Farbe, wovon auch seine Benennung entstanden ist; der Bauch ist bläulich, und vorn bräunlich, die Floßfedern aber roth. Man fängt diesen Fisch mit Angeln im Meere, und zwar gemeiniglich bey den Klippen. Er giebt ein sehr gesundes und heilsames Nahrungsmittel ab.

Der Nadelfisch.

Der Nadelfisch gehört unter das Geschlecht der Hechte, und ist mit großen glänzenden Augen und einer spitzigen Schnauze versehen. Der Unterleib und der Schwanz ist purpurfarbig, der Rücken aber bräunlich. Er hat übrigens einen runden, anderthalb Fuß langen Körper, und kann sehr schnell schwimmen. Der Geschmack ist gut, das Fleisch aber etwas hart.

Der Königsfisch.

Der Königsfisch wird wegen seines vortrefflichen Geschmacks so genannt, worinnen er die meisten

übrigen

übrigen Arten von Fischen übertrifft. Er schmeckt aber nicht nur sehr gut, sondern ist auch sehr gesund, und überhaupt in Ansehung dieses Umstandes einer der besten indianischen Fische. Seine Länge beträgt bisweilen gegen fünf Fuß. Der Schwanz ist gespalten, und der Rücken nebst den Seiten mit braunen Flecken gezeichnet; auch können diese sehr freßbegierigen Fische den Mund weit aufsperren.

Der Rabenvogel ist ungefähr eine Spanne lang, von sehr gutem Ansehen, oberwärts roth und unterwärs gelblich, an jeder Seite aber mit zwey hochgelben Streifen geziert. Die Schnauze dieses Fisches hat etwas besonders; denn sie befindet sich unter dem Kopfe, und gleicht einigermaßen dem Schnabel eines Raben. Man fängt diese Fische in der See; und ob sie gleich sowohl gebraten als gesotten einen angenehmen Geschmack haben, so speißt man sie gemeiniglich ohne Brühe mit Butterbrod. Der Rabenvogel.

Der Knorrhahn wird wegen seiner knorrenden oder brummenden Stimme, die er hören läßt, wenn man ihn fängt, mit diesem Namen belegt. Er hat einen dicken, stumpfen und höckrigen Kopf, nebst einem weiten Maule und rothen Augen. Die Haut ist glatt, aber sehr gefleckt, von bräunlicher Farbe, und mit schwarzen Streifen bezeichnet. Der Schwanz ist am Ende stumpf; die Flossen sind roth, und der Fisch hat einen angenehmen Geschmack. Man findet auch noch einen andern Fisch, welcher gefangen ein unangenehmes Knorren hören läßt, und daher Knorrepot genannt wird, ob er gleich sonst stumm zu seyn scheint. Dieser hat auf dem Rücken an jeder Der Knorrhahn u. Knorrepot.

Seite zwey braune und einen gelben Streifen; seine Länge beträgt eine Spanne. Er ist ziemlich stark von Fleisch und voll kleiner Schuppen, auch von einem sehr guten Geschmack, und wird gemeiniglich, wie in Holland die kleinen Barse, mit Butterbrod gespeist.

Der Weißfisch.

Der Weißfisch ist mit einem großen dicken Kopfe versehen, und hat einen bräunlichen Rücken, und einen blaugelben Unterleib. Der Fisch ist schuppigt und gleicht einer Sardelle. Man fängt ihn haufenweise in gesalzenem Wasser, nahe am Strande. Der Geschmack dieses Fisches ist zwar nicht unangenehm; doch wird derselbe, weil er zu gemein ist, von vornehmen Leuten selten gegessen.

Der Pisco Porcos.

Der von den Portugiesen Pisco Porcos genannte Fisch ist klein, kaum sechs Zoll lang, und hat einen braungrünen Körper. Die Schuppen, die Flossen und der Schwanz sind schwarz, die Augen aber gelb.

Die Elephantennase.

Die Elephantennase ist eine Art von Spiering, hat aber eine besondere Bildung nebst einer langen Schnauze, deren unterster Theil einer langen Floßfeder gleicht. Der Leib dieses Fisches ist sehr artig gesprenkelt, und auf der Mitte mit einem grünen Streifen gezeichnet. Dieser Fisch, welcher in salzigem Wasser gefangen wird, ist übrigens länglich rund und sehr schmackhaft,

Der Jacob Evertsfisch.

Der Jacob Evertsfisch *) ist ein schöner Fisch, der bisweilen über zehn Fuß lang, und über vier hundert

*) Der Ursprung dieser sonderbaren Benennung ist folgender. Ein gewisser Schiffscapitain hatte nach den Blät-

hundert Pfund schwer ist. Der Bauch ist dick und bläulicht, der Oberleib braun, und die Gegend um den Schwanz und Kopf voll rother und schwarzer Flecken. Die Schnauze ist groß und weit, der Schwanz, wovon sich bis über den Rücken große Flossen verbreiten, ist stumpf und braun.

Der Krummrücken.

Der **Krummrücken** hat seinen Namen von seiner Gestalt erhalten. Er hat eine glatte Haut ohne Schuppen, einen weißlichen Unterleib, einen gelblichen Schwanz und gelbe Flossen. Dieser Fisch wird durch ganz Indien sehr hoch geschätzt, und weil er bisweilen über vier Fuß lang wird, so kann er allein viele Personen satt machen.

Der Hornfisch.

Der **Hornfisch** ist gemeiniglich nur eine Spanne lang, und hat in Vergleichung mit seinem Körper einen sehr großen Kopf, aber einen kleinen Mund. Die Haut ist schön glänzend, ohne sichtbare Schuppen, auf dem Rücken blau, und an dem Unterleibe weißlich. Auf dem Kopfe hat dieser Fisch ein Horn, und unterwärts zwey dergleichen, die insgesammt sehr zerbrechlich und voller Widerhaaken sind. Mit diesen Hörnern pflegt der Fisch zu seiner Vertheidigung zu stechen; welcher Stich aber von gefährlichen Folgen ist. Denn durch die hierdurch gemachten Wunden entstehen leicht bösartige Geschwüre, und wenn die

Blattern viele rothe Gruben im Gesichte behalten, worinnen immer bey den Barbiren die schwarzen Barthaare stehen blieben, so daß sein Gesicht roth und schwarz gefleckt aussah; daher ein Spötter den Namen dieses Seecapitains einmal zur Bezeichnung dieses Fisches gebrauchte, der auch hernach diesen Namen behalten hat.

die Spitze von einem solchen Horne, wie es gemeiniglich wegen der Zerbrechlichkeit dieser Theile sehr oft geschieht, in der Wunde stecken bleibt, so ist dieselbe beynahe unheilbar.

Scharren, Tarbotten und Botten.

Scharren, Tarbotten und Botten findet man in diesen Gegenden ebenfalls im Ueberfluß. Die Gestalt und der Geschmack dieser Fische ist von der Gestalt und dem Geschmack der europäischen Arten nicht unterschieden; allein die Botten haben in Ostindien eine mit Zähnen ganz besetzte Schnauze, womit sie alles fest halten können, was ihnen zur Nahrung dienet.

Der Klippfisch.

Der Klippfisch ist glatt ohne Schuppen, hat einen platten und breiten Körper, nebst einem breiten Schwanze, wie die großen europäischen Schollen. In Ansehung der Augen und Schnauze gleicht er dem Brachsem. Der Rücken ist bräunlich und mit kleinen weißen Flecken besetzt; die Seiten nebst dem Unterleibe sind weißlicht und mit allerhand Streifen bezeichnet. Dieser Fisch giebt eine überaus gute Speise.

Die Kabeljaue.

Die bey Java befindlichen Kabeljaue haben eine große Aehnlichkeit mit denjenigen, die in unsern Seeen gefangen werden, ausgenommen daß der unterste Kiefer bey dieser ostindischen Art sehr weit hervorragt, und der Rücken des Fisches mit scharfen Flossen bewaffnet ist. Auch im Geschmack kommen diese Fische mit unsern Kabeljauen größtentheils überein, ausgenommen daß sie ein etwas härteres Fleisch haben.

Der

Der Plattfisch, welcher in süßem Wasser mit Netzen oder Angeln gefangen wird, ist ungefähr einen Fuß lang, und hat eine glatte, aber wie Silber glänzende Haut ohne Schuppen. Auf dem Rücken hat er eine kleine Flosse, am Unterleibe aber außer dem Schwanze keine. Dieser Fisch würde eine sehr angenehme Speise abgeben, wenn ihn nicht die Menge kleiner Gräten unangenehm machte. Der Plattfisch.

Der Rothfisch ist ungefähr vier Fuß lang, und hat viel ähnliches mit dem Brachsem, aber einen blutrothen Oberleib und eben solche Flossen; der Unterleib ist bläulich und mit zwey gelben Flossen versehen. Uebrigens hat der Fisch einen dicken Körper, einen spitzigen Kopf, einen großen Mund und gelbe Augen. Der Rothfisch.

Die Karpfen sind in den ostindischen Flüssen und stillstehenden Wassern sehr gemein, und kommen fast in allen Stücken mit den europäischen Karpfen überein. Außer den gewöhnlichen Karpfen aber findet man in den indianischen Gewässern noch eine Nebenart, die man Kroessen nennt. Diese sind nur eine Spanne lang, haben einen breiten und mit Schuppen besetzten Körper, und geben, vornämlich gedämpft, eine sehr angenehme Speise. Die ostindis. Karpfen und Kroessen.

Der Bitterfisch hat ebenfalls viel Aehnlichkeit mit dem Karpfen, und ist mit großen Schuppen versehen. Die Flossen sind röthlich, und über den Schwanz laufen zwey schwarze Streife. Dieser Fisch giebt ebenfalls eine sehr angenehme Speise; doch ist er zugleich so voller kleinen Knöchelchen und Gräten, daß man ihn nicht ohne Mühe genießen kann. Der Bitterfisch.

Der Papageyfisch.

Der Papageyfisch, welcher seinen Namen von der Gestalt seiner Schnauze erhalten hat, ist ungefähr einen Fuß lang und in einigen Gegenden auch noch einmal so groß. Der Rücken dieses Fisches ist grün, gegen den Kopf zu aber gelblich; die Flossen sind blau, so wie auch die Augen, die von schönen gelben Kreisen eingefaßt werden. Dieser Fisch, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat, nährt sich von Austern, Muscheln, Schnecken, und andern dergleichen Thieren, deren Schaalen er mit seinen starken Zähnen zerbeißt, um das darinnen enthaltene Thier herausholen zu können. Denn sein Mund ist mit zwey Reihen großer Zähne besetzt, womit er alles, ja sogar starke eiserne Haken, zerknirschen kann.

Die Stumpfnase.

Die Stumpfnase hat einen runden Körper, und ist so groß, als ein Schellfisch, von dem dieser Fisch auch in Ansehung des Geschmacks nicht sehr unterschieden ist. Der Unterleib hat eine gelbliche Farbe und gelbe Flossen. Die Schnauze sitzt unterwärts, und ist ganz stumpf.

Der Grätenfisch.

Der Grätenfisch kömmt in Ansehung der Grösse meistentheils mit den Karpfen überein, hat aber einen plattern Kopf, große Schuppen und einen gefleckten Schwanz. Sein Fleisch ist nicht unschmackhaft, aber voller kleinen Gräten.

Der Sandspiering.

Der Sandspiering hat die Größe, auch die Gestalt unserer kleinen Weißfische, und einen runden Körper, dessen untere Seite ins Gelbliche fällt. Er wird in der See gefangen, und ist von sehr gutem Geschmack, vorzüglich gebraten oder getrocknet; auch wird er als ein Wasserfisch gespeist.

Der

Der Pokfisch ist fast einen Fuß lang, ohne Schuppen und vielfarbigt, indem die glatte Haut mit allerhand Farben, vornämlich mit Purpur, Blau und Grün geziert ist. An Größe und Gestalt gleicht dieser Fisch den großen europäischen Spieringen; doch wird er ungeachtet seines guten Geschmacks wegen der Menge kleiner Gräten, die er enthält, nicht sehr geachtet. Der Pokfisch.

Der chinesische Fisch hat einen runden, eine Spanne langen Körper. Der Kopf gleicht dem Kopfe eines Aals und ist mit kleinen Augen versehen. Der Rücken ist grünlicht, der Unterleib und der Schwanz sehr groß. Dieser Fisch wird im süßen Wasser gefangen, und hat ein sehr schmackhaftes Fleisch; allein diejenigen, welche man in stillstehenden Wassern fängt, bekommen darinnen einen schlammigen Geschmack, welcher das Fleisch dieser Fische nicht nur unangenehm, sondern auch ungesund macht. Der chinesische Fisch.

Der Harder ist ein schöner Fisch, von weißlicher Farbe, die aber mit etwas Blau und Purpur vermischt ist. Er ist ein überaus guter Schwimmer und Springer, so daß er, wenn er verfolgt wird, und sich nicht zu helfen weiß, nicht nur über die Netze, sondern auch sogar über die Boote springt. Sein Fleisch hat einen sehr angenehmen Geschmack, und wird sowohl gesotten, als auch gebraten gespeist; allein bisweilen ist es auch voller Würmer und ungesund. Man pflegt diesen Fisch vorzüglich getrocknet zu gebrauchen, und so wird er auch weit in die innern Gegenden von Ostindien verschickt. Der Harder.

Der Pitfisch. Der Pitfisch, der sich in schlammigen Gräben aufhält, ist ebenfalls sehr schnell, und springt bisweilen aus einem Graben in einen andern, der etliche Ruthen von diesem entfernt ist. Er giebt ebenfalls eine sehr angenehme Speise ab, hat einen runden Körper ohne Schuppen, und eine blau und gelb, sehr artig gesprenkelte Haut. Er kann die Augen sehr weit herausstrecken und wieder einziehen, und auf dem Rücken hat er sehr scharfe Flossen; daher auch andere Fische ihn nicht leicht anfallen.

Die Seeschnepfen. Die Seeschnepfen haben diesen Namen von ihrer Schnauze erhalten, welche in Ansehung ihrer Gestalt ziemlich dem Schnabel einer Schnepfe gleicht. Diese Fische, deren Länge ungefähr fünf Fuß beträgt, haben große glänzende Augen, einen Kopf wie ein Schwein, und auf dem Rücken sehr stachlichte Flossen, die, gleich einem Kamme, von dem Kopfe bis zu dem Schwanze gehen.

Die Koretten. Die Koretten sind sechs bis sieben Fuß lange Fische, die große gelbe Augen, einen großen gespaltenen grauen Schwanz und gelbe Flossen haben. An dem Unterleibe und nahe beym Schwanze stehen etliche sehr schöne blaue Flossen. Der ganze Fisch hat einen überaus schönen Glanz, wie Silber. Man fängt ihn in der See vermittelst großer Angeln, und pflegt ihn sowohl zu sieden, als auch zu braten. Er gereicht denen, welche in den ostindischen Seeen weite Reisen thun müssen, zu einer sehr angenehmen Speise.

Die Seetauben. Die Seetauben gleichen einigermaßen den Vögeln, welche diesen Namen führen. Denn die Brust

dieser

dieser Fische steht eben so vorwärts, und die Schnauze gleicht sehr genau dem Schnabel einer Kropftaube. Der Körper dieses Fisches ist nicht mit Schuppen, sondern blos mit kleinen Flecken besetzt. Man fängt ihn übrigens nicht häufig, und speist ihn auch selten, weil sein Fleisch keinen angenehmen Geschmack hat.

Die Hayfische.

Die Hayfische, die bekanntermaßen unter allen ostindischen Fischarten die gefräßigsten sind, haben gemeiniglich eine Länge von zehn bis vierzehn Fuß, und eine sehr starke rauhe, mit harten Schuppen bewaffnete Haut, die so scharf wie Eisen sind, und daher in vielerley Handwerken zum Poliren und auf andere Art mit Nutzen gebraucht werden können. Diese Fische haben verschiedene Reihen von Zähnen in dem Rachen, welche sie mit ihrem Zahnfleische bedecken können. Sie werden bisweilen sehr fett; aber ihr Fleisch ist thranicht, und giebt eine unschmackhafte Speise. Sie sind große Feinde der Menschen, und wenn sie einen Menschen im Wasser zu packen bekommen, so beißen sie ihm wenigstens einen Arm oder einen Fuß ab. Uebrigens ist noch in Ansehung dieser Fische zu bemerken, daß sie, nach den Beobachtungen und Untersuchungen der Naturforscher, ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, die sich bey schlechtem Wetter in dem Körper ihrer Mutter verbergen, bey schönem Wetter aber wiederum aus und einschwimmen sollen.

Die Sauger.

Die Sauger sind sehr kleine Fischchen, allein von einer besondern Bildung; denn sie haben keine Zähne, sondern nur platte Kopfschilde, womit sie

sie sich ungemein fest an einen Gegenstand anhalten können. Sie drücken sich an allerhand thierische und leblose Körper, vorzüglich aber an die Hayfische, an denen sie so fest kleben, daß man sie von ihnen nicht lebendig abbringen kann. Man pflegt gemeiniglich den Leuten weis zu machen, daß diese Fische im Stande wären, ein großes Schiff in seiner Fahrt aufzuhalten;*) allein die Unrichtigkeit dieses Mährchens ist hinlänglich bekannt.

Der Springer. Der Springer ist ein Fisch, der sich in dem süßen Wasser aufhält, und einen sehr guten Geschmack hat, vorzüglich wenn er gebraten wird. Er ist so groß, als ein Hering, und hat keine Flossen auf dem Rücken und einen höckrichen Kopf. Die Farbe des Körpers ist grau und schwärzlich. Sein äußerliches Ansehen hat etwas grimmiges, und man sieht ihn nebst andern Fischen dieser Art beständig bis zu einer beträchtlichen Höhe aus dem Wasser herausspringen, wodurch auch seine Benennung veranlaßt worden ist.

Der Pampus. Der Pampus, dessen Länge gegen einen Fuß beträgt, hat einen runden Körper, und kömmt in der Gestalt und Farbe mit den Platteißen überein; doch hat er auf jeder Seite des Kopfs ein Auge. Dieser

*) Ob es gleich lächerlich wäre, wenn man die Möglichkeit behaupten wollte, daß ein so kleiner Fisch ein großes Schiff in seiner Fahrt ganz aufhalten könnte; so ist doch dieses gewiß, daß eine große Menge solcher Fische, die sich unten an den Boden eines Schiffes fest angesauget haben, den Lauf desselben langsamer machen: weil die Glätte des Schiffsboden zur Geschwindigkeit der segelnden Schiffe viel beyträgt.

Dieser Fisch ist sowohl gesotten, als auch gebraten, eine sehr gute Speise, und wird wie der Platteiß zugerichtet.

Der Fünffingerfisch wird deswegen so genannt, weil er an jeder Seite des Körpers mit fünf Flecken bezeichnet ist, die so aussehen, als wenn jemand den Fisch mit fünf Fingern angegriffen hätte. Er ist gegen anderthalb Fuß lang, hat einen platten Kopf und viel ausgezackte Flossen. Die Haut hat eine schöne glänzende Silberfarbe, aber keine Schuppen. Dieser Fisch giebt ebenfalls eine sehr gute Speise ab, und wird überall in den indianischen Meeren gefangen. Der Fünffingerfisch.

Der Spaltschwanz ist eine Art von rundem Fische, der einen langen gespaltenen Schwanz hat. Oben an dem Kopfe gleicht er einem Heringe; doch hat er an demselben zwey spitzige Theile, welche er in die Höhe richten kann, die er aber im Schwimmen nahe an den Körper zu biegen pflegt. Der Spaltschwanz.

Die Zungenfische sind gemeiniglich anderthalb Fuß lang, und gleichen an Geschmack und Gestalt den europäischen Zungenfischen, jedoch mit dem Unterschiede, daß ihr Kopf eine unförmliche Gestalt hat, und daß sie an der einen Seite des Kopfs einen schiefen Mund und zwey schielende Augen haben. Die Zungenfische.

Der Bonyt ist ein Fisch, welcher den Koretten gleicht, aber kleinere Flossen hat, und mit bläulichen Streifen geziert ist, die nach und nach in einander laufen. Der Rücken ist grün, der Unterleib weiß; die Augen sind blau und haben gelbe Ringe. Dieser Fisch ist bisweilen zwey Fuß lang, und glänzt, Der Bonyt.

wenn er aus dem Wasser gezogen wird, wie Silber. Er hat einen sehr guten Geschmack, vorzüglich wenn er erst gesotten und hernach gebraten wird. Man fängt diese Fische in der offenen See; denn sie haben die Gewohnheit, daß sie den Schiffen folgen, in der Hoffnung, es werde etwas herausgeworfen werden, das sie verschlingen können; daher sie sehr leicht zu fangen sind.

Die fliegenden Fische.

Die fliegenden Fische verursachen überall in den heißen Gegenden eine besondere Erscheinung. Sie sind von verschiedener Größe; doch haben sie gemeiniglich einen bläulichen Körper, einen braunen Schwanz, gelbe Flossen, und blaue Flügel, die eigentlich nichts anders sind, als die unter den Kiefern befindlichen Brustflossen, welche man in diesen Fischen viel breiter und länger, als in andern antrifft, und wodurch sie in den Stand gesetzt werden, über das Wasser herauszufliegen. Unterdessen sind diese Thiere, ungeachtet aller ihrer Geschwindigkeit und der zweyfachen Fähigkeit, sich sowohl unter dem Wasser, als auch in der Luft fortbewegen zu können, dennoch in der That sehr unglücklich. Denn in dem Wasser haben sie eine ungeheure Anzahl von Feinden, z. E. die Bonyten, die Hayfische und andere, von denen sie beständig verfolgt werden; und kaum sind sie diesen Feinden dadurch entgangen, daß sie aus dem Wasser herausfliegen, so sind sie den Raubvögeln ausgesetzt, die sehr begierig nach ihrem Fleische sind, und ihnen häufig nachstellen. Auch gerathen sie in ihrer Flucht oftmals in die Segel der Schiffe, und werden alsdenn im Niederfallen von den Schiffleuten gefan-

gefangen. Denn auf die gewöhliche Art vermittelst der Netze sind sie wegen ihrer großen Geschwindigkeit selten zu bekommen. Wenn sie aber auf die angeführte Art verunglücken, so dienen sie den Seefahrern zu einer angenehmen Speise.

Der Kokfisch hat dieses besondere, daß er, wenn er gefangen wird, einen Laut von sich giebt, welcher wie das Wort Kok klingt, woher auch sein Name entstanden ist. Der Kokfisch.

Der Schwerdtfisch *) hat ein wunderliches Ansehen. Sein Kopf gleicht dem Kopfe einer Nachteule; die Haut ist scharf und runzlicht, wie eine Feile; der Rücken ist grau und der Unterleib weiß, der ganze Körper aber ohne Schuppen. Vorn an dem Kopfe steht das Schwerdt, welches fünf Fuß lang, und an jeder Seite mit fünf und zwanzig Zähnen besetzt ist. Gemeiniglich sind die Schwerdtfische fünf und zwanzig Fuß lang, wenn man nämlich hierzu die Länge des Schwerdtes mit rechnet, und zehn bis zwölf Fuß im Umfange. Der Schwerdtfisch.

Die Rochen sind in Ostindien eben so häufig, als in den europäischen Meeren, anzutreffen, doch außerordentlich groß, ja bisweilen einer großen Tafel gleich, so daß wohl vierzig Menschen von einem solchen Fische satt werden können. An Farbe gleichen Die Rochen.

*) Diese Fische nennt man itzt lieber Sägefische, weil ihre lange, beinigte und auf beyden Seiten gezähnelte Schnauze mehr einer Säge, als einem Schwerdte gleicht, und es noch eine andre Gattung von Fischen mit einer langen beinigten, aber ungezähnelten Schnauze giebt, die man daher mit größerm Rechte Schwerdtfische nennen kann. E.

chen sie den europäischen Rochen; sie sind aber mit einem abscheulichen Schwanze versehen. Die Flossen sind groß und purpurfarbig, die Knochen knorpelicht; doch ist ihr Fleisch wegen der beträchtlichen Größe dieser Fische etwas gröber und härter, als das Fleisch der europäischen Rochen.

Die Seefledermäuse, Seeteufel und Seeadler.

Die Seefledermäuse, die mit zwey großen gelben Flügeln und einem langen Schwanze versehen sind, gehören ebenfalls unter das Geschlecht der Rochen, so wie auch die Seeteufel, welche einen sehr häßlichen Kopf, und eine Länge von acht bis neun Fuß haben. Ueberdieses ist auch noch eine besonders unförmliche Art von diesem Fischgeschlechte unter dem Namen von Seeadlern bekannt, welcher daher entstanden ist, weil diese Fische in Ansehung ihrer Gestalt einige Aehnlichkeit mit diesem ansehnlichen Vogel haben.

Die Krebse.

Die Krebse sind in den indianischen Seeen sehr häufig anzutreffen, und in der Bildung den europäischen Krebsen gleich, jedoch sechs bis sieben Pfund schwer. Sie werden bisweilen bey Blutspeyen und Lungengeschwüren als ein Arzneymittel gebraucht. Außer diesen Seekrebsen aber findet man auch in den Strömen und Bächen schöne Flußkrebse, die eben so gut und schmackhaft sind, als unsere europäischen Flußkrebse.

Die Garneelen.

Die Garneelen, welche in der See gefangen werden, sind bisweilen fünf bis sechs Zoll lang, und mit eben solchen Schaalen, wie die europäischen, versehen

sehen. Sie haben einen rothen gespaltenen Schwanz und einen fahlen Körper. Fünf bis sechs solche Thiere geben eine sehr gute Mahlzeit. In dem süßen Wasser trifft man ebenfalls Garneelen an, die einen stumpfen Schwanz haben, und noch in andern Stücken von den Seegarnellen unterschieden sind. Wegen ihres gar zu weichen Fleisches aber werden sie von den Europäern nicht geachtet.

Die gemeinen Seekrabben sind ungefähr eine Spanne lang, haben eine schöne Farbe, und ihre Schaalen sind sehr artig mit gelben Flecken geziert, und hinterwärts grünlich. Die Scheeren sind nahe an dem Körper gelblich, an den Spitzen aber purpurfarbig, übrigens sehr scharf und zum heftigen Kneipen sehr geschickt. Die Augen stehen auf kleinen Stielen, und ragen fast einen Zoll weit aus dem Kopfe hervor. Die Krabbens

Man findet auch blaue Krabben, die viel größer und bisweilen gegen anderthalb Fuß lang sind. Sie haben schöne purpurfärbige, mit weißen Flecken bezeichnete Schaalen, die nach und nach vergehen. Die Scheeren sind von hochblauer Farbe und an dem Leibe purpurfarbig, auch überall mit scharfen Spitzen besetzt, so daß man sehr vorsichtig seyn muß, wenn man sie anfassen will. Diese Krabben werden blos in süßem Wasser gefangen, und haben ein sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Eine andere Art von sehr schnell laufenden Krabben ist etwas kleiner, als die vorhergehende, und eben-

falls

falls mit solchen Augen versehen, die auf Stielen stehen, und sehr hoch und beweglich sind, wodurch diese Thiere den Vortheil erhalten, daß sie im Laufen die Augen sehr weit herausstrecken, und sich nach allen Gegenden umsehen können. Wenn sie aber ruhen, verbergen sie die Augen hinter die Stiele, wo sie völlig in Sicherheit sind.

Außer den itzt angeführten und andern Arten findet man auch Krabben von einer ungewöhnlichen Größe, die im Durchmesser anderthalb Fuß halten, und mit ihren starken Scheeren alles zerquetschen können.

Die Muscheln. Die Muscheln sind zweyerley. Die eine Art liegt frey auf dem Strande, von der Größe unserer inländischen Muscheln, und man pflegt sie auch ebenfalls, wie unsere Muscheln, mit einer sauren Brühe zu speisen. Die andere Art von Muscheln, oder die sogenannten Schwanzmuscheln, sind mit einem Schwanze versehen, mit welchem sie in dem Schlamme fest sitzen, und den sie, nachdem das Wasser wächst oder fällt, aus und einzuziehen pflegen.

Die Austern. Austern findet man überall an den Klippen, so wie auch an den Aesten und Wurzeln der Bäume, die unter dem Wasser stehen. Sie sind in Ostindien eben so angenehm, als in Europa, und werden sowohl roh, als auch gebraten gegessen. Ja einige Personen haben die Gewohnheit, mit einer Citrone in der Tasche hinter die Klippen zu gehen, um daselbst Austern zu fangen und sogleich frisch zu essen. Die St. Jacobsmuscheln, eine überaus große Gattung

von

von Austern, werden ebenfalls in diesen Gegenden sehr häufig gefangen und gegessen.

Die Purpurschnecken fängt man überall an den kleinen, in dem Meerbusen vor Batavia liegenden Inseln. Diese Thiere wohnen in gelblichen Schneckenhäusern, die so groß wie Citronen sind, und am Ende sehr artige Krümmungen haben. Das Thier, welches in diesen Schneckenhäusern sitzt, hat einen dicken fetten, mit schwarzen Streifen gezierten Körper. Das Fleisch ist eßbar, doch etwas hart und schwer zu verdauen, ob es gleich von den Chinesern sehr geachtet wird, die es mit vielem Vergnügen speisen. Die Chineser bedienen sich auch der Schneckenhäuser zum Poliren, und machen aus dem Thiere die schöne rothe Farbe, die in den Eingeweiden derselben gefunden, und zu verschiedenen Malereyen gebraucht wird. Die Purpurschnecken.

Bisweilen findet man auch eine andere grüne Schnecke, welche die Größe eines Kinderkopfs hat, und ein großes buntes Thier enthält, welches ebenfalls eßbar ist, und wie andere Schnecken zugerichtet wird.

Außer diesen und vielen andern sowohl nackten, als auch Schaalthieren, findet man noch verschiedene ungeheure und andere nicht genug bekannte Thiere. Die sonderbarsten unter diesen allen sind die Qual- Die Quallen.
len, die größtentheils aus einem Schleim zu bestehen scheinen, ohne daß man einen Kopf, Schwanz oder Eingeweide in diesen schleimigen Geschöpfen entdecken kann.

kann. Diese Thiere haben ungefähr die Größe eines Tellers, und einen schönen purpurfarbigen Rand, den sie im Schwimmen sehr artig bewegen, und welcher das vorzüglichste Werkzeug ihrer Bewegung ist, da sie hingegen den übrigen Theil ihres Körpers als einen leblosen Klumpen nach sich ziehen. Sie sind von überaus hitziger Natur, so daß derjenige, welcher sie angreift, eine Blase bekömmt, als wenn er sich am Feuer verbrannt hätte. Aus dieser Ursache werden sie auch zu nichts gebraucht, als zum Arackbrennen der Chineser; daher man sich nicht verwundern darf, daß dieses Getränke für sehr ungesund gehalten wird, und daß aus dem unmäßigen Genuß desselben eine große Menge von bösartigen ostindischen Krankheiten entstehen.

Anhang.

Da in der allgemeinen Litteraturzeitung bey der Anzeige der ersten beyden Theile dieser Uebersetzung der Wunsch geäußert wird, daß man von den, in das Hannöverische Magazin 1779, 1780 und 1781 eingerückten Briefen eines deutschen Officiers von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Ostindien, bey der deutschen Ausgabe dieses Werks möge Gebrauch machen; so wird es meinen Lesern wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich den Rath des Hrn. Rec. befolge, und einen Auszug aus diesen interessanten Briefen unsers Landsmanns hier einrücke, wodurch viele Nachrichten des holländischen Verfassers sich theils berichtigen, theils ergänzen lassen. Doch wird jeder Leser, wie ich hoffe, schon von selbst so billig seyn, den Holländer nicht allezeit einer Unrichtigkeit zu beschuldigen, wenn eine Nachricht des Verfassers dieser Briefe von den Nachrichten des Holländers abweicht; weil der Officier an einigen Orten sich nicht so lange aufgehalten hat, daß er im Stande gewesen wäre, alles gehörig zu untersuchen, wozu noch dieses kömmt, daß manche seiner Briefe schon vor 14 und 15 Jahren geschrieben worden sind, seit welcher Zeit sich gar vieles geändert haben muß.

Erster

Erster Brief.

Liebster Freund,

Sie wollen doch auch wohl eine kurze Beschreibung von dem Cap haben? Das Cap*) ist so wenig eine Festung, als eine Stadt, sondern nach europäischer Art zu reden, ein Flecken, beynahe so groß wie Wolfenbüttel; er wird aber von Jahr zu Jahr erweitert, und immer mehr angebauet. Von vorn liegt er hart an der See, und hinten und an beyden Seiten ist er mit sehr hohen Gebirgen umgeben, worunter der sogenannte Tafelberg und Löwenkopf die berühmtesten sind. Ich bin auf beyden gewesen, jedoch in Gesellschaft und mit Gewehr; weil man wegen der Löwen, Tieger und andern wilden Thiere, welche sich in diesen Gebirgen vielfältig aufhalten, sehr auf seiner Hut seyn muß. Diese Gegend von Africa ist überhaupt sehr bergicht, so daß man vier bis fünf Monat beständig zwischen Gebirgen reisen kann.

Die Straßen auf dem Cap sind nicht gepflastert, weil es von keiner Dauer seyn würde, indem die Südostwinde zu Zeiten so stark wehen, daß sie die Steine losreißen würden. Aus eben diesem Grunde sind auch die Dächer auf den Häusern nicht mit Steinen

*) Für einige Leser wird wohl hier die Erinnerung nicht überflüßig seyn, daß man hier durch das Wort Cap nicht allemal das ganze Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern bisweilen, so wie es in diesem Briefe geschieht, blos den Hauptsitz der auf diesem Vorgebirge angelegten Kolonie zu verstehen pflegt.

nen gedeckt, sondern von Rohr geflochten, ungeachtet hier ein großer Ueberfluß an Steinen ist; ja man siehet fast nichts, wie Klippen und Felsen.

Die Häuser sind alle mit weißem Kalk angestrichen, und werden wenigstens alle Jahr renovirt, weshalb sie allezeit neu scheinen. Sie sind mehrentheils nur von einem Stockwerk; jedoch hat man seit einiger Zeit angefangen, sie auch von zwey Stockwerken zu bauen. Inwendig sind sie sehr prächtig, und man sieht hier durch die Bank viel magnifikere Meublen, wie in Europa, ungeachtet sie größtentheils aus Europa kommen, und die hiesigen Einwohner sie zwey bis drey mal so theuer, wie in Europa, bezahlen müssen. Insonderheit trifft man die prächtigsten Schildereyen an, welche von den berühmtesten Meistern in Europa verfertiget sind.

Die ganze Besatzung auf dem Cap besteht aus vier Compagnieen, jede hundert Mann stark, wovon der Hr. Major von Prehn Chef ist. Zuweilen wird eine Compagnie durch einen Capitain commandirt, zuweilen durch einen Lieutenant. Es sind außer dem Major nicht mehr wie eilf Officiere an dem Cap, nämlich 1 Capitain, 1 Capitainlieutenant, 2 Lieutenants, 6 Fähndriche und 1 Adjutant, welcher allemal der jüngste Officier ist. Ein Fähndrich steht sich monatlich auf einige 60 Gulden; hiervon kann er aber doch nicht subsistiren, wenn er nicht einen kleinen Handel dabey führt, wie sie alle thun.

Man kann sich hier nicht so einschränken und einrichten, wie in Europa. Man kann sich nicht einmiethen, ohne sich zugleich in die Kost zu dingen, und sol-

ches kann man monatlich nicht unter 36 Gulden haben. Hierfür hat man zwar alles, den Wein mit eingeschlossen; aber der Staat, welchen man führen muß, die Pracht in Kleidern und dergleichen, dieß nimmt das mehrste Geld weg. Sobald einer hier Officier ist, muß er heyrathen, und er kann allemal ein Mädchen mit 40 bis 50000 Gulden kriegen. Es ist auch kein einziger Officier auf dem Cap, der nicht verheyrathet ist. Als ein Fremder konnte ich mit meiner Uniform in alle Gesellschaften kommen; aber als ein Einheimischer wäre ich nicht angesehen worden, wenn ich nicht wenigstens mit seidenen, sehr prächtig bordirten Westen erschienen wäre, ungeachtet alles, was Kleidung heißt, hier wenigstens noch einmal so theuer ist, wie in Europa. In Batavia ist es noch ärger, wie mir von vielen versichert worden, welche daselbst gewesen sind. Mit einem Worte, es ist hier eine ganz andere Welt, ganz andere Sitten und Gebräuche.

Für die kurze Zeit, welche ich auf dem Cap gewesen bin, habe ich mich recht gut divertirt; aber die Gesellschaften stehen mir doch im Grunde nicht an, weil der Umgang gar zu gezwungen ist. Auf den Rang wird so steif und fest gehalten, daß man genug zu thun hat, um nicht dagegen zu sündigen. Es würde eine Todsünde seyn, wenn man z. E. die Gesundheit eines jüngern Fähndrichs erst tränke, als eines ältern; es würde aber noch ein größeres Verbrechen seyn, wenn man eine ältere Frau Fähndrichin einer jüngern nachsetzte. Ich nehme die wenigen Gesellschaften aus, wo man auf einen sehr freundschaftlichen Fuß mit einander umgeht; es darf aber kein einziger darinnen seyn, mit

welchem

welchem man nicht eben so vertraut ist, sonst muß ein jeder fest auf seinen Rang halten.

Ich habe noch keinen Ort gekannt, wo so viel geklatschet würde, wie auf dem Cap. Dieß ist aber ganz natürlich; denn erstlich ist es ein kleiner Ort, und fürs zweyte so wird hier in den Gesellschaften gar nicht gespielt, sondern allezeit gesprochen, oder sie sitzen wie die Statüen und sehen sich einander an. Die Discourse in den Gesellschaften sind so trocken, daß ich oftmals dabey eingeschlafen bin; denn die Mannspersonen reden von nichts, als vom Handel und der Schifffarth, und von beyden verstehe ich noch zur Zeit sehr wenig. Wenn man bey den Damen angenehm seyn will, muß man immer mit ihnen badiniren, küssen und tanzen, und hierzu bin ich nicht allezeit aufgelegt. Sie sind sehr verliebt; doch muß man es ihnen zum Ruhm nachsagen, daß sie sich nicht leicht in einen verbothenen Liebeshandel einlassen, und es ist hier ein rares Exempel, wenn eine Frau oder Demoiselle ihren Pflichten ungetreu wird: dahingegen heyrathen sie eben so gerne, wie die europäischen Frauenzimmer, und ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren ist hier schon vollkommen mannbar, und bisweilen noch früher. Dahingegen werden sie auch früher älter, als in Europa. Ein Mädchen von zwanzig Jahren ist hier schon eine alte Jungfer. Sie sind mehrentheils gut gewachsen, groß, und einige sehen nicht übel aus. Alles, was ich hier gesagt habe, ist von den weißen Afrikanern, welche alle Abkömmlinge von Europäern sind, zu verstehen. Schwarze giebt es hier nicht, außer den Sclaven, welche von Indien und andern Ländern hieher zum Verkauf gebracht werden.

Der eigentliche Aufenthalt der Hottentotten ist noch wohl 200 Meilen von dem Cap; jedoch sieht man hier verschiedene, welche bey den Bauern auf dem Lande dienen, und zu Zeiten an das Cap kommen. Es giebt in diesen Gegenden so wenig Dörfer, als Städte, sondern die Bauern, welche man aber wegen ihrer Reichthümer wohl Edelleute nennen könnte, wohnen auf einzelnen Höfen, welche sich auf die 200 Meilen ins Land erstrecken. Wirthshäuser findet man auf dem Lande gar nicht; dahingegen kann man allenthalben dreiste einkehren, essen, trinken und schlafen, so lange und so viel man will, und es würde übel genommen werden, wenn man Geld dafür offeriren wollte: denn die Gastfreyheit ist hier überall sehr Mode.

Die Lebensart auf dem Cap ist sehr uniform, und einen Tag so wie alle Tage. Des Morgens mit Anbruch des Tages steht man auf und trinkt Caffee; gleich darnach wird die Tafel gedeckt, und mit kalter Küche und allerley Früchten servirt, wobey man ein Paar Gläser Wein trinkt. Dann geht ein jeder an seine Arbeit. Um 11 Uhr wird wieder ein oder zwey Gläser Wein getrunken, und dabey eine Pfeife Taback geraucht. Um 12 Uhr präcise wird sowohl bey den Vornehmen, als Geringen gespeiset, man mag Gäste haben oder nicht. Ehe man an die Tafel gehet, wird einem jeden durch die Sclaven ein Waschbecken und Handtuch präsentirt, um sich zu waschen, und sobald man aufsteht, wieder. Das erstemal wußte ich gar nicht, was es zu bedeuten hatte, wie zwey schwarze Mädchen, so schwarz wie eine Kohle, zu mir kamen, von denen die eine ein Waschbecken nebst einem Handtuch, und die andere eine Kan-

ne in der Hand hielt, und dabey allerley Grimassen machte. — In einer großen Gesellschaft von Damen und Herren mich zu waschen, hielt ich für unanständig, und daher verweigerte ich es anfänglich. Wie sie mir aber alle sagten, ich sollte mich waschen, so wollte ich wenigstens abseiten gehen; aber auch dieses gieng nicht durch, und ich mußte mich also in Gegenwart der ganzen Gesellschaft waschen, und die andern folgten mir nach. Um halb zwey Uhr, oder einige Minuten früher oder später, stehet man gewöhnlich von der Tafel auf, es mag eine Gasterey seyn oder nicht; alsdenn wird eine Pfeife Taback präsentirt, welches ordinair bis zwey Uhr dauert, und hierauf gehet die Gesellschaft allezeit ohne Ausnahme aus einander. Von 2 bis 4 Uhr ist niemand zu sprechen; denn um diese Zeit hält ein jeder Nachmittagsruhe. Um 4 Uhr wird Thee getrunken; hiermit amüsiret man sich bis gegen 6 Uhr. Alsdenn stattet man entweder Visiten ab, oder man bleibt zu Hause. Geht man in Gesellschaft, so wird den Chapeaux Wein und eine Pfeife Taback präsentirt, und den Damen Thee, Caffee und allerley eingemachte erfrischende Sachen, Confect und dergleichen. In den Gesellschaften wird niemals gespielt, sondern die Zeit wird mit allerhand leeren Discursen zugebracht, wobey oftmals, insonderheit von den Damen, manchem ehrlichen Namen der Hals gebrochen wird. Da geht es, wie Gellert sagt:

Lächelnd rücken sie zu ihrer Nachbarin,
Und mit dem Lächeln starb ein guter Name hin.

Sobald es 9 Uhr schlägt, so bricht man auf den Glockenschlag sogleich auf, und wenn man auch eben eine

Pfeife angezündet hätte, so würde einen der Wirth doch nicht invitiren, länger zu bleiben, es sey denn, daß man zum Abendessen eingeladen ist. Dahingegen würde es für eine große Unhöflichkeit gehalten werden, wenn man vor 9 Uhr die Gesellschaft verlassen wollte. Nach 9 Uhr geht man wieder an die Tafel, und man ißt des Abends allemal warm, und beynahe mit so vielen Schüsseln, wie des Mittags. Nach der Tafel wird wiederum eine Pfeife Tabak geraucht, und alsdenn geht man zu Bette. Hier haben Sie im kurzen die Capsche Lebensart.

Das Klima ist sehr gesund, und an Lebensmitteln, insonderheit was die Früchte anbetrifft, ein großer Ueberfluß. Dem ungeachtet würde ich doch, wenn ich die Wahl hätte, das deutsche Klima allezeit vorziehen. Von dem Capschen Sommer kann ich nicht urtheilen, weil ich zur Sommerszeit nicht da gewesen bin. Man hat mich aber versichert, daß man die wenigste Zeit, theils wegen der außerordeutlichen Hitze, theils wegen der heftigen südöstlichen Winde, welche im Sommer die mehreste Zeit wehen, ausgehen kann. Der Capsche Winter hat mich mehr incommodirt, wie in Europa, ungeachtet die Kälte bey Ihnen ungleich größer und penetranter ist. Es ist wahr, man hat hier im Winter bisweilen so heiße Tage, wie bey Ihnen im Sommer; dahingegen kann es aber ohne Schnee und Eis, wovon man hier nichts weiß, so kalt seyn, daß man sich kaum bergen kann: denn man hat hier so wenig Oefen, als Camine, worüber ich mich sehr wundere. Die Winde machen es oftmals sehr kalt. Zu Zeiten

hat

hat man in einem Tage alle vier Jahrszeiten. Es ist hier im Winter und Sommer allezeit grün, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen Bäume und Pflanzen, welche aus Europa hieher gebracht sind, ihre Natur beybehalten, und im Winter nicht beständig grünen; die africanischen Gewächse aber Jahr aus Jahr ein grünen. Wenn aber auch das Laub von den europäischen Bäumen abfällt; so sind sie doch nach sechs Wochen schon wieder grün. Es ist heute so kalt, daß mir die Finger beym Schreiben ganz steif gefroren sind.

In der Bay Fals auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, den 9ten Julius 1771.

Zweyter Brief.

Was macht man sich doch in Europa für wunderbare Begriffe von Ostindien! Man glaubt, daß man hier das Gold auf der Straße, und ächte Perlen und Juwelen am Strande findet. Aber weit gefehlt! Es wird den Menschen hier eben so sauer, etwas zu erwerben, wie in Europa. Ostindien ist lange das nicht mehr, was es vor 20 oder 30 Jahren gewesen ist. So wie es in der ganzen Welt schlecht geworden, so ist es hier in Ostindien auch. Es sind nur zwey Wege hier, sein Glück zu machen, entweder durch eine einträgliche Bedienung, deren es hier sehr viele giebt, oder durch den Handel, oder durch beydes zugleich, und alles ist schwer und mühsam. Von tausenden, welche hieher kommen, bleiben kaum funfzig am Leben, und von diesen funfzigen machen kaum fünfe ihr Glück.

Wie sieht es denn im Militairstande aus? Der Militairstand allhier in Asien ist von dem europäischen sehr unterschieden. In Europa dient man nicht allein ums Geld, sondern auch um mit der Zeit zu avanciren; hier aber hauptsächlich ums Geld, und es ist gleich viel, ob man Fähndrich oder Oberster heißt. Wer Geld hat, ist auch angesehen. Es ist hier eine ganz andere Welt. Mancher Fähndrich, der allein Commandeur von einem Posten ist, wird mit keinem Capitain in Batavia tauschen. Ein Capitain steht sich hier wohl jährlich auf 4000 Gulden; aber das ist nichts in Vergleichung des Aufwandes, welchen er, vermöge seines Charakters, machen muß. Er muß unumgänglich Equipage halten, und dieß kostet ihm jährlich wenigstens 1500 Gulden; er muß ferner viele Sclaven halten, und dergleichen mehr. Ein Fähndrich schämt sich schon, zu Fuße zu gehen, ungeachtet das hiesige Fuhrwerk enorm theuer ist. Will man einen Wagen heuren, so muß man für einen halben Tag fünf, und für einen ganzen Tag zehn Gulden geben. Wer gute Freunde und Gönner hat, welche Equipage halten, hat nicht nöthig, dafür zu sorgen. Ein Fähndrich hier in Indien hat ungefähr 42 Rthlr. monatlich; davon kann man aber in Batavia nicht subsistiren, wenn man nach der Gesundheit leben will. Hierzu gehört, daß man alle Tage eine Bouteille Wein und etwas Bier trinkt; denn Wasser allein zu trinken, ist höchst ungesund, nicht aber Wein mit Wasser vermischt. Weil hier weder Bier gebrauet wird, noch Wein wächst, so ist beydes sehr theuer. Das Quartier Wein kostet wenigstens 16 Stüber, das Quartier Bier eben so viel. Eine schlechte Uniform

ohne

ohne Schärpe und Ringkragen, so wie sie die Officiere tragen, wenn sie auf die Wache ziehen, kömmt wenigstens auf 150 Rthlr. zu stehen. Außer Dienst schämt man sich hier eine simple Uniform zu tragen. Man trägt fast nichts wie seidene Kleider; und diese müssen über und über mit Golde oder Silber bordirt seyn. In Deutschland kann ein Officier sich einschränken, stille, und so zu sagen, unbemerkt für sich weg leben, hier aber nicht, oder man wird für einen Menschen gehalten, der keine Ambition hat, und von schlechtem Herkommen ist, und dann bleibt man sitzen und macht kein Glück.

Wie fängt es denn aber ein Officier an, um hier standesmäßig zu leben? Wie macht es ein Fremder, wie ich, der keine Mittel hat? Das will ich Ihnen sagen. Die Menschen hier in Ostindien sind so einfältig nicht, daß sie nicht wissen sollten; daß niemand nach Ostindien geht, der Geld hat. Wer wird eine so lange und gefährliche Reise thun, wer wird sich an einem so ungesunden und heißen Orte, wie Batavia ist, wovon ich bald mehr sagen werde, aufhalten, wenn ihn nicht die Noth dazu treibt? Wer inzwischen gute Recommendationen hat und sich gut aufführt, kann hier recht gut zurechte kommen. Es ist hier einmal eingeführt, daß Personen von Distinction, die nicht verheyrathet sind, von den Ersten hier in Batavia die Tafel offerirt wird. Dieß muß man absolut acceptiren, und es wird mir selbst zu einer Ehre gerechnet. Ich bin nur erst zwey Tage hier, und es ist mir schon von verschiedenen ein für allemal des Mittags und Abends die Tafel offerirt. Ich speise nicht allein sehr gut, sondern ich habe auch alle

Tage mein gutes Glas Wein und Bier, ohne daß es mich das geringste kostet, und lebe also nach der Gesundheit. Es dependirt allezeit von mir, bey wem ich speisen will, und ich habe nichts weiter nöthig, als vor Mittag es sagen zu lassen, damit sie mir einen Wagen schicken, welcher mich auch wieder nach Hause bringt. Wenn ich also hier in Batavia bliebe, so könnte ich zwar wohl subsistiren, aber nichts erübrigen, und damit ist mir nichts gedient. Doch werde ich wohl vorerst hier placirt werden, und dann muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, wenn ein profitabler Posten aufkömmt, um solchen zu erhalten.

Das Klima in Batavia ist so ungesund, daß ich auch dieserhalb suchen werde, sobald wie mögiich von Batavia wegzukommen; denn nahe um Batavia und auf verschiedenen andern Inseln von Java ist es sehr gesund. Es ist hier in der Stadt nichts neues, daß, wenn ich heute bey jemanden zum Essen bin, und ihn frisch und gesund verlasse, und ich komme nach drey Tagen wieder, er schon begraben ist. Dergleichen Fälle fallen hier täglich vor. Es ist sogar ein großer Unterschied, in welcher Gegend der Stadt ich wohne. In dem Striche der Stadt, wo ich wohne, ist es noch mit am gesundesten. Ueberhaupt aber entwischt unter Tausenden, welche hieher kommen, kaum einer einer tödlichen Krankheit, und wer sich nichts zu gute thun und ein Glas Wein trinken kann, muß sterben, und wenn er eine Natur von Eisen hat. Von den Officiers, welche hier sind, ist Jahr aus Jahr ein wenigstens die Hälfte krank, und wenn 30 in einem Jahre

sterben,

sterben, das ist was gewöhnliches; daher kann man hier bald avanciren. Man muß hier in Batavia immer eine solche Diät halten, wenn man gleich gesund ist, wie in Europa, wenn man krank ist, oder man macht es nicht lange; insonderheit muß man sich bey Tage hüten, daß einen die Sonne, und des Nachts, daß einen der Mond nicht bescheine. Mein Wirth, welcher nun schon 7 Jahre in Batavia ist, und unter diesen 7 Jahren kaum ein halbes Jahr recht gesund gewesen, hat mich versichert, daß er gleich ohnmächtig wird, wenn ihn der Mond nur ein wenig bescheinet, weshalb man beym Mondlichte allezeit einen Sclaven mit einem Schirme mitnimmt, wenn man spatzieren geht. Eben so ist es mit der Sonnenhitze von des Morgens um 10 bis des Nachmittags um 3 Uhr. Diese muß man ja vermeiden, weil die Sonnenstrahlen so sehr penetrant sind. Außerdem sind noch viele Dinge, welche man der Gesundheit wegen beobachten muß.

Seit einigen Tagen habe ich gar nicht zum Schreiben kommen können, weil ich erst meine vornehmen Visiten habe ablegen müssen, und hierzu muß man den Morgen und Abend anwenden. Es ist hier eine ganz andere Lebensart, wie in Europa. Ich muß Ihnen doch eine kurze Beschreibung davon machen. Mit Anbruch des Tages steht man auf, und weil hier, Jahr aus Jahr ein, Tag und Nacht gleich ist, so ist es ordentlicherweise um 6 Uhr vollkommen Tag. Um 5 Uhr aber steht man schon auf. Dann zieht man sich gemächlich an, trinkt Caffee und raucht sein Pfeifchen Taback. Wer was zu verrichten hat, geht um 6 Uhr an seine

Geschäff-

Geschäffte, und wer Visiten zu geben hat, fängt auch um 6 Uhr schon an, und da kann man einen jeden, selbst den Generalgouverneur, am besten sprechen. Um 9 Uhr läßt man sich nicht mehr auf der Straße sehen, wenn man es nicht sehr nöthig hat; weil es schon gar zu heiß ist. Bis Mittag sucht sich ein jeder einen Ort im Hause oder vor der Thür aus, wo es am kühlsten ist. Um 12 Uhr pünktlich wird gespeiset, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Man sitzt niemals länger wie eine, oder höchstens anderthalb Stunden an der Tafel. Nach Tische raucht man ein Pfeifchen, trinkt dabey ein Gläschen Wein oder Bier für den Durst; dann wünscht man sich eine angenehme Nachmittagsruhe, und legt sich ordentlich, wie des Nachts, schlafen. Dieß dauert bis 4 oder halb 5 Uhr, und unter dieser Zeit ist niemand in ganz Batavia zu sprechen. Ist dieß nicht eine vortreffliche Mode? Von 5 bis 6 Uhr trinkt man Thee, und dann gehet man wieder an seine Geschäffte, oder in Gesellschaft bis 9 Uhr. Um 9 Uhr präcise wird wieder gespeiset, und allezeit so gut, wie des Mittags. Nach der Tafel raucht man wieder ein Pfeifchen, und dann legt man sich ins Bette. So lebt man hier einen Tag und alle Tage, und so muß man auch leben, wenn man gesund bleiben will. Wer hier so schwärmen wollte, wie viele in Europa thun, würde es nicht lange machen.

Wenn es nur nicht so entsetzlich heiß wäre! Ich habe Tag und Nacht keinen trockenen Faden an meinem ganzen Leibe, ob ich gleich ohne Decke und im bloßen Hemde schlafe. Ich wünsche oft in Gedanken: o, wenn es doch einmal Winter wäre! Ich denke aber nicht daran,

an, daß man hier von keinem Winter was weiß. Was man hier eigentlich Winter nennt, sind 3 bis 4 Monate, wo es beständig regnet. Dem ungeachtet ist es hier doch beständig sehr warm, und wenn nach dem Regen die Sonne scheint, so ist es heißer, wie im Sommer. Zur Winterszeit sterben hier die Menschen am meisten; besonders ist der Regen sehr schädlich und ungesund.

Was hat doch der größte Theil von Europa vor den andern drey Welttheilen für einen Vorzug, was das Klima und die Gesundheit anlangt! Darum geht auch fast niemand aus Europa hieher, um hier zu bleiben, sondern um sein Glück zu machen, und dann wiederum zurück zu kehren. Wollte der Himmel, daß ich erst so weit wäre! Ich wollte mich mit Freuden zum zweyten male dem wilden Meere auf einige Monate anvertrauen. Es gehet aber so geschwind nicht, wie man in Europa glaubt. Aller Anfang ist schwer, und so gehet es auch hier, besonders im Militairstande; es sey dann, wenn Krieg ist, oder daß man, wie ich schon gesagt habe, als Commendant einen Posten allein hat, und dieß muß man bey Gelegenheit durch Patronen erhalten. Denn es werden aus dem Haag so viele an den Herrn Generalgouverneur recommandirt, daß er unmöglich einem jeden gleich helfen kann. Die Commendanten auf den Außenposten haben ein hartes Leben, weil das Klima um Batavia gesund ist.

Mit denen, welche als Commandeurs von Holland nach Indien gehen, hat es folgende Bewandniß. Es gehen jährlich etwa einige 30 Schiffe von Holland nach

Indien.

Indien. Wer nun von diesen Commandeurs mit Recommendationen versehen ist, gleich wie ich, wird erstlich in Batavia, oder auf Ceylon, oder auf Java, oder auf einer andern Insel, wo etwas erlediget ist, gleich als Officier placirt. Bis dahin bleibt er frey von Diensten. Wenn nun ein Außenposten vacant wird, und man solche Vorsprache hat, wie ich, so kann man solchen leicht erhalten. Es ist noch vor kurzem ein solcher Posten an einen vergeben worden, der nur erst ein Jahr hier gewesen ist. Wer weiß, ob ich ihn nicht bekommen hätte, wenn ich eher hier angelangt wäre. An dem Herrn Sabandar Nynst habe ich einen großen Patron; denn er gilt sehr viel bey Sr. Hochedelheit. Dieß ist der Titel, welchen man dem Herrn Generalgouverneur van der Parra giebt, und die Räthe von Indien heißen edle Herren. Einen jeden andern nennt man myn Heer. Dieß erstreckt sich sogar auf den Officierstand. Man sagt hier nicht Herr Hauptmann, Herr Lieutenant u. s. w. sondern blos myn Heer. Der Titel von der Gemahlin des Herrn Generalgouverneurs ist Meffrow Generaalse; die Gemahlin eines Raths von Indien heißt Meffrow, und alle andere Damen heißen Iuffrows, sie mögen verheyrathet seyn oder nicht. Das Wort Gnädig, Ihro Gnaden u. s. w. kennt man so wenig in Holland, als in Indien, sondern man läßt die Gnade hier unserm Herr Gott allein übrig, und der Herr Generalgouverneur sowohl, wie seine Frau Gemahlin, würden es sehr übel und für eine niederträchtige Schmeicheley aufnehmen, wenn man von Gnade gegen sie spräche, wohl aber von Gütigkeit.

Ich schreibe, so wie es mir in den Sinn kömmt. Sie werden es daher nicht übel nehmen, wenn keine Ordnung in meinem Briefe herrscht; denn es ist hier zu Lande heiß, und man ist zu gemächlich, um recht ordentlich zu denken. Batavia ist eine prächtige Stadt und sehr fortificirt. Wenn ich Holland ausnehme, so glaube ich, daß in ganz Europa keine Stadt ist, welche durch die Bank so regulaire und magnifike Häuser hat. Dieß ist aber alles nichts gegen die Pracht, welche in den Häusern herrscht. Die kostbarsten Meublen, welche man in Europa nur in königlichen und fürstlichen Schlössern sieht, findet man hier bey allen Personen von Stande. Es blitzt alles von Silber und Golde.

Ein gewisser Fähndrich, welcher sich nach acht Tagen mit einer Indianerin verheyrathet, versichert mich, daß ihm die Hochzeitsunkosten wenigstens auf 5000 Rthlr. und die Meublen, Sclaven und was dazu gehört, das Haus nicht mit gerechnet, wenigstens 2000 Rthlr. zu stehen kommen; und dieß ist nur ein Fähndrich. Es gehört aber eine große Entschließung dazu, eine solche Indianerin zu heyrathen. Erstlich muß man beständig hier im Lande bleiben; zweytens haben sie nicht die geringste Erziehung und Lebensart, so daß man nicht den geringsten Umgang an ihnen hat; drittens haben sie alle eine Gewohnheit, die ich gar nicht ausstehen kann. Sie kauen vom Morgen bis in den Abend eine gewisse Wurzel, welche man Pinang *) nennt. Diese

Wurzel

*) Daß der Herr Verfasser eine Nuß mit dem Namen einer Wurzel belegt, ist wohl unter seinen Umständen ein sehr verzeihlicher Fehler. E.

Wurzel giebt einen rothen Saft von sich, welcher ihnen beständig am Munde herunterfließt, und dieß ist für einen Europäer sehr ekelhaft. Von dieser Gewohnheit sind sie so wenig abzubringen, wie ich vom Schnupftaback. Sie sprechen wenig Holländisch, sondern fast nichts wie Malayisch. Es sind possirliche Geschöpfe, und ihr Anzug und Sitten noch possirlicher.

Was kriegt man hier nicht alles zu sehen! Wie vielerley Nationen! Besonders halten sich viele Chineser hier auf. Ich habe selbst einen Chineser zum Barbier; er rasirt sehr gut, und macht allerley Grimassen und Hocuspocus dabey; ich kann ihm aber kein Wort verstehen. So geht es mir auch mit den Sclaven, welche mich bedienen; ich muß alles durch Mienen oder Zeichen zu verstehen geben, oder meinen Herrn Wirth zum Dollmetscher brauchen.

Gestern Abend habe ich einer Lustbarkeit beygewohnt, welche ich noch nirgends, wie in Batavia, gesehen habe. Ich war bey einem gewissen Herrn G... aus Z... gebürtig, auf eine Suppe eingeladen. Um 11 Uhr, da wir aus einander gehen wollten, schlug der Herr G... der Gesellschaft, welche aus einigen funfzig Personen bestand, vor, ob es ihr nicht gefällig wäre, noch eine kleine Spatzierfarth zu machen. Sie waren alle damit zufrieden, und ich gieng auch mit. Es dauerte keine halbe Stunde, so stunden gleich einige dreyßig zweysitzige Kutschen vor der Thür; denn in einem viersitzigen Wagen zu fahren, ist hier in Batavia viel zu ungemächlich. Bey jeder Kutsche waren zwey Sclaven mit brennenden Fackeln, wovon es auf der

Gasse

Gasse so hell war, als wenn es Tag gewesen wäre. Drey Trupp Musikanten, gleichfalls Sclaven, wovon ein Trupp vorn, einer in der Mitte, und einer hinten postirt war, regalirten uns mit einer Musik. Noch waren bey jedem Wagen zwey Sclaven, welche Wein und allerley Erfrischungen präsentirten. In diesem Aufzuge fuhren wir ganz langsam, Schritt vor Schritt, in der Stadt zwischen lauter Alleeen etwa zwey Stunden spatzieren, und darauf fuhr ein jeder nach Hause. Diese kleine Nachtcomödie hat dem Wirthe wenigstens anderthalb hundert Thaler gekostet; aber hieraus macht sich keiner was in Batavia, wer, gleichwie der G... eine sehr einträgliche Bedienung hat.

Es geht hier just so, wie in Europa. Denjenigen, welche reich sind, fließt das Geld von allen Orten zu, da es hingegen einem Anfänger sehr sauer wird. Nur muß man dieses den Einwohnern von Batavia zum Ruhme nachsagen, daß sich viele eine Ehre daraus machen, einem Fremdlinge zu dienen, und ihn zu unterstützen.

An der Ostküste von Java ist itzt ein kleiner Krieg. Einige inländische Könige haben sich empört, und wollen den Tribut nicht bezahlen, welchen sie zu erlegen schuldig sind. Es ist zu dem Ende vor vierzehn Tagen ein Commando von einem Lieutenant, zwey Fähndrichs und hundert Mann von hier darnach zu gegangen, um sich mit der übrigen Miliz, welche die ostindische Compagnie auf der Ostküste hat, zu vereinigen. Es ist Schade, daß ich nicht einige Wochen früher gekommen bin; ich würde darum angesucht haben, mit zu gehen.

Hiebey ist noch zu Zeiten was ansehnliches zu gewinnen, insonderheit wenn man einen solchen König der Rebellen gefangen kriegt. Die Art mit den Wilden Krieg zu führen, ist hier zu Lande zwar sehr beschwerlich, indem man mehr gegen das heiße und ungesunde Klima zu fechten hat, als gegen den Feind; dahingegen kann man aber auch durch eine glückliche Beute ein reicher Mann werden. Sollte der Krieg ein wenig anhalten, und noch ein Transport darnach zu segeln, so werde ich suchen von der Gelegenheit zu profitiren.

Nun muß ich doch wohl endlich schließen. Der Brief ist einmal lang genug, und ich weiß selbst nicht mehr, was ich geschrieben habe; ich bin auch zu gemächlich, um ihn durchzulesen, denn es ist zu heiß. Soviel weiß ich gewiß, daß ich diesen Brief in Africa angefangen habe, auf der See continuirt, und in Asien endige, ingleichen, daß alles, was ich geschrieben habe, Wahrheiten sind. Batavia den 6ten Dec. 1771.

Dritter Brief.

Es gehen mit dem Ende des Jenners, oder mit dem Anfange des Februars, wieder zwey holländische Schiffe nach Europa, und so lange ich lebe und gesund bin, werde ich gewiß keine Gelegenheit vorbey gehen lassen, Ihnen von meinen Umständen Nachricht zu geben. Dieß Vergnügen kann ich alle Jahr dreymal haben. Die erste Flotte, welche allezeit die zahlreichste und sicherste ist, segelt im October oder November ab, und mit selbiger habe ich schon geschrieben. Die zweyte Flotte,

welche nicht so sicher ist, im Jenner oder Februar, und im April geht noch ein einziges Schiff nach Holland. Auf die Reise von hier nach Europa rechnet man ordinair 6 bis 7 Monate, und von dort hieher ordinair 8 bis 9 Monate.

Wie sieht es denn mit meiner Gesundheit aus? werden Sie wohl zu wissen begierig seyn. Besser, wie ich geglaubt habe. Anfänglich hat mich die enorme Hitze sehr incommodirt; itzt bin ich an das heiße Klima schon ziemlich gewöhnt, und es scheint in der That, daß ich eine Natur habe, welche alles vertragen kann. Wäre Batavia seit einigen Jahren an sich selbst nicht ein so ungesunder Ort, so glaube ich, daß ich hier so gesund bleiben würde, wie in meinem Vaterlande. Allein die tägliche Erfahrung lehrt mich, daß der gesündeste Mensch hier keinen Augenblick seines Lebens sicher ist. Wie viele Exempel habe ich in der kurzen Zeit, da ich hier bin, schon erlebt, daß junge Menschen, welche wie Milch und Blut aussahen, durch einen plötzlichen Tod dahin gerafft sind; und es ist sonderbar, daß junge und robuste Personen hier eher sterben, als Leute von meinem Alter und drüber. Die mehresten Europäer, welche hieher kommen, sterben im ersten oder zweyten Jahre, besonders aber in den ersten Monaten. Alle Menschen sagen mir, daß ich für Ostindien eine gute Leibesconstitution hätte, weil ich mager bin. Die Zeit wird es lehren.

Nachdem ich Ihnen gesagt habe, wie es um meine Gesundheit stehet, so wollen Sie auch wohl wissen, wie es mit meinen Glücksumständen aussieht. Daß ich bey dem ersten Avancement werde placirt werden,

ist wohl gewiß genug; denn das hat mir der Herr Generalgouverneur van der Parra selbst zuverlässig genug versprochen. Es kann aber vielleicht noch acht bis vierzehn Tage, auch wohl ein bis zwey Monate dauren; denn ich habe Ihnen schon geschrieben, daß einige Tage vorher, da ich hier gekommen, eben ein großes Avancement gewesen ist, und es waren, wie ich ankam, noch verschiedene Officiere übercomplet, wovon aber schon einige gestorben sind. Nun ist hier alle Jahr ordentlicher Weise allezeit zweymal eine Promotion im Militairstande; außerdem aber ist kein Avancement, es müßte denn Krieg seyn. Der Herr Generalgouverneur ist zwar hier in Indien so souverain, wie ein souverainer König in Europa, und kann also auch avanciren lassen, wenn er will; er thut es aber aus politischen Gründen, welche zu erklären für dießmal zu weitläuftig sind, niemals. Denn ob er gleich hier ganz souverain ist, so steht er doch allezeit unter den Bewindhebbern der ostindischen Compagnie in Holland.

Ich will Ihnen nur einen Umstand erzählen; dann werden Sie alles verstehen. Es sind noch zwey Commandeurs hier, welche kurz nach mir gekommen sind. Der eine ist Capitainlieutenant zur See, und der andere Lieutenant zu Lande in holländischen Diensten gewesen. Sie sind beyde von großer Familie in Holland, und wenigstens, wie Sie leicht erachten können, so stark dem Herrn Generalgouverneur empfohlen, wie ich. Da diese so lange warten müssen, bis Promotion ist, so kann ich es mir leicht gefallen lassen, wenn ich mit ihnen einerley Schicksal habe, da ich ganz und gar ein

Fremdling bin. Wir sind inzwischen so lange ganz dienstfrey, und genießen monatlich 20 Gulden Gage, und 10 Rthlr. Kostgeld. Hiermit würde ich in Batavia nicht weit kommen, wenn nicht der Herr Sabandar Rynst Logis, und alles, was ich darinn verzehre, für mich bezahlte. Dieß wird er so lange continuiren, bis ich placirt bin, und dieß ist Freundschaft genug von einem Manne, mit dem ich weiter in keiner Verbindung stehe, als daß ich ihm nur einen Brief von seinem Bruder, den ich nur dreymal in Amsterdam besucht, mitgebracht habe. Es fehlt mir also, Gott sey gedankt, an nichts, und ich kann, was meine Person allein betrifft, meinem Charakter gemäß, schon itzt sehr gut leben; ich habe auch die gewisse Aussicht, daß ich es in der Folge wohl besser, aber gewiß nicht schlimmer haben werde. Kurz, mein Glück ist für mich allein schon itzt so gut gemacht, daß ich es in Europa nicht leicht so gut würde gefunden haben.

Indessen ist es ein schwerer Artikel für einen Fremden, sich nach Batavischer Art einzurichten und zu equipiren. Denn wenn ich mich auch noch so compendiös einrichte, so gehören doch wenigstens 300 bis 400 Rthlr. dazu. Ein einziger Sclave allein kömmt zum mindesten 120 bis 150 Rthlr. zu stehen, und ohne zwey Sclaven kann man nicht wohl fertig werden. Dieß Geld ist freylich nicht verlohren, und man kann manchmal, wenn sie gut einschlagen, viel darauf gewinnen; inzwischen muß ich doch die erste Auslage thun. Was kostet nicht die Kleidung, welche hier viel prächtiger und kostbarer ist, wie in Europa? Einen Staatsrock nebst Hut, Weste und Beinkleidern, habe ich schon, und

das kostet mir nichts. Ich muß Ihnen doch erzählen, wie ich dazu gekommen bin; denn dieß giebt mir Gelegenheit, Ihnen eine recht komische Geschichte zum besten zu geben.

Vor einigen Wochen hielt, wie ich eben am Fenster war, ein Wagen vor unserm Hause stille, worinn ein Mann mit einem prächtigen Kleide saß. Er fragte nach mir, und kam auf mein Zimmer. Ich empfieng ihn mit vielen Complimenten, nöthigte ihn zum Sitzen, und weil ich glaubte, daß es ein Mann von großem Range sey, so fragte ich ihn, was zu seinem Befehle wäre. „O nichts, antwortete er, ich bin Dero unterthäniger Diener.“ Er war nämlich ein Deutscher. „Ich habe eine Commission an Sie, fuhr er fort, (bey welchen Worten er eine lange papierne Maaße aus der Tasche kriegte,) ich soll Ihnen die Maaße zum Kleide nehmen.“ Nun wußte ich gar nicht, ob der Kerl ein Narr wäre, oder ob er mich für einen Narren halten wollte. Wie er mir aber sagte, daß er von dem Herrn Sabandar Rynst geschickt wäre, so konnte ich das Räthsel leicht erklären. Ich ließ mir daher geduldig die Maaße nehmen. Nach einigen Tagen kam er wieder, und brachte mir ein blaues seidenes Kleid mit silbernen Schleifen besetzt, eine rothe seidene Weste, gleichfalls reichlich mit silbernen Espagnen bordirt, und von demselben Zeuge ein Paar Beinkleider. Ich zog es auch gleich an, und gieng damit zu dem Herrn Sabandar, um mich bey ihm zu bedanken. Er fragte mich, ob ich mit seiner Wahl zufrieden wäre? Ich konnte ihm wohl natürlicher Weise nichts anders darauf antworten, als daß ich es mir selbst nicht besser würde haben wählen können.

können. Nun das ist mir lieb, sagte er, wenn Sie mit der Zeit in glückliche Umstände kommen, so können Sie mir einmal wieder ein Präsent machen. Dieß Compliment machte er mir blos, damit ich nicht verlegen seyn sollte. Dergleichen Präsente darf man hier nicht ausschlagen; denn es ist einmal die Mode so. Ländlich, sittlich! Sie müssen aber nicht glauben, daß alle Menschen hier so freygebig sind, wie Herr Rynst; oder daß alle Menschen hier in diesem Stücke so glücklich sind, wie ich. Ich kenne hier verschiedene, welche auch hiesigen reichen Leuten empfohlen waren; allein sie haben sich wenig oder gar nicht um sie bekümmert. Es scheint, daß der Himmel in dem Punkt recht für mich sorgt, und sollte ich das Glück erleben, in gute Umstände zu kommen, so werde ich mich dem Himmel dadurch dankbar bezeigen, daß ich wiederum andern gutes thue, besonders aber denen, welchen ich Verpflichtung schuldig bin.

Man kann die Gage hier nicht alle Monate haben, ohne beynahe die Hälfte davon zu verlieren. Es hat damit folgende Bewandtniß. Von dem Tage an, da man hierher kömmt, muß man fünf Jahre dienen, ehe man seine Gage complet haben kann, nämlich Gulden vor Gulden. Wenn die fünf Jahre verflossen sind, so kann man solche alle Jahr complet haben. Will ich aber außerdem meine Gage monatlich aufnehmen, so kriege ich für einen holländischen Gulden, welcher, wie Ihnen bekannt ist, zwanzig Stüber ausmacht, nur dreyzehn Stüber und vier Pfennig. Dieß ist ein grosser Verlust, und daher muß man es suchen so einzurichten, daß man die Gage fünf Jahre kann stehen lassen.

Aber wovon soll man denn leben? Ein jeder Officier bekömmt außer seiner Gage noch Kostgeld und Hausmiethe, welche alle Monat promt ausgezahlet wird. Hievon allein kann zwar ein Lieutenant und Fähndrich nicht leben; inzwischen macht es ein jeder so gut, als er kann, um seine Gage die ersten fünf Jahre stehen zu lassen.

Da wir beyde Soldaten sind, so muß ich Ihnen von der Einrichtung des hiesigen Militairetats doch auch etwas schreiben. Es liegen hier in Batavia nicht mehr, wie zwey Bataillons, wovon jedes vier Compagnieen, und jede Compagnie zwey hundert Mann stark ist. Bey jeder Compagnie stehet ein Capitain, ein Lieutenant und drey Fähndriche. Der Herr Obrist Frankena commandirt das erste, und der Herr Major von Colmon das zweyte Bataillon. Der Oberste Frankena, welcher vor einigen Tagen von Ceylon hieher gekommen, ist zugleich Chef von allen Truppen, welche die Holländer in Indien haben. Er ist ein guter Soldat, und hat schon in Europa bis zum Capitain gedient. Außerdem liegen noch zwey Compagnieen Leibdragoner von Sr. Hochedelheit hier, welche der Major Müller commandirt. Die hiesige Garnison sollte also wenigstens zwey tausend Mann stark seyn. Weil aber der Tod seit einiger Zeit so viele Menschen weggerafft hat, so ist die Garnison itzt kaum fünf hundert Mann stark, und hievon liegt wenigstens die Hälfte im Hospital, so daß ein Soldat oftmals vier bis fünf Tage hinter einander auf der Wache stehen bleiben muß. Es zieht alle Tage ein Capitain und acht Officiers auf die Wache; und da die mehreste Zeit viele Officiere krank sind, so

kommen

kommen die Wachen oft herum. Der Dienst ist noch regulairer, wie ich geglaubt habe. Exerciren und maneuvriren kann man hier nicht; weil es zu heiß ist. Man hat es vor einigen Jahren einmal anfangen wollen; die Leute sind aber umgefallen, und daher ist es gänzlich abgeschafft.

Die ganze Garnison, sowohl an Officieren, als Soldaten, besteht mehrentheils aus Deutschen, und es wird auch mehrentheils deutsch commandirt. Der Militairstand ist hier zwar nicht so sehr in Ansehen, wie in Deutschland; weil die Civilbedienten die Oberhand haben. Bey dem allen aber ist jedoch ein hiesiger Fähndrich wenigstens ein so angesehener Mann, als ein Capitain in Deutschland. Es sind auch keine jungen flüchtige Leute, sondern ehrbare bejahrte Männer, und mehrentheils gediente Officiere. Man trifft hier verschiedene an, welche schon Staabsofficiere in Deutschland gewesen sind. Denn es kann, nach den Gesetzen der ostindischen Compagnie, niemand bey Friedenszeiten in einem höhern Pas auskommen, als wie Commandeur über die Soldaten, und wenn er auch Obrister gewesen ist. Und nach den hiesigen Gesetzen kann kein Commandeur im Anfange anders placirt werden, als wie Fähndrich. In Kriegeszeiten leidet es eine Ausnahme. Vom Fähndrich zum Capitain kann man aber geschwind avanciren, wenn man gute Recommendationen hat, und eine officiermäßige Conduite führt.

Was macht man sich in Europa für wunderliche und unrichtige Begriffe von Ostindien! Man glaubt, und ich habe es selbst geglaubt, daß hier eine wilde und

rüde Lebensart sey. Man schließt es hauptsächlich daraus, weil so viele schlechte Menschen hieher gehen, die in Europa nicht haben bleiben können. Das ist freylich wohl wahr; es kommen aber auch viele brave und rechtschaffene Männer, ja ganze Familien her, welche theils in Europa nicht haben subsistiren können, theils wegen Unglücksfälle, theils auch um ein ansehnliches Glück zu machen, diesen Weg gehen. Die Personen, welche nur allein auf unserm Schiffe gewesen, beweisen dieses schon zur Genüge. Der Herr Pastor Vermeer ist nicht allein ein rechtschaffener, sondern auch ein gelehrter Mann. Was hat ihn bewogen, nach Ostindien zu gehen? Weil er in Europa bey aller seiner Geschicklichkeit mit seiner ganzen Familie hätte verhungern müssen, da er hier schon in einem vergoldeten Wagen fährt. Denn er findet ganz außerordentlichen Beyfall, und bekömmt daher viele wichtige Präsente. Weil der Herr van der Parra sowohl, wie seine Frau Gemahlin, sehr devot sind, so ist hier die Geistlichkeit sehr im Ansehen, und sie hat auch einen großen Rang. Wie der Herr Pastor zum erstenmale geprediget hatte, so kriegte er gleich den folgenden Tag von dem Herrn Generalgouverneur einen vergoldeten Wagen nebst zwey Spann Pferden und einem Kutscher zum Präsent. Außerdem wurden ihm noch von einigen Räthen von Indien und andern angesehenen Männern ansehnliche Geschenke gemacht. Außer dieser Familie war auf unserm Schiffe noch ein junger Passagier, dessen Vater Staatengeneral und Bürgermeister zu Utrecht ist. Er wird hieher geschickt, um ein beträchtliches Glück zu machen, welches ihm nicht fehlen kann, wenn er am Leben bleibt,

und

und dann fährt er wieder nach Hause. Nächstdem fuhr noch ein Passagier mit von einer ansehnlichen Familie in Holland, und die Mademoiselle Laurensoon, welche schon verschiedene Körbe in Batavia ausgetheilt hat. Kurz, man findet hier viel hübsche und rechtschaffene Personen, und ein Mensch von einer guten Aufführung kann hier allemal sehr gut zurechte kommen, dahingegen ein schlechter Mensch niemals; und ich habe noch keinen Ort in der Welt gesehen, wo auf die Conduite so viel gehalten wird, wie hier in Batavia.

Es ist zeither eine sehr unangenehme Witterung gewesen. Seit vier Wochen ist kein Tag verstrichen, wo es nicht geregnet hat, und seit vierzehn Tagen regnet es nun schon unaufhörlich. Die Regenschauer sind hier nicht so, wie bey Ihnen zu Lande. Das, was man dort den größten Platzregen nennt, ist hier noch nichts. Ich habe im Anfange einigemal geglaubt, daß es Wolkenbrüche wären. Man kann vor Wasser oftmals gar nicht aus dem Hause kommen, und wenn es nicht gleich wieder ablaufen könnte, wozu alle Anstalten gemacht sind, so würde man in Batavia oftmals nicht ohne kleine Fahrzeuge zu einander kommen können; ich werde des Nachts durch das entsetzliche Geräusch, welches der Regen verursacht, oftmals im Schlafe gestört, da ich doch sonst sehr fest schlafe. Ihre Wintermonate sind hier unsere Regenmonate, und wenn es bey Ihnen Sommer ist, so haben wir fast beständig gutes Wetter. Dann regnet es oftmals in vier bis sechs Wochen gar nicht, sondern es ist immer helles Wetter und Sonnenschein. Dann ist es aber auch zu Zeiten so heiß,

daß

daß die Erde von einander berstet, und dieß zieht gemeiniglich viele Krankheiten nach sich. Das Blitzen und Donnern wird man hier so gewohnt, daß man gar kein Arges daraus hat, und wenn auch das Gewitter über der Stadt ist. Vom Erdbeben wird man hier zu Zeiten incommodirt. So lange ich hier bin, hat man noch nichts davon verspürt; vor ungefähr drey Jahren aber soll es so stark gewesen seyn, daß niemand hat gehen und stehen können. Die Einwohner haben wollen nach der Rheede auf die Schiffe flüchten; allein sie haben dahin nicht kommen können. — Batavia den 31sten Dec. 1771.

Vierter Brief.

Der erste Januar wird hier eben so feyerlich, und mit noch mehrern Cerimonien celebrirt, wie bey Ihnen. Wie der Herr Generalgouverneur nach 10 Uhr aus der Kirche kam, erhob er sich auf das Schloß, allwo sich alle Stände und Collegia versammlet hatten, um ihm zu gratuliren. Der Schloßplatz, welcher vollkommen dreymal so groß ist, wie der in Braunschweig, war so voll von Kutschen, daß man Mühe hatte, durchzukommen. Es kamen auch verschiedene inländische Könige und Prinzen, um ihre Glückwünsche abzustatten; sie sahen zum Theil scheußlich und komisch aus. Ueber einen jungen Prinzen habe ich recht herzlich lachen müssen. Dieser kam zu Pferde in einem sehr komischen Aufzuge. Er war zwar auf orientalische Art sehr prächtig gekleidet, hatte aber keine Strümpfe an, sondern ritt mit bloßen Beinen und Pantoffeln. Er hatte, außer einer kleinen

Escor-

Escorte zu Pferde, ein zahlreiches Gefolge von Sclaven bey sich, die zu Fuße beyher liefen; einige davon hielten große mächtige Schirme über ihn, und einige wehrten ihm die Fliegen ab. Ein jeder Stand oder Collegium kam besonders vor, um seine Glückwünsche anzubringen. Nachdem die inländischen Könige und Fürsten damit fertig waren, kamen die Räthe von Indien, oder die sogenannten Edlen Herren, nebst den zwey Secretairs von der hohen Regierung, darauf die Justizräthe, und so ferner. Wie wir vorkamen, führte der Chef in unserer aller Namen das Wort. Der Herr Generalgouverneur hielt darauf eine kleine, aber recht artige Rede an uns, bezeugte seine Zufriedenheit, und versicherte uns, soviel wie möglich, für unser Avancement zu sorgen. Wie dies geschehen, ließ er sich ein Glas Wein geben, und trank unsere Gesundheit. Darauf wurde uns allen auch ein Glas Wein gereicht, welches auf das Wohl Sr. Hochedelheit ausgeleert wurde, und damit nahmen wir unsern Abtritt. Es war für einen, der es noch nicht gesehen, wohl der Mühe werth, alle diese Cerimonien anzusehen.

A propos! Den 7ten vorigen Monats habe ich zum erstenmale eine der hiesigen Logen besucht. Es sind deren zwey allhier in Batavia. Diejenige, welche ich besucht, führt den Namen La Choisie. Seit einem Jahre aber ist sie umgetauft, und heißt nunmehr La fidele Sincerité. Der Meister vom Stuhle ist ein gewisser Justizrath von Gehren. Hierdurch habe ich Gelegenheit gehabt, verschiedene Bekanntschaften zu machen, die mir sehr angenehm sind. Der Herr von Gehren ist zwar ein Indianer, aber von europäischen

Eltern

Eltern gebohren, und hat in Europa studirt. Er giebt sich viele Mühe, und wendet viele Kosten an, um unsern S. E. Orden immer mehr in Aufnahme zu bringen. Er ist noch ein junger und sehr geselliger Mann. Ich bin oft bey ihm auf seinem Gute, allwo er die mehreste Zeit wohnt. Er sowohl, wie seine Gemahlin, eine gebohrne Holländerin, sind Liebhaber von der Musik, und ich habe bey ihnen manche vergnügte Stunde. Weil es in Batavia so ungesund ist, um Batavia aber nicht, so wohnen fast alle reiche Leute außer der Stadt, und kommen nur, wenn sie was zu thun haben, herein. Man sieht auch um Batavia, die Seite ausgenommen, wo es an die See gränzt, nichts als die herrlichsten Gärten. Weil es sehr gesund ist, daß man zu Zeiten die Landluft genießt, so schlafe ich sehr oft, bald bey diesem, bald bey jenem außer der Stadt. Man ist allemal sehr willkommen, und man thut den Leuten selbst einen großen Gefallen dadurch, weil es ihnen oftmals an Gesellschaft fehlt. —

Wenn ich mit allem hier in Batavia zufrieden bin, so bin ich es doch nicht wegen der schlechten Bedienung, die man von den Sclaven hat. Wie viele Sorgen hat man deshalb, und wie viele Gefahr läuft man dabey! Wer Unglück mit Sclaven hat, kann sehr dadurch zurück kommen. Ich kann keinen mittelmäßigen Sclaven unter 150 bis 200 Rthlr. kaufen. Stirbt er, so ist das Geld verlohren; und wenn ich auch zwanzig gute Sclaven habe, so bin ich doch noch nicht so gut bedient, als von einem guten europäischen Bedienten. Das unangenehmste ist noch dieses, daß sie nicht anders, als mit Schlägen wollen tractirt seyn. Ich habe noch

keinen

keinen eigenen, sondern einen aus dem Hause, worinnen ich wohne. Je mehr Gutes ich ihm thue, desto schlechter wartet er mir auf; und je mehr ich ihn prügle, desto besser bedient er mich. Und was ist das für eine Last! Bey allen dem muß man doch sehr vorsichtig mit den Sclaven umgehen; sonst wagt man, auf eine meuchelmörderische Art ermordet zu werden, wovon man hier viele Exempel hat. Hierzu sind hauptsächlich die Buccanesen und Maccassaren aufgelegt. Dies sind die besten Sclaven, wenn sie einschlagen, und wenn man mit ihnen umzugehen weiß; aber es sind auch die gefährlichsten. Man kann sie bis auf den Tod prügeln, wenn sie es verdient haben, und sie leiden es gerne; man gebe ihnen aber einen Schlag, wenn sie unschuldig sind, so läuft man Gefahr, ermordet zu werden. Das beste dabey ist noch dieses, daß man es ihnen die mehreste Zeit ansehen kann, was sie im Schilde führen. Wenn ein Sclave in den Bart murmelt, wenn sein Herr ihm was befiehlt, oder hinter seinem Rücken drohende Gesichter macht, dann ist es die höchste Zeit, ihn abzuschaffen, und sollte man ihn auch verschenken.

Noch vor wenigen Tagen haben wir ein trauriges Exempel hievon gehabt. Ein hiesiger Lieutenant wird von seinem guten Freunde gewarnet, seinen Sclaven abzuschaffen, weil er gesehen, daß er ihm hinter den Rücken allerley Gesichter gemacht. Der Lieutenant kehrt sich aber nicht daran, sondern peitscht ihn darüber auf eine entsetzliche Art. Zwey Tage darnach ward er des Nachts im Bette ermordet. Wenn ein Buccanese erst einmal einen Groll auf jemanden hat, so ruhet er nicht

eher,

eher, als bis er Rache ausgeübt hat, ohnerachtet er weiß, daß er nicht entwischen kann, sondern daß er auf die grausamste Art hingerichtet wird. Man sieht hier oftmals die entsetzlichsten Executionen, welche an den Sclaven, und besonders an solchen, welche dergleichen Mord hat ausgeübt, vollzogen werden. Das Rädern und Spießen sind die gewöhnlichsten Strafen. Sie stecken manchmal drey bis vier Tage am Spieße, ehe sie sterben. Das wunderſamſte hiebey ist noch dieses. Wenn man einen Sclaven prügelt, so winselt er und krümmt sich, wie ein Wurm; unter den entsetzlichsten Martern des Todes aber sind die mehresten sehr standhaft und gelassen. Ich habe einen am Spieße stecken sehen, welcher die erschrecklichsten Qualen mit einer recht stoischen Unempfindlichkeit ertrug; ich bin darüber erstaunt.

Den 11ten Januar bin ich wieder zu Grabe gefolgt, und das ist seit der kurzen Zeit, da ich in Batavia bin, schon das fünftemal. Einmal bey einem hiesigen Lieutenant, das zweytemal bey der Mademoiselle Vermeer, und dreymal als Blutsfreund. Dieß muß ich Ihnen erklären. Da die wenigsten Europäer hier Anverwandte haben, so werden in diesem Falle allezeit die nächsten Nachbarn, als Blutsfreunde, zum Begräbniß gebeten. Nun hat es sich gefügt, daß meinem Wirthe ein Kind gestorben, und meine Nachbarn rechts und links gleichfalls mit Tode abgegangen sind; daher bin ich schon dreymal als Blutsfreund zu Grabe gegangen. Ländlich, sittlich! So wie man hier überhaupt die Pracht liebt, so läßt man solche auch insonderheit bey den Beerdigungen sehen. Die Officiers werden hier allezeit

öffent-

öffentlich bey Tage, und zwar auf dieselbe Art und mit denselben Honneurs, wie in Deutschland, jedoch auf dem Kirchhofe in der Stadt begraben; auch werden drey Salven gegeben.

Der Aufwand, welchen man hier bey den Hochzeiten macht, ist ganz entsetzlich, und die Pracht außerordentlich. Der Mademoiselle Laurensoon kostet ihre Hochzeit, auf welche ich gebeten war, nebst der Kleidung und Juwelen, beynahe ihr ganzes Vermögen von 30000 Gulden. Ihr Mann, ein gebohrner Hamburger und Unterkaufmann, hat aber auch eine Bedienung, wo er solches in zwey bis drey Jahren wieder gewinnen kann. Er hat den Rang mit einem Fähndrich, aber weit mehr Einkünfte, als ein Capitain, der eine Compagnie hat. Man hat hier eine ganz andere Rangordnung, wie in Europa. Erstlich kömmt der Herr Generalgouverneur und die hohe Regierung, das sind die Räthe von Indien und die beyden Secretairs. Nächstdem sind alle Personen von Distinction in drey Classen getheilt. In die erste Classe zählt man die Oberkaufleute. Hierzu gehört der Chef und alle Staabsofficiers, ingleichen die Capitains; ferner die Justizräthe, Prediger u. s. w. Die zweyte Classe machen die Kaufleute aus. Hierunter rechnet man die promovirten Doctores, die Lieutenants u. s. w. Und in die dritte Classe gehören die Unterkaufleute, Fähndrichs, und was damit den Rang hat; und das sind hier schon sehr angesehene Personen. Das Wort Kaufmann bedeutet hier nicht das, was es bey Ihnen bedeutet, sondern es ist ein Ehrentitel. Was man bey Ihnen Kaufmann nennt, nennt man hier Negociant.

Der Krieg auf Java ist noch nicht zu Ende, und es wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch ein Commando von hier dahin geschickt werden, wenn Schiffe aus Europa kommen, welche Rekrutentransporte mitbringen. Wenn dieses ist, so werde ich suchen mitzukommen, und ich zweifle auch nicht, daß ich in meinem Gesuche reüssiren werde. Es ist zwar hier zu Lande sehr beschwerlich und fatigant, Krieg zu führen; theils, weil das Klima so heiß ist, theils, weil so oft an Lebensmitteln ein Mangel ist, indem wegen des coupirten und gebirgigten Terrains die Lebensmittel nicht können nachgefahren werden, sondern es wird alles durch Sclaven nachgetragen. Es sterben mehr Soldaten durch Fatiguen und wegen Mangel der Lebensmittel, als vor dem Feinde. Alles dieses soll mich inzwischen nicht abschrecken; denn es steht was ansehnliches dabey zu gewinnen, wenn man glücklich ist. Wenn es mir nur einmal gelingen möchte, einen solchen inländischen König oder Fürsten, die sich als Rebellen aufgeworfen haben, gefangen zu kriegen; dann wollte ich bald reich werden. Mein Principium ist noch allezeit: aut Caesar, aut nihil. Wenigstens werde ich keine Gelegenheit vorbey gehen lassen, um mein Glück zu machen suchen.

Einer meiner guten Freunde, der Herr Fähndrich Ries, ist vor einigen Tagen Commendant der sogenannten Prinzenwache geworden. Eine halbe Stunde von Batavia wird ein Bruder von dem Kaiser von Candia, welcher mit List gefangen genommen, als ein Staatsgefangener bewahrt, und es hat ein Officier mit 36 Mann die Wache bey ihm, obschon Se. schwarzbraune Hoheit glauben, daß es geschehe, um ihm Honneurs zu machen.

Man

Man läßt ihn auch gerne bey seinem Glauben. Er schreibt sich, unter andern vielen Titeln: Herr über die Sonne, Mond und Sterne, vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange, und Fähndrich vom großen Mogul. Was muß doch der große Mogul für eine entsetzlich große Creatur seyn, da ein kaiserlicher Prinz, und Herr über Sonne, Mond und Sterne, sich eine Ehre daraus macht, nur Fähndrich in seinen Diensten zu seyn!

Ich habe die hohe Gnade gehabt, Ihro kaiserlichen Hoheit die Cour zu machen. Der Herr Commendant hat mich bey ihm vorgestellt. Wie scheuslich sahen Se. Hoheit aus! Seine Gemahlin, oder vielmehr seine erste Favoritin, war auch mit zugegen. Sie trug den Ring an der Nase, da ihn andere am Finger tragen. Es ist Schade, daß ich mit beyden nicht sprechen konnte, weil ich die Sprache nicht verstehe. Das wenige, was ich mit ihnen gesprochen, geschah durch einen Dollmetscher, welchen er allezeit um sich hat. Der Herr Ries hat diesen Posten blos dadurch gekriegt, weil er ehedem auf Ceylon gewesen, und der Sprache vollkommen mächtig ist. Diese Commendantenschaft ist aber nicht eine der einträglichsten; denn er hat jährlich nicht mehr als etwa 1500 Gulden, und das will hier in Indien nicht viel sagen. Batavia, den 31sten Jenner 1772.

Fünfter Brief.

Noch hat mich der Himmel in dem ungesunden Batavia bis hieher gesund erhalten, da ich schon so viele Menschen um und neben mir, wie die Fliegen, habe um-

fallen sehen. Von dem ganzen Soldatentransport unsers Schiffs, welcher 159 Mann stark war, da wir vom Texel in die See stachen, sind höchstens 15 Mann noch am Leben. Der Ober- und Untersteuermann, welche mit uns angekommen, und von welchen ich geglaubt, daß sie mich zehenmal überleben würden, sind beyde in Batavia gestorben. Der Prediger, welcher nun schon zwey Töchter in Batavia begraben lassen, liegt itzt mit seiner Frau gefährlich krank. Der Doctor von unserm Schiffe ist, wie ich Ihnen schon gemeldet, bey Lissabon gestorben. Es ist also von den sogenannten Officiers von unserm Schiffe keiner mehr gesund, wie der alte Trunnion und ich. Trunnion ist aber schon vor vier Monaten wieder nach Europa gesegelt. Sollte einem hiebey nicht bange werden? Bey dem allen habe ich den besten Muth, und es fällt mir gar nicht ein, krank zu werden. Sobald sich aber eine Gelegenheit findet, daß ich von Batavia wegkommen kann, werde ich sie ergreifen. Denn wird man einmal krank, so gehen Monate, ja manchmal Jahre hin, ehe man recht wieder gesund werden kann, und das ist schlimmer, als der Tod selbst. Es giebt hier verschiedene Officiers, die Krankheits halber in zwey bis drey Jahren keine Dienste haben thun können. So sehr man auch darauf bedacht ist, diesem Unheil abzuhelfen, so kann doch niemand die wahre Ursache ergründen, warum Batavia seit einigen Jahren ein so ungesunder Platz ist, da er es doch vor diesem nicht gewesen. Der daraus entstehende Mangel von Matrosen ist Schuld daran, daß im vorigen Monate, anstatt zwey oder drey Schiffe, nur eines nach Europa gegangen ist; und da ordentlicher Weise

im

im April noch eines wegzugehen pflegt, welches das Nachschiff genannt wird, so wird dieses Jahr, wegen Mangel am Volke, vermuthlich gar keines im April weggesandt werden können.

Noch bin ich nicht placirt; weil noch kein Avancement vorgefallen ist. Unser Chef, der Herr Obriste Frankena, versicherte mich aber gestern, daß es in den ersten Tagen vor sich gehen würde. Ich verlange auch nun sehr darnach; denn ich habe mich lange genug ausgeruhet.

Den 7ten März hat mich der Herr Obriste rufen lassen, und mir angekündigt, daß ich morgen allen Räthen von Indien die Visite machen, und mich ihrer Protection empfehlen müßte, weil der Herr Generalgouverneur bey der ersten Geheimenrathsversammlung ein Avancement im Militair vornehmen würde. Um dieses zu verstehen, muß ich Ihnen, so kurz wie möglich, einen Begriff von der hiesigen Regierungsform machen. Es giebt hier in Batavia verschiedene Collegia, wovon das höchste die hohe batavische Regierung genannt wird. Hierinn werden alle Sachen von Wichtigkeit, welche die ostindische Compagnie angehen, abgehandelt.

Diese sogenannte hohe Regierung besteht erstlich aus dem Herrn Generalgouverneur, nächstdem dem Generaldirecteur, welcher der erste Rath von Indien ist, ferner noch sieben Räthen von Indien, und zweyen Secretairs. Letztere aber haben keinen Sitz und Stimme; sie sind gleichwohl in großem Ansehen, und folgen in der Rangordnung immediate auf die Räthe von Indien. Diese zusammengenommen, machen die hohe Regierung

aus, und kommen ordentlicher Weise alle Wochen zweymal in dem Castel auf Batavia zusammen, nämlich Dienstags und Freytags. Ob nun gleich der Herr Generalgouverneur hier so zu sagen souverain ist, und thun kann, was er will, so nimmt er doch keine Sache von einiger Wichtigkeit vor, und vergiebt keine Bedienung, ohne es erst in dieser Versammlung vorzutragen. Das Militaire geht ihn eigentlich ganz allein an; denn er ist Generalissimus von allen Truppen, welche die ostindische Compagnie hier in Indien hat; dem ohngeachtet nimmt er kein Avancement vor, ohne es erst in der Geheimenrathsversammlung vorzutragen. Weil nun hier alles sehr nach dem Ceremoniel geht, so müssen diejenigen, welche eine Bedienung haben sollen, erst bey der ganzen hohen Regierung, oder, welches einerley ist, bey allen Räthen von Indien die Cour machen, und sie um ihre Protection ersuchen. Man nennt es hier die Ronde machen. Es ist eigentlich nichts als ein Compliment, welches man den Herren macht; denn derjenige, welcher avertirt wird, die Ronde zu machen, ist so gewiß versichert, daß er reüssirt, wie zweymal zwey viere ist.

Am folgenden Tage habe ich also allen Räthen von Indien die Cour gemacht, und sie versicherten mich alle, daß sie mir nicht entgegen seyn würden. Das wußte ich vorher. —

Den 10ten März des Mittags um 12 Uhr, da der Geheimerath zu Ende war, kam ein Hellebardier von Sr. Hochedelheit zu mir, und brachte mir, wie es hier gebräuchlich ist, die Nachricht, daß ich Fähndrich auf Batavia geworden sey; er wünschte mir dabey für vier Ducaten, welche ich ihm in die Hand drückte, tausend

Glück

Glück und Segen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich nur Fähndrich geworden bin; allein ich habe Ihnen schon geschrieben, daß nach den hiesigen Gesetzen bey Friedenszeiten niemand, und wenn er auch in Europa Obrister gewesen, und mit den größten Recommendationen versehen ist, einen höhern Platz vorerst bekommen kann. Es hat auch hier mit einem Fähndrich eine ganz andere Bewandniß, als in Europa. Es werden hier keine junge Leute dazu genommen, sondern Personen, die entweder in Europa schon als Officiers gedient haben, oder solche, welche hier im Lande schon lange gedient, und sich wohl gehalten haben; jedoch ist die Anzahl der erstern weit größer, und sie haben auch allezeit vor den letztern den Vorzug. Daher kömmt es, daß man hier wenige Officiere sieht, die nicht schon etwas bey Jahren sind. Man sieht hier mehr Fähndrichs von dreyßig bis vierzig, als von zwanzig bis dreyßig Jahren. Mit mir ist heute, nebst verschiedenen andern, auch ein gewisser Herr von U..., welcher schon einige Jahre unter dem berühmten Paoli in Corsica gedient hat, Fähndrich geworden. Hier habe ich monatlich ein und vierzig Rthlr. und einige Stüber. Meine Gage beträgt nämlich monatlich vierzig holländische Gulden; nächstdem bekomme ich für Kostgeld 11 Gulden und 18 Stüber, ferner für Hausmiethe jährlich zweyhundert Gulden, und endlich für Morgenwein monatlich drey Gulden. Dieß macht alles in allem ein und vierzig Reichsthaler und vier Stüber des Monats. Heute habe ich wieder sowohl dem Herrn Generalgouverneur, als auch den sämmtlichen Räthen von Indien die Visite gemacht, um ihnen meinen Dank abzustatten.

Seit einigen Tagen bin ich damit beschäfftiget gewesen, theils mich in Montirung zu setzen, theils meine Haushaltung zu reguliren. Nichts ist hier im Anfange mühsamer und kostbarer, als sich einzurichten. Man kann hier keine Zimmerr und Etagen miethen, wie in Europa, sondern man ist genöthigt, gleich ein ganzes Haus zu häuren. Denn die Vornehmen sind hier viel zu stolz, um Jemanden für Geld bey sich einzunehmen; die vom mittlern Stande sind, wo nicht auch zu stolz, doch zu reich dazu; und bey geringen Leuten darf man nicht logiren, wenn man sich nicht der Verachtung aussetzen will. Es ist auch kein Officier in Batavia, der nicht entweder allein oder mit einem andern zusammen ein Haus hat. —

Den 18ten März habe ich meine erste Wache gethan; es sind aber die Wachen hier gar nicht ermüdend. Die größte Last, welche man hat, ist diese, daß man von des Morgens um 6 bis Mittags um 12 Uhr in Kleidern, Escarpe und Ringkragen seyn muß; von 12 bis 4 Uhr Nachmittags aber kann man sich ganz und gar auskleiden, und seine Nachmittagsruhe so gut halten, wie zu Hause. Denn unter dieser Zeit wird für niemanden ins Gewehr gegangen, um die Leute wegen der großen Sonnenhitze nicht zu fatiguiren; auch werden so lange die Gewehre aufgenommen. Man sieht aber auch von 12 bis 4 Uhr Nachmittags fast niemanden auf der Gasse, als Chineser, Sclaven und etwa einige Matrosen. Des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu schlafen, bin ich nun schon so gewohnt, wie das Schlafen bey Nacht. Das schlimmste hier zu Lande ist dieses, daß man durch eine gewisse Art Insekten, die man

Muschi-

Muschiten nennt, so sehr in der Ruhe gestört wird. Es ist eine Sorte Fliegen mit einem Stachel. Wenn sie einen stechen, so thut es nicht allein weh, sondern es läuft allemal auch dick auf. Ich habe manchmal so fest geschlafen, daß ich nichts davon gefühlt habe; wenn ich aber aufgewacht bin, so habe ich lauter Beulen im Gesichte und auf meinem ganzen Körper gehabt, die sich aber bald wieder verziehen. Die mehresten lassen sich entweder deshalb durch Sclaven, oder auch wohl durch Mädchen die Muschiten abwehen.

Den 22sten März habe ich schon wieder die Wache gehabt; denn weil auf Batavia die mehreste Zeit viel Officiers krank sind, so kommen die Wachen oft herum. Dieses mal habe ich die Zeit viel stiller zugebracht, wie bey meiner ersten Wache. Ich habe mich insonderheit damit amüsirt, daß ich einen Mann nach dem andern zu mir kommen ließ, welche mir ihren Lebenslauf erzählen mußten. Wenn man diese Leute anhört, so ist es so gut, als wenn man einen lebendigen Roman liest. Es war ein Corporal darunter, welcher Lieutenant unter den preußischen schwarzen Husaren gewesen ist. Man trifft hier unter den Unterofficiers, ja selbst unter den Gemeinen viele an, welche in Europa Officiers gewesen sind.

Den 27sten März habe ich meine dritte, aber auch zugleich meine letzte Wache auf Batavia gethan. Wie? meine letzte? Ja, mein Lieber! Ich bin einen Pas avancirt; meine Einkünfte haben sich vergrößert, und ich komme an einen Ort, wo es so gesund ist, wie in B . . . Das sind drey wichtige Punkte! Gestern war wiederum geheimer Rath gewesen, und um 11 Uhr

Mittags kam ein Hellebardier von Sr. Hochedelheit zu mir an die Wache, welcher mir die angenehme Zeitung brachte, daß ich Cornet bey der Garde zu Pferde bey dem Herrn Gouverneur von Java geworden sey. Ich bin erstlich dadurch einen Pas avancirt; denn ein Cornet bey der Garde zu Pferde hat den Rang mit einem Lieutenant; nächstdem stehe ich mich besser, wie ein Lieutenant, und komme an einen Ort, wo es nicht allein sehr wohlfeil, sondern auch sehr gesund ist. Der Gouverneur von Java residirt zu Samarang, welches zur See 70 bis 80 Meilen von Batavia ist. Es ließ mich hierauf der Herr Obrist von Frankena sogleich von der Wache ablösen, damit ich mich noch denselben Tag bey der hohen Regierung für dieses Avancement bedanken könnte. Wie ich zu Sr. Hochedelheit kam, redete mich dieser liebenswürdige Herr gleich mit folgenden Worten an: „Nun, mein Herr, sind Sie mit dieser Veränderung zufrieden?“ Nachdem ich ihm in den dankbarsten Ausdrücken meine große Zufriedenheit bezeigt hatte, so fuhr er auf folgende Weise fort: „Es ist mir lieb, daß ich Ihnen hiedurch einen Dienst habe thun können; denn ich sehe, daß ihre Aufführung mit den Recommendationsbriefen, welche Ihrentwegen an mich geschrieben sind, überein kömmt. Sie kommen auf einen sehr gesunden Platz, und wo Sie besser zu rechte kommen, wie auf Batavia; ich wünsche Ihnen ferner Glück und Gesundheit auf Java.“ Ist das nicht freundlich gesprochen von einem Generalgouverneur von Indien? Er ist in der That der charmanteste Herr von der Welt, und ein wahrer Menschenfreund. Da unzählige Menschen an ihn recommandirt werden, so ist er

oft-

oftmals sehr verlegen, daß er nicht allen so helfen kann, wie er wohl wünschte. —

Den 3ten April des Morgens um 6 Uhr hatte ich schon einen Hellebardier im Hause, durch den mich der Herr Generalgouverneur wissen ließ, daß ich mich bereit halten möchte, mit dem Ostindischen Schiffe Walcheren nach Samarang zu gehen; worauf ich sogleich von dem Herrn Generalgouverneur sowohl, als auch von den Herren Räthen von Indien Abschied nahm. Wie ich zu dem würdigen Greise, Petrus Albertus van der Parra kam, so sagte er mir, daß er mich darum hätte avertiren lassen, weil er geglaubt hätte, daß es mir angenehm seyn würde, die Zeit meiner Abreise einige Tage vorher zu wissen, um meine Sachen darnach zu reguliren. Ist das nicht eine große Attention von einem so großen Herrn, der beständig mit so vielen wichtigen Sachen beschäfftiget ist. Ich bin aufs empfindlichste gerührt worden, wie ich Abschied von ihm nahm; denn er ist die Gütigkeit und Menschenliebe selbst, und im eigentlichen Verstande ein rechter ehrlicher Mann.

Der Herr Tomassen, Secretair der hohen Regierung, meynt es doch sehr gut mit mir. Er schrieb mir diesen Morgen ein kleines Billet, worinnen er mich ersuchte, diesen Abend bey ihm zuzubringen; ich möchte ja kommen, und er wolle mir um 6 Uhr seinen Wagen senden. Wie ich zu ihm kam, sagte er mir, daß sich der Edle Herr Romp, nebst seiner Gemahlin, bey ihm melden lassen; er habe mich zu dem Ende gebeten, um mich mit ihnen bekannt zu machen, weil der Herr Gouverneur von der Burgh mit einer leiblichen Tochter von

dem

dem Edlen Herrn Romp vermählt ist. Diese Bekanntschaft ist mir von sehr großem Nutzen gewesen; denn der Edle Herr Romp hat mich ersucht, noch vor meiner Einschiffung zu ihm zu kommen, er wolle mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, den Herrn von der Burgh, mitgeben. Daß dieser Brief nicht ohne Nutzen sey, können Sie daraus urtheilen; weil der Herr von der Burgh sein Glück, daß er Gouverneur von Java geworden ist, besonders dem Edlen Herrn Romp mit zu danken hat.

Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch schreiben, was für Ceremonien hier gemacht werden, wenn ein Edler Herr, oder welches einerley ist, ein Rath von Indien, mit in der Gesellschaft ist. Es ist hier der Gebrauch, daß man, wenn man bey jemanden zum Essen oder des Abends auf ein Pfeifchen genöthiget ist, sobald man ins Haus tritt, gleich seinen Rock auszieht. Wenn aber ein Rath von Indien in der Gesellschaft erwartet wird, so bleibt der Wirth sowohl, als auch die Gäste so lange gekleidet, bis er angefahren kömmt; denn er geht niemals en Visite zu Fuß. Dann zieht er erstlich ganz allein den Rock aus; darauf sagt er zu dem Wirthe und den übrigen Gästen, sie möchten sich gleichfalls commode machen, worauf sie alle die Röcke ablegen. Man trägt dieserhalb allezeit Ermel ün Camisol. Selbst bey dem Herrn Generalgouverneur zieht man, wenn man als Gast bey ihm ist, den Rock aus. Ehe man sich niedersetzt, sind die Stühle schon alle so rangirt, wie sie stehen müssen. Auf einem etwas erhabenern Stuhl, wie die andern, sitzt der Rath von Indien oben an, und die Gäste nebst dem Wirthe rangiren

giren sich nach ihrem Range in zwey Reihen, so daß sie mit dem Edlen Herrn ein Quarré long formiren. Neben ihm darf niemand sitzen, das wäre gegen die Kleiderordnung, es müßte denn auch ein Rath von Indien seyn. Sobald die Gesellschaft sich niedergesetzt hat, wird erstlich dem Edlen Herrn allein, jedoch von einem Sclaven, eine Pfeife präsentirt; denn Europäer warten, unserer Nation zu Ehren, niemals auf. E bald er solche angezündet hat, wird den übrigen Gä... auch Taback präsentirt. Eben so geht es auch mit dem Wein und Bier, und es wird bey jedem Glase, es mag Wein oder Bier seyn, allezeit eine Gesundheit getrunken, welche der Wirth ausbringt. Die erste Gesundheit ist allezeit: een Glaasse voor den Dorst, und die zweyte: Smaaklig Peipchen. Die übrigen sind willkührlich. Solche abendliche Zusammenkünfte dauren allezeit von 6 bis 9 Uhr, unter welcher Zeit nichts gethan wird, wie geraucht, getrunken und gesprochen. Das Spielen ist hier wenig Mode, und in solchen Gesellschaften, wo der Herr Generalgouverneur, oder ein Rath von Indien, gegenwärtig ist, gar nicht. Die Damen bleiben allezeit in einem besondern Zimmer für sich allein. Sobald die Gesellschaft aus einander gehen will, zieht ein jeder, und selbst der Wirth, den Rock wieder an, da man in andern Gesellschaften, wo kein Edler Herr gegenwärtig ist, die Röcke nach Hause schickt, sobald man dem Wirthe sein Compliment gemacht hat, und hernach im Camisol nach Hause geht oder fährt.

Wenn ein Edler Herr in eine Gesellschaft kömmt, so giebt er einem jeden die Hand, und so auch, wenn

er

er wieder weggehet. Das Händegeben ist hier überall im Gebrauch. Wenn ich in eine Gesellschaft komme, wo funfzig und mehr Personen sind, so muß ich erst die Ronde machen, und einem jeden die Hand geben. Das ist sehr lästig; aber ländlich, sittlich! Dahingegen küssen sich die Mannspersonen hier zu Lande niemals, und einer Dame, und wenn sie auch vom ersten Range wäre, die Hände zu küssen, würde entweder für eine große Niederträchtigkeit angesehen werden, oder man würde sich verdächtig machen, als wenn man einen verbotenen Liebeshandel mit ihr hätte. Nichts ist brillanter, als wenn des Abends eine solche Gesellschaft aus einander geht. Dann krimmelt und wimmelt es von Sclaven mit Fackeln und brennenden Lichtern. Hiebey wird selbst eine große Ceremonie beobachtet. Eine Meffrow, oder welches einerley ist, die Gemahlin von einem Rath von Indien, hat vier Fackeln vorauf, und zwölf Mädchen mit brennenden Wachslichtern hinter sich, welche sie bis an den Wagen begleiten, und so nach Proportion andere auch. Dieß giebt bey Abend einen angenehmen Prospect, und die ganze Gegend, wo eine solche Gesellschaft wegfährt, ist davon erleuchtet.

Den 7ten April des Abends um 6 Uhr, habe ich dem ungesunden Batavia mit Freuden gute Nacht gesagt, und ich schwebe wieder auf dem Wasser, und hauche die frische Seeluft ein. —

Ich habe heute einen sehr fatiganten Tag gehabt, so daß ich auch vor Müdigkeit im Schreiben nicht fortfahren kann; denn ich bin seit diesem Morgen um 3 Uhr beständig im Gange gewesen, ohne einmal Nachmittagsruhe zu halten. Morgen früh mit Anbruch des

Tages

Tages gehen wir unter Seegel, wenn es anders der Wind erlaubt. Auf der Bataviaschen Rheede den 7ten April 1772.

Sechster Brief.

Heute habe ich so viel Materie zum Schreiben, daß ich nicht weiß, wobey ich anfangen und aufhören soll. Ich will Sie dießmal mit keiner langen Reisebeschreibung aufhaltrn. Was kann es Ihnen verschlagen, wie oft wir Anker geworfen, und wie oft wir wieder unter Segel gegangen sind; wie oft wir guten, oder contrairen Wind, oder Meerstille gehabt? Es wird Ihnen genug seyn, wenn Sie wissen, daß ich eine glückliche und vergnügte Reise gehabt habe, und daß ich allhier auf Samarang glücklich und gesund angelandet bin. Den 8ten April mit Anbruch des Tages giengen wir unter Segel und den 15ten legten wir eine Stunde von Samarang, und eine halbe Stunde von der Samarangschen Rheede, unter einem erschrecklichen Donnerwetter, Abends um 7 Uhr Anker. Wir konnten wegen dieses schweren Ungewitters nicht auf die Rheede kommen. Es that einige so harte Schläge, daß wir glaubten, es hätte ins Schiff eingeschlagen. — Auf der ganzen Reise ist sonst nichts merkwürdiges vorgefallen. Was mir am merkwürdigsten gewesen, ist dieses, daß ich zum erstenmal einen feuerspeienden Berg, an welchem wir etwa in der Entfernung von 2 Stunden weggesegelt sind, gesehen habe. Er ist von einer ansehnlichen Höhe, noch viel höher, als der Blocksberg, und heißt Taggal. Er spie zu derselben Zeit kein

Feuer, aber er rauchte stark, welches man des Nachts, weil eben heller Mondenschein war, sehr deutlich sehen konnte.

Den 16ten April, früh um 2 Uhr, kam schon ein Fahrzeug von Samarang an. Ich machte sogleich dem Herrn Gouverneur, Johannes Robert von der Burgh, die Visite. Ein Gouverneur von Java ist ordentlicher Weise allezeit zugleich Rath von Indien. Obgleich der itzige es noch nicht ist, jedoch aber vermuthlich bald werden wird; so wird er doch Edler Herr genannt. — Von da gieng ich zu dem Herrn Capitain Commendant Tropponegro, welcher ein Sachse von Geburt, und von italiänischer Abkunft ist. Ob er gleich nur Capitain ist, so ist er doch zugleich Chef von allen Truppen in Java, jedoch unter der Ordre des Herrn Obristen Frankena, welcher, wie ich schon gemelbet habe, Chef über alle holländische Truppen in Indien ist. Hieraus können Sie urtheilen, was ein Capitain hier schon für eine Creatur sey, und so ist es nach Proportion mit einem Lieutenant und Fähndrich.

Das Corps Leibdragoner, wobey ich die Ehre habe, Cornet zu seyn, soll aus einem Capitainlieutenant, welcher Chef davon ist, einem Cornet, zwey Wachtmeisters, vier Corporals, einem Tambour, zwey Trompetern und vierzig Gemeinen, mithin überhaupt aus ein und funfzig Mann bestehen; itzt aber ist es nur zwey Mann stark, und das ist der Capitainlieutenant und der Cornet. Wie geht das zu? Das will ich Ihnen erzählen. Es ist schon seit einigen Jahren auf der Ostküste von Java mit inländischen Regenten Krieg gewesen,

sen, und es wird ein Commando nach dem andern dahin gesandt. Weil es aber in den dasigen Gegenden so ungesund ist, daß die Menschen mehr von dem Klima, als von dem Feinde sterben, so hat der Feind noch die mehrste Zeit die Oberhand behalten, und der Krieg ist noch nicht zu Ende. Nun wird zwar die Leibgarde zu Pferde ordentlicher Weise niemals zu dergleichen Expeditionen gebraucht; denn sie ist eigentlich blos dazu bestimmt, dem Herrn Gouverneur, besonders vor den Einländern, Honneur zu machen. Weil aber vor kurzem auf der Ostküste nothwendig Succurs von nöthen war, so hat der Herr Gouverneur, wegen Mangel des Volks, sich genöthiget gesehen, seine Garde dahin zu senden. Der Capitainlieutenant ist gleich im Anfange an einer leichten Wunde gestorben, und der Cornet, welcher nachher das Commando gehabt, hat sich bald darnach auf eine so schändliche Art überfallen lassen, daß das ganze Corps Dragoner mit Strumpf und Stiel ist aufgerieben worden. Diejenigen sind noch glücklich gewesen, welche in der ersten Furie sind massacrirt worden. Mit den Gefangenen ist der Feind auf die grausamste Art umgesprungen. Sie haben unter den entsetzlichsten Martern einen grausamen Tod sterben müssen. Der Cornet, welcher durch seine unverantwortliche Nachlässigkeit und Poltronnerie an diesem Unglück schuld gewesen ist, hat seinen verdienten Lohn empfangen. Er ist unter der Anzahl der Gefangenen gewesen. Die Feinde haben ihm die Haut abgelöset, und das rohe Fleisch mit siedendem Oele so lange begossen, bis er unter diesen schrecklichen Martern gestorben ist. Es ist hier zu Lande im Kriege eine Hauptregel:

aut vincere, aut mori, entweder siegen oder sterben. Wir hoffen itzt täglich auf einen Soldatentransport, der von Batavia kommen soll, um die Garde zu Pferde von neuem wiederum aufzurichten.

Nachdem ich mich genau erkundiget, worinnen eigentlich mein Dienst, welchen ich als Cornet bey der Garde wahrnehmen muß, bestehe, so will ich Ihnen solches wiederum kürzlich mittheilen. Ohngeachtet ich drey Arten von Bedienungen zugleich bestreiten muß, so kann ich doch alles im Spielengehen verrichten; ja mein Dienst ist selbst mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft. Ich bin erstlich, nach europäischer Art zu reden, Oberstallmeister. Nun muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nichts davon verstehe; aber das ist auch nicht nöthig. Ich halte mir, wie Rabener sehr weislich sagt, einen grossen Jungen, welcher es um so viel besser versteht, und das ist der Stallmeister, welcher schon in Europa bey einem hessischen Infanterieregimente diesem Dienste vorgestanden hat. Alles, was ich hiebey zu thun habe, ist dieses, daß ich dann und wann in den Stall gehe, und zusehe, ob alles in richtiger Ordnung sey; auch muß ich den täglichen Rapport, welchen ich von dem Stallmeister empfange, dem Herrn Gouverneur wiedergeben. Dieser ganze Dienst ist eigentlich nichts anders, wie eine Art von Ceremonie. Bey dem zweyten Amte aber, welches ich bekleide, fällt etwas mehr zu thun vor. Ich muß gewissermaßen einen Hofcavalier agiren. Das ist wiederum was neues; jedoch denke ich diesem Amte mit vielem Ruhme vorzustehen, denn mein vornehmstes Geschäfft bey dieser Bedienung ist dieses, daß ich alle Tage mit dem Gouverneur, es

sey bey ihm, oder bey andern, sehr magnifik esse und trinke. Mein drittes Amt ist endlich dieses, daß ich als Officier zu Pferde und zu Fuße, sowohl bey großen Ceremonien, um Honneur zu machen, als auch im Fall der Noth gegen den Feind, Dienste thun muß. Das letztere fällt sehr selten vor, das erstere aber sehr oft. Von allen diesen Aemtern werde ich bey vorfallenden Gelegenheiten weitläuftiger reden. — Samarang den 24sten April 1772.

Siebenter Bref.

Wissen Sie was neues? Ich habe schon eine Campagne oder vielmehr eine Expedition gegen den Feind gemacht, und bin auch schon wieder zurück. Das ist alles sehr geschwind gegangen. Den 27sten des vorigen Monats ward ich, nebst dem Capitain von den Dragonern, Mittags um 11 Uhr zu dem Herrn Gouverneur gerufen, welcher uns ankündigte, daß wir uns um 6 Uhr Abends bereit halten möchten, um mit funfzig Mann Grenadiers an Bord zu gehen; wir möchten um 5 Uhr wieder kommen, da er uns eine nähere schriftliche Instruction geben würde. Wir mußten uns also so geschwind als möglich marschfertig machen, und uns mit Munition und allen zum Kriege erforderlichen Nothwendigkeiten versehen. Der Herr Gouverneur hatte Nachricht gekriegt, daß sich etwa dreyßig Stunden von Samarang ein Rebell aufgeworfen habe, der sich für einen Pangerang, das heißt, für einen Prinzen ausgegeben. Dieser hatte sich einen Anhang gemacht, und in den dasigen Gegenden viele Grausamkeiten ausgeübt.

Wir mußten also, nebst noch 300 Mann inländischer Truppen, welche unterwegens zu uns stoßen sollten, den Pangerang mit seinem Anhange aufsuchen, und insonderheit trachten, denselben entweder todt, oder lebendig, zu kriegen. Denn sobald man das Haupt von solchem zusammengelaufenen Raubgesindel hat, so flüchten sie von selbst. Diesem zu Folge giengen wir des Abends um 6 Uhr mit fünf Fahrzeugen zu Wasser. In dem erstern, welches von dem andern sehr distinguirt war, saß ich nebst dem Capitain, unsern Domestiken, und zwey Waldhornisten; in dem zweyten war die Munition, wobey ein tüchtiger Corporal mit vier Mann commandirt wurde, und in den drey übrigen Fahrzeugen wurde die übrige Mannschaft, nebst den Unterofficiers vertheilt.

Den 28sten April mit Anbruch des Tages, das ist hier allezeit Jahr aus Jahr ein Morgens um 6 Uhr, gleichwie Abends um 6 Uhr allezeit die Sonne untergehet, langten wir zu Japara an. Hier habe ich den liebenswürdigsten Mann von der Welt kennen lernen, welcher sich von der Becke nennt, und Resident oder Oberhaupt von Japara ist. Er hat nicht allein uns beyde Officiers aufs freundschaftlichste empfangen, sondern auch unsern bey uns habenden Grenadiers alles mögliche Vergnügen, und ein Präsent von hundert Ducaten gemacht. Wir blieben den ganzen Tag auf Japara, und es stieß hier noch ein Tomogong, das heißt, ein inländischer Regent über einen gewissen District Landes, nebst 150 Mann inländischer Miliz, zu uns, welche theils mit Piken, theils mit Pfeil und Bogen, und theils mit Gewehr bewaffnet waren. Dieser Tomo-

gong

gong ist schon ein Greis von einigen 70 Jahren, aber noch sehr munter und tapfer, und ist der ostindischen Compagnie allezeit sehr treu gewesen, welches er in verschiedenen Feldzügen bewiesen hat. Er nennt sich Citroffumo. Ohngeachtet ein solcher Tomogong bey den Inländern schon ein großer Mann ist, so stund er doch unter unserm Befehl; denn es ist hier eine Hauptregel, daß wir Europäer uns bey den Inländern allezeit im Respect zu erhalten suchen müssen. Wir leben mit den vornehmsten Javanern zwar auf einen freundschaftlichen Fuß; aber sie müssen doch von uns allezeit Befehle empfangen. Es muß hier im Lande eine ganz besondere Politik beobachtet werden.

Den 29sten April des Morgens um halb 6 Uhr brachen wir von Japara auf, und marschirten über Land. Nicht allein die Officiers bekamen Pferde, sondern auch die Unterofficiers und Gemeine; die inländischen Soldaten aber mußten zu Fuße gehen. Alle Bagage, sowohl von Officiers, als Gemeinen, ward durch Javaner, welche dazu auf Japara beordert wurden, unsnachgetragen; denn die Wege sind hier nicht so beschaffen, daß sie allerwärts können befahren werden. Um 9 Uhr machten wir einen Halt von einer halben Stunde in der Negrei Morgiosso, und um 12 Uhr rückten wir in die Negrei Cotus ein. Der Capitain und ich logirten daselbst bey einem Tomogong mit Namen Werio di Ningrat, der mit einer verstoßenen Frau des Kaisers von Java verheyrathet ist. Er empfieng uns schon vor der Hausthüre mit einem zahlreichen Gefolge, welches er hinter sich hatte; auch ließ er uns durch seine Miliz Honneur machen. Ein solcher Tomogong kömmt

mir just so vor, als wenn ein Opernkönig aufgezogen kömmt. Denn wo er geht und steht, hat er allezeit ein zahlreiches Gefolge bey sich, welche mit allerley Gewehr bewaffnet sind.

Den 30sten April, des Morgens um 5 Uhr, brachen wir wieder auf. Der Tomogong Morgiosso stieß noch mit 150 Mann inländischer Miliz zu uns, daß die ganze Armee also mit uns 350 Mann stark war. Nachdem wir auf dem halben Wege einen Halt gemacht hatten, rückten wir Mittags um 11 Uhr in die Negrei Patti ein, wo wir wiederum bey einem Tomogong, mit Namen Surdicromo, logirten. Er regulirte uns Mittags und Abends mit einer Tafelmusik, wovon mir noch die Ohren gellen. Die Musik, welche die Javaner machen, und woran sie einen so großen Gefallen finden, ist unsern europäischen Ohren so zuwider, daß man möchte närrisch davon werden. Es ist für uns ganz und gar keine Harmonie darinn; ich kann solche nicht besser vergleichen, als mit einem Concert, wo alle auf lauter verstimmten Instrumenten kratzen, und durchunter hört man ein dumpfiges Geläute von allerley Sorten von Glocken. Da wir aus Höflichkeit gegen den Tomogong diese Musik bewunderten, so war er wieder so höflich, und ließ sie zu unserer größten Pönitenz die ganze Nacht spielen, daß wir kein Auge zuthun konnten, so müde wir auch waren.

Den 1sten May machten wir einen Rasttag, theils um durch Spions nähere Nachrichten von dem Feinde einzuziehen, theils um die Leute ausruhen zu lassen, und ich ritt mit dem Capitain und den beyden Tomogongs

nach

nach dem Fort Joana, um von dem dasigen Residenten, der auch schon Spions ausgeschickt hatte, noch mehr zu erfahren. Dieser Resident, welcher sich Niewirt nennt, ist eben ein so guter Mann, wie der Herr von der Becke zu Japara. Man hört hier auf Java so viele edelmüthige Handlungen von ihnen, daß man die größte Achtung für sie haben muß. Ihr größtes Vergnügen ist wohl zu thun, und sie können es auch; denn eine solche Residenz bringt jährlich wenigstens 20, bis 30,000 Rthlr. ein. Sobald wir zu Patti, welches eine Stunde von Joana liegt, angekommen waren, schickte der Herr Niewirt gleich einen Koch mit allerley Getränken und Lebensmitteln, um uns und unsere Leute zu bewirthen; auch ließ er, gleichwie der Herr von der Becke, 100 Ducaten unter sie vertheilen. Gegen Abend kriegten wir die gewisse Nachricht, daß sich der Feind jenseits des Flusses, (denn es war auch ein Fluß zwischen uns in dem Gebirge, welches etwa noch 3 Stunden von uns war,) gelagert hätte. Auf diese Nachricht hielten wir mit den beyden Tomogongs sogleich Kriegesrath, und es wurde beschlossen, den folgenden Tag über den Fluß zu gehen, und den Feind den Tag nachher, mit Anbruch des Tages suchen zu überfallen. Diesem zu Folge brachen wir den 2ten May Morgens um 5 Uhr auf. Ehe wir an den Fluß kamen, hatten wir einen Weg zu passiren, der so wenig konnte beritten, als befahren werden; weil es an einigen Orten so morastig war, daß die Pferde würden stecken geblieben seyn. Unsere Leute mußten sich deswegen ausziehen; ihre Kleider und Gewehr wurden ihnen durch die Javaner nachgetragen, und so mußten sie suchen, durch den

Morast, worinn sie oftmals bis an den Hals zu stecken kamen, fast eine Stunde, bis an den Fluß durch zu waden. Wie machte es denn der Capitain und ich? Ich muß lachen, wenn ich noch daran denke. Wir wurden ein jeder in einem großen Lehnstuhle durch Javaner übergetragen. Ist das nicht lustig, in einem Lehnstuhle gegen den Feind marschiren? Nachmittags um 4 Uhr ließen wir uns über den Fluß setzen, und Abends um 8 Uhr rückten wir in die Negrei Zinkelzewo, welche noch eine Stunde von dem Gebirge liegt, wo sich der Feind aufhalten sollte; weswegen wir Wachen und Pikets ausstellten. Die Leute mußten angezogen bleiben und die Gewehre bey sich behalten. Des Abends berathschlagten wir uns nochmals, und nahmen Abrede, auf welche Art wir attaquiren wollten; weil wir wiederum neue Nachrichten erhielten, daß der Feind sich noch in den Gebirgen aufhalte. Es wurde beschlossen, unser Corps in zwey Treffen zu rangiren; das erste sollte der Capitain mit dem Tomogong Citressumo, und das zweyte ich mit dem Tomogong Suroicromo commandiren. Das erste sollte 200, und das zweyte 100 Mann stark seyn. Von dem ersten Treffen sollten 50 Bucconesen die Avantgarde machen, und den ersten Angriff thun. Die Bucconesen sind ein tapferes streitbares Volk. Wenn sie attaquiren wollen, so beschmieren sie sich das Gesicht und den Leib, denn sie sind fast ganz nackend, mit allerley Farben; sie lassen die Haare wild und zerstreut über das Gesicht hängen, um recht fürchterlich auszusehen. Wo sie hinkommen, muß alles fallen, oder weichen; denn sie wehren sich, so lange sie sich rühren können. Die ostindische Compagnie

hat

hat viele von dieser Nation im Dienste, welche ihr im Kriege große Dienste thun; denn sie lassen sich wohl ermorden, aber niemals zurück treiben. Eine wilde Tapferkeit oder vielmehr Tollkühnheit ist dieser Nation eigen, worinn sie ihre größte Ehre suchet. Doch wiederum zur Hauptsache zu kommen. Die Pelotons wurden durch inländische Officiers und unsere Unterofficiers commandirt. Der Angriff sollte kurz vor Anbruch des Tages geschehen. So wurde es beschlossen und auch glücklich ausgeführt.

Den 3ten May, des Morgens halb 4 Uhr, marschirten wir stille ab, und um 5 Uhr fielen die Bucconesen den Feind, der uns gar nicht war gewahr worden, mit solcher Wuth und brüllendem Geschrey an, daß die Berge und Thäler davon ertönten. Der Feind, welchen man ohngefähr auf 800 Mann geschätzt hatte, wurde von diesen 50 Bucconesen allein totaliter geschlagen, ohne daß das erste und zweyte Treffen einmal ins Handgemenge kam. Was sich nicht mit der Flucht rettete, wurde niedergemacht und gefangen genommen. Das größte Glück hiebey war noch dieses, daß der Anführer der Rebellen mit todt auf dem Platze lag. Denn sobald dies Raubgesindel keinen Anführer mehr hat, so laufen sie von selbst auseinander. Wir ließen diesem Hauptrebellen, wie es hier gebräuchlich ist, den Kopf abhauen, selbiger wurde eingesalzen, und nebst den Gefangenen nach Samarang geschickt, wo er auf einen großen Bambusstock drey Tage zur Schau gestellt, und darnach in den Fluß geworfen wurde. Hiermit hatte der ganze Krieg ein Ende.

Wie alles vorbey war, marschirten wir wieder nach Zinkelzewo, wo der Herr Resident Niewirt sowohl für uns, als für unsere Leute, ein köstliches Gastmal hatte anrichten lassen. Er selbst war auch mit gegenwärtig, und wir waren den Tag über recht frölich. Nach gethaner Arbeit ist gut feyern. Von unsern Bucconesen haben wir doch inzwischen 27 Mann vermißt, und 9 davon waren verwundet. Die übrigen hatten jeder einen feindlichen Kopf auf der Spitze ihrer Pike, und rückten so triumphirend in Zinkelzewo ein. Die Kerls sahen aus wie der lebendige Satan.

Den 4ten May mit Anbruche des Tages brachen wir wieder auf, marschirten zu Fuße bis nach der Negrei Cassia, wo wir eingeschifft wurden, und über See wiederum nach Samarang zurückkehrten.

Den 5ten des Abends um 11 Uhr landeten wir schon auf Samarang an. Gestern habe ich zum erstenmale einen Krokodil gesehen, welcher mit aufgesperrtem Rachen am Ufer im Wasser lag. Es ist ein scheusliches Thier.

Den 6ten früh meldete ich mich mit dem Capitain bey dem Herrn Gouverneur, welcher uns ein gnädiges Compliment machte, und uns dabey versicherte, daß er uns nicht allein bestens bey dem Herrn Generalgouverneur recommendiren, sondern auch bey vorfallenden Gelegenheiten für uns sorgen würde. Es scheint in der That, als wenn sich hier in Indien alles zu meinem Glücke vereinigte. Es ist doch recht sonderbar, daß ich, da ich kaum auf Samarang warm geworden war, schon ein Commando gegen den Feind habe thun müssen, da

andere,

andere, die viele Jahre hier sind, solches noch nicht erlebt haben. Inzwischen ist es mir recht lieb, insonderheit, da es so glücklich ausgefallen ist. Ich kann mir doch nun von der hiesigen Art zu kriegen einen Begriff machen.

Am 9ten May, des Nachmittags, kam der Leibkutscher von dem Herrn Gouverneur zu mir, und brachte mir zwey Pferde mit completer Equipage. Dies war das erste Geschenk, welches der Herr Gouverneur mir machte. — Diesen Morgen ist auch der Schneider bey mir gewesen, welcher für den Herrn Gouverneur arbeitet, und mußte mir auf dessen Ordre zu zwey Montirungen, den Hut mit eingeschlossen, die Maaße nehmen. Ich kann dieses Präsent wenigstens auf achthundert Thaler rechnen. So aber kömmt der Cornet auf einmal in eine recht magnifike Equipage, daß er selbst nicht weiß, wie. Es ist doch sehr artig von dem ehrlichen Robert von der Burgh, und ich glaube, daß ich nicht nöthig habe, mich zu schämen, ein solches ansehnliches Geschenk von meinem Gebieter anzunehmen.

Den 11ten May kam ein Rekrutentransport von Batavia an, wovon wir 40 Mann bekommen haben, um das Corps Leibdragoner davon zu errichten. Nun wird also unsere Arbeit angehen, und wir werden täglich zu Pferde und zu Fuße exerciren müssen. Ich habe noch etwas vergessen, welches ich auch von dem Herrn Gouverneur geschenkt bekommen habe, und das sind zwey Paar Pistolen, wovon das eine mit Silber, und das andere mit Kupfer beschlagen ist. Sie steckten mit in den Pistolenhalftern, wie ich die Pferde kriegte; auch

waren

waren Stangen, Trensen, kurz alles dabey, was dazu gehört. Da ich nun vorerst zwey Pferde habe, so muß ich mich auch nach zwey Knechten umsehen, denn man muß hier bey einem jeden Pferde einen Knecht haben; wovon die Ursache diese ist: man hat hier keinen Haser und Heckerling, sondern weil es Jahr aus Jahr ein grün ist, so läßt man täglich Gras schneiden, welches mit etwas aufgetrocknetem Reis, der noch in den Hülsen ist, vermischt wird, und ein Knecht kann nicht mehr als für ein Pferd Gras schneiden. Die Pferde kosten hier nichts, um sie zu unterhalten, aber die Knechte, welche man darauf halten muß. Man kann hier inzwischen leichter daran kommen, als auf Batavia; denn man hat nicht nöthig, Sclaven zu kaufen, sondern man nimmt Miethlinge. Unter den Javanern giebt es viele, die sich, wenn sie etwas schuldig sind, selbst verpfänden. Wenn ich einen solchen Knecht annehme, so bezahle ich das für ihn, was er schuldig ist, dann ist er so lange mein Leibeigener, bis er mir das Geld wieder gegeben hat; ich muß ihm aber dafür die Kost geben, welche eben nicht theuer ist. Auf solche Weise habe ich schon einen Leibeigenen, welcher bey mir zur Aufwartung ist, und wofür ich 25 Rthlr. bezahlt habe. — Samarang, den 26sten May 1772.

Achter Brief.

Bis hieher ist nichts neues und veränderliches vorgefallen, als daß wir alle Tage zweymal exercirt haben. Denn wir müssen eilen, die Dragoner in Stand zu bringen, weil der Herr Gouverneur mit dem Ende dieses

oder

oder des künftigen Monats verreisen wird, und dann muß die Garde zu Pferde mit. Wo soll denn die Reise hingehen? Das will ich Ihnen sagen. Wenn ein Gouverneur von Java die Regierung antritt, so muß er drey Reisen nach einander vornehmen. Die erste Reise thut er nach dem Hofe des Kaisers von Java und des Sultans. Ersterer residirt zu Souracarta, und letzterer zu Jucjucarta. Die zweyte Reise thut er nach der Ostküste, und die dritte nach der Westküste von Java, um alle Comtoirs von ganz Java zu besuchen. Da unser Gouverneur noch nicht lange an der Regierung ist, und man auch hier nicht zu allen Jahrszeiten wegen der schlechten Wege zu Lande reisen kann; so hat er noch keine von diesen Reisen, welche mit aller möglichen Pracht geschehen, gethan. Wir haben sie also noch zum besten, und das ist mir besonders angenehm; denn bey solchen Gelegenheiten kriegt man recht was zu sehen.

Die Javaner hatten den 26sten Junius ein großes Fest, und der Patti von Samarang, welcher bey den Inländern schon eine große Creatur ist, denn er ist noch viel mehr, als ein Tomogong, hatte nicht allein den Herrn Gouverneur, sondern auch alle Personen von Distinction von beyden Geschlechtern dazu eingeladen. Der Herr Gouverneur gieng en Ceremonie dahin, welches er allezeit thut, wenn er einem inländischen Regenten die Visite machte. Wenn ich Ihnen alle die Ceremonien beschreiben sollte, welche sowohl von des Patti, als von unserer Seite gemacht wurden, so müßte ich viele Bogen davon voll schreiben, und hiezu habe ich unmöglich die Zeit; ich will nur das vornehmste erwähnen.

nen. Wir Dragoner mußten den Herrn Gouverneur escortiren, und der Patti hatte seine beste Miliz zu Pferde und zu Fuß, welche theils mit Gewehr, theils mit Pfeil und Bogen, und theils mit Piken bewaffnet waren, ausrücken lassen, um zu paradiren, und dem Herrn Gouverneur Honneur zu machen. Bey unserer Ankunft wurden die Kanonen gelöset, präsentirt, und das Spiel gerührt. Die Posituren und Grimassen, welche die inländischen Soldaten bey ihrem Exerciren machen, sind sehr lustig und lächerlich, und die militairische Musik ist so beschaffen, daß man närrisch im Kopfe davon werden möchte. Die Infanterie sowohl, als die Cavallerie, Officiers und Gemeine, sind alle barfuß und halb nackend. Wie der Herr Gouverneur aus dem Wagen stieg, nahm ihn der Patti bey der Hand, und führte ihn durch vier große Vorhöfe nach seiner Residenz, welche der Dalm genannt wird. Die Gemahlin des Gouverneurs wurde durch die erste Gemahlin des Patti geführt. Denn außerdem hat er noch drey angeheyrathete Frauen, und wer weiß, wie viel hundert Kebsweiber. Die Javaner sind alle der muhamedanischen Religion zugethan; darum können sie so viele Weiber nehmen, wie sie wollen. Wie wir in den Dalm kamen, waren für den Herrn Gouverneur und seine Suite Stühle gesetzt. Von den Inländern kam keiner auf einen Stuhl zu sitzen, als der Patti und seine allernächsten Anverwandten. Diese sind seine rechten Brüder und ächten Kinder, die er mit seiner ersten Gemahlin gezeuget hat. Alle übrige vornehme Javaner, ja selbst die Tomogongs, die mit zugegen waren, mußten es sich gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen. Die Devotion, welche die Ja-

vaner

vanen gegen ihre Regenten haben, ist ganz außerordentlich, und die Regenten sind in ihren Distrikten ganz souverain. Ein Patti kann hunderten die Köpfe abschlagen lassen, ohne Jemanden im geringsten Rechenschaft davon zu geben.

Die Divertissements, welche uns der Patti machte, bestunden darinnen, daß er einen Trupp Mädchen nach dem andern vorkommen ließ; diese mußten padeiangen, das heißt, sie mußten nach der javanischen Musik allerley pantominische Gestus machen; hiebey werden wieder von andern Mädchen allerley Lieder zum Lobe des Patti gesungen, auch wohl alte Geschichten von den Vorfahren des Patti. Alle diese Mädchen sind seine Kebsweiber, oder sie sind es gewesen. Ohngeachtet der Patti schon über 70 Jahr alt ist, so hat er doch eine Schule von jungen Mädchen auf Zuwachs, welche auch padeiangen mußten. Sie sind alle besonders dazu angekleidet. Ihr Kopf ist mit lauter Blumen umwunden, und das Gesicht und den halben Leib, denn sie sind bis an Brüste nackend, haben sie mit allerley Farben beschmiert, welches für die Javanen eine angenehme, für uns Europäer aber eine affreuse Augenweide ist. Der Patti ließ uns auch eine Comödie spielen, wovon ich kein Wort verstand; sie war aber ohngefähr nach dem Geschmack, wie der Eselskopf, eine Satire nach dem Rabener. Bey der Tafel wurde reichlich getrunken. Bey solchen Gastereyen gehen allezeit Pokale herum, und bey jeder Gesundheit, die mit Pokalen getrunken wird, werden die Kanonen gelöset. Es wird hier zu Lande viel schärfer getrunken, als in Europa, und man kann hier

auch mehr vertragen; denn man schwitzt es gleich wieder aus.

Nach der Tafel, da alles ziemlich illuminirt war, wurde getandackt. Dies ist recht komisch anzusehen. Es kommen zwey Mädchen, welches ordinair Huren sind, singend herein, und fodern einen jeden von der Gesellschaft auf, um mit ihnen zu tandacken, das heißt, nach der javanischen Musik allerley verliebte und komische Gestus zu machen. Zuerst warfen sie sich dem Patti zu Füssen, und foderten ihn auf. Nachdem er sie ein wenig vor seinen Füßen hatte liegen lassen, erhob er sich endlich mit einem pattischen Air von seinem Stuhle, und winkte ihnen, aufzustehen; sie blieben aber noch liegen, wandten ihr Gesicht weg, und machten allerley verwunderungsvolle Gestus, daß der Patti mit ihnen tandacken wollte. Der alte Patti gieng darauf mit einem gravitätischen Gange auf und nieder, und die Mädchen krochen hinter ihm her, wie die Würmer. Endlich warf er ihnen sein Schnupftuch zu. Auf dieses Signal stunden sie auf, und nun fieng er an, mit ihnen zu tandacken. Es war ein Plaisir anzusehen, was dieser alte Mann noch für verliebte und komische Gestus machen konnte. Mehr wie tausend Javanen, die um uns herum auf der Erde saßen, klopften beständig dabey in die Hände, und riefen ihm durch ein javanisches Bravo ihren Beyfall zu. Wie der Patti fertig war, brachte er die beyden Mädchen dem Herrn Gouverneur zu; er kaufte es aber mit einer Hand voll Ducaten, die er ihnen in den Busen warf, ab; darauf foderten sie einen jeden von der Gesellschaft ohne Unterschied auf, und sie mußten auch alle daran, jung und alt.

Den

Den 4ten Jul. ist hier auf Samarang eine schreckliche Execution gewesen. Es wurden zwey Javaner und zwey Chineser gerädert, neune gehenkt, und achte gegeißelt und gebranndmarkt, worunter vier Europäer waren. Dergleichen Executionen geschehen hier mit vielen Ceremonien. Alle Rathsherren versammlen sich in schwarzen Kleidern und Mänteln auf dem Rathhause, allwo den armen Sündern das Urtheil vorgelesen wird. Der Gouverneur, welcher nahe vor der Stadt wohnt, kömmt herein, und begiebt sich ins Gouvernement, und alle Officiers, die nicht in Diensten sind, mit ihm. Alle Thore werden geschlossen, und ein Theil der Dragoner muß beständig in der Stadt hin und her patrouliren. Wenn das Urtheil vorgelesen ist, setzen sich die Rathsherren zwey und zwey in einen Wagen, und bey jedem Wagen marschiren zwey Soldaten mit geladenem Gewehr, und so fahren sie in Procession mit noch einem Commando vorauf nach dem Gerichtsplatze, wobey alle Glocken auf Samarang geläutet werden. Ich mußte dieses schreckliche Schauspiel mit ansehen, weil ich mit zwanzig Mann zu Pferde commandirt war, um hinter dem Kreise, welchen die Infanterie gemacht hatte, zu halten, und mußte, so lange die Execution dauerte, beständig rechts und links um den Kreis patrouilliren lassen. Ich bin über die Hartnäckigkeit der Delinquenten erstaunt. Unter den schrecklichsten Martern blieben sie so fühllos, wie ein Stein, und ließen nicht die geringsten Zeichen des Schmerzens von sich blicken. Ein Javaner wird auf die jämmerlichste Art schreyen, wenn er gepeitscht wird; aber er läßt sich aufhängen, rädern, und mit glühenden Zangen zwicken, ohne einen Laut

von sich zu geben. Sie thun es aus einem Religionsprincipio.

So blutig und traurig der ehegestrige Tag auf Samarang gewesen ist, so frölich und vergnügt haben wir den gestrigen zugebracht. Da wir morgen die Reise nach dem Hofe des sogenannten großen Kaisers von Java und des Sultans antreten werden, so gab der Herr Gouverneur gestern Abend ein Abschiedsmal. Morgen früh um 5 Uhr brechen wir auf. Es sind zu dieser Reise solche Zurüstungen gemacht, als wenn in Europa ein Potentat den andern besucht. Die Reise wird, so wie man sagt, vier bis fünf Wochen dauern. Wenn ich wieder zurück komme ein mehreres. Samarang, den 6ten Jul. 1772.

Neunter Brief.

Den 10ten August sind wir von unserer Reise durch Gottes Gnade alle gesund wiederum auf Samarang angelangt. Was ist das für eine angenehme Reise gewesen! Bey dieser Gelegenheit habe ich erst recht gesehen, was ein Gouverneur von Java für ein Ansehen hat. Es kann kein Potentat in Europa mehr geehrt werden, als unser Gouverneur und seine Gemahlin, sowohl an dem Hofe des Kaisers, als des Sultans, sind geehrt worden. Nun hätte ich erst recht Stof zum Schreiben; allein ich kann mich für diesmal auf diese Materie nicht einlassen, weil ich die Zeit nicht habe. Mit dem Ende dieses Monats muß ich meine Briefe schon nach Batavia schicken, und ich habe noch eine so entsetzliche Menge zu schreiben, daß ich nicht weiß, wo

ich noch die Zeit hernehmen soll. Die Beschreibung von dieser Reise sollen Sie mit der künftigen Flotte erhalten. Was habe ich nicht alles gesehen! Ich habe Menschen mit Tiegern, und wiederum Tieger mit Büffeln kämpfen sehen. Unter allem aber, was ich gesehen, hat mir nichts besser gefallen, als dieses: der Bruder des Kaisers, oder wie man hier sagt, der Pangerang de Patti, hat eine Compagnie Dragoner von lauter hübschen Mädchen. Der Capitain und Cornet davon sind seine leiblichen Töchter, und die Unterofficiers, Pfeifer, Tambours und Gemeine sind mehrentheils seine Kebsweiber. Die Mädchen haben zu Pferde und zu Fuß manoevrirt, daß es eine Lust war, solches mit anzusehen. Die Dechargen machten sie so accurat, als wenn es ein Schuß gewesen wäre.

Ich habe verschiedenemal die hohe Gnade gehabt, mit Seiner Kaiserlichen und Sultanischen Majestät zu speisen. Sie haben mir jeder ein Pferd geschenkt, und der Bruder des Kaisers einen Cris. Dies ist ein kurzes Seitengewehr, ohngefähr wie ein Hirschfänger. Der Grif ist von Gold, und die Klinge geflammet und vergiftet. Es ist eine große Ehre, wenn man ein solches Präsent erhält. Es geschah bey einer gewissen Angelegenheit, wovon ich künftig weitläuftiger reden will. Den ordinairen Titel des Kaisers von Java muß ich Ihnen auch noch zum Besten geben. Unter unzähligen Titeln, die er führt, sind dieses die vornehmsten:

Súsúhúnan, Paccúlúana, Senopatti Ingola,
Abdúlrachman,
Sahitin panatagama, Galifattúlla.

Das heißt:

Alleinherrscher, an welchen das Reich gleichsam angenagelt ist, Generalfeldmarschall über alles, Sclave des barmherzigen Gottes, fürstlicher Beschirmer des Glaubens, Gesandter Gottes.

Ist das nicht ein großmächtiger, aber zugleich komischer Titel? Und so ist es überhaupt an diesen beyden Höfen. Es ist alles sehr prächtig, und zugleich komisch. Von allen diesen künftig ein mehreres.

Mir ist dieser Tagen eine Commission aufgetragen, die ich gerne einem andern überlassen möchte. Ich soll bey einer bevorstehenden Hochzeit das Amt eines Kronjunkers bekleiden. Was ist denn das für ein Geschöpf, ein Kronjunker? Das weiß ich selbst noch nicht recht. Die Mademoiselle de Bly ist Kronjungfer. Wir beyde müssen die ganze Hochzeit dirigiren. Was weiß ich aber von den ostindischen Gewohnheiten auf Hochzeiten? Ich komme doch auch allerwegen bey, und ich muß es noch dazu für eine Ehre ansehen; aber ich habe den Henker von dieser Ehre: denn ich wollte itzt gerne schreiben, und nun nimmt mir meine fatale Kronjunkerschaft wieder so viele Zeit weg. Die Menschen machen hier bey den Hochzeiten entsetzlich viele Thorheiten und Aufwand. Nun hab ich in 3 Wochen keine Ruhe. Wie werde ich aber mit den schwarzen, braunen und schwarzbraunen Schönen zurechte kommen, die nichts als ihr verdammtes Malayisch plaudern? Und gleichwohl ists meine Pflicht, sie zu unterhalten; ich

werde

werde sehen, wie ich mit ihnen durchkomme, und was ich nicht weiß, weiß die Kronjungfer, die mich ohnedem in allem unterrichten muß. Von allen diesen Possen künftig gleichfalls ein mehreres.

Nun habe ich Ihnen schon so vieles geschrieben, aber noch nichts davon erwähnt, was Samarang für ein Platz ist. Samarang ist ein sehr angenehmer Ort, ungefähr so groß wie Wolfenbüttel. Gegen Mitternacht gränzt es dicht an die See, so daß man, wenn es stürmet, die See sehr stark kann brausen hören. Der Luftstrich in diesen Gegenden ist sehr gesund, welches ich gleich im Anfange, da ich von Batavia kam, sehr deutlich habe merken können. Ich bin hier noch einmal so frisch, wie ich auf Batavia gewesen bin.

Die Insel Java, welche itzt mein Vaterland ist, ist ungefähr 200 Meilen lang, und 30 bis 40 Meilen breit. Es sind auf dieser Insel verschiedene feuerspeyende Berge. Daher entstehen oftmals Erdbeben; jedoch weiß man fast kein Exempel, daß sie zum Ausbruche gekommen sind. Es hat sich aber schon verschiedenemal zugetragen, daß ein solcher feuerspeiender Berg gesprungen ist, welches einen Knall von sich geben soll, daß man es auf 30 bis 40 Meilen hören kann.

Heute habe ich die gewisse Nachricht gehört, daß der Herr Gouverneur noch in diesem Jahre die Reise nach der Ostküste vornehmen wird, welche auf den 25sten September festgesetzt ist. Diese Reise wird länger dauren, wie die erstere. Denn wir haben wenigstens 100 Meilen zu reisen, und der Gouverneur muß sich doch in allen Residenzen und Comtoirs ein wenig aufhalten.

Auf dieser Reise geben wir auch dem Prinzen von Maduren eine Visite, welcher, gleichwie der Kaiser und der Sultan, ein Bundesgenosse von der ostindischen Compagnie ist. Ich freue mich schon wiederum zum voraus auf diese Reise. Ich treffe es doch in Wahrheit recht glücklich. Es sind Officiers auf Java, die zwanzig und mehr Jahr hier gewesen sind, und doch nicht das gesehen haben, was ich zu sehen kriege. Darum habe ich gleich im Anfange nicht ohne Grund gesagt, daß ich den angenehmsten Posten von der Welt habe; denn ich mag gern in der Welt ein wenig herum wirlen, zumal wenn man so gemächlich reisen kann, wie wir reisen, und allerwärts, wo wir hinkommen, finden wir eine königliche Tafel.

Wer Ihnen gesagt hat, daß ein Capitain in Ostindien sich jährlich wohl auf 6000 Rthlr. stehe, der hat es entweder nicht besser gewußt, oder er hat Wind gemacht. Bey den Engländern kann es wohl seyn; aber bey den Holländern dient sich hier kein Capitain in Garnison höher, wie auf 15 bis 1600 Rthlr. Es giebt zwar einige wenige Posten, welche wohl soviel und noch mehr einbringen, aber nicht als Capitain; hierzu hat man nicht nöthig Capitain zu seyn. Ein Commendant von Passerwan hier auf Java ist nur Lieutenant, und hat doch wenigstens 3000 Rthr. jährlich einzunehmen. Ein Commendant von Sola Tiga, welches nicht weit von hier ist, steht sich jährlich wenigstens auf 2000 Rthlr. und er ist nur Fähndrich. Ein gewesener Herr von Stralendorf, welcher Capitain und erster Resident auf Souracarta an dem Hofe des Kaisers ist, hat jährlich wohl 20000 Rthlr. und noch mehr. Dieß hat

er

er aber nicht als Capitain, sondern als erster Resident. Es ist hier eine ganz andere Einrichtung, wie in Europa. Kann ich mit der Zeit einmal einen solchen Commendantenplatz kriegen, so bin ich glücklich. Allein hierzu ist es nothwendig, daß man erst einige Jahre hier im Lande gewesen seyn muß, um mit den Inländern, womit man auf solchen Posten viel zu thun hat, umgehen zu können; auch muß man absolut von der malayischen Sprache Meister seyn.

Nun wird es all nach gerade Zeit seyn, daß ich auf den Schluß denke; denn ich glaube, daß ich Ihnen für diesesmal genug geschrieben habe. Aber sind Sie auch mit meinen Nachrichten zufrieden? Ja, ich glaube es, und ich zweifle nicht, daß Sie diesen Brief mit eben den rührungsvollen Empfindungen lesen werden, mit welchen ich ihn geschrieben habe.

Der Curiosität wegen habe ich in diesen Brief einige Blätter gelegt, worauf die Alten vor diesem geschrieben haben. Diese Blätter heißen Taon = Kondar. Ein solches Blatt würde für einen Kriticus vielleicht ein großes Präsent seyn, und ihm Gelegenheit geben, einen großen Folianten darüber zu schreiben.

Ostindien hat in Europa bey einigen einen so üblen Namen, und ich habe noch kein Land gesehen, wo die Menschenliebe und Liebe des Nächsten mehr ausgeübt wird, als hier. Was sind hier nicht für treffliche Anstalten für Wittwen und Waisen! Eine Wittwe, und wenn sie auch noch so viele Kinder hat, braucht niemals verlegen zu seyn. Es wird ihr und den Kindern niemals an dem nöthigen Unterhalte fehlen. Was habe ich hier nicht schon für edle Charaktere kennen lernen! Es

ist hier so, wie es in der ganzen Welt ist. Es giebt gute und böse Leute. Was ist mir nicht schon für Freundschaft erwiesen worden, da ich ein Fremdling war, und niemanden in diesen Gegenden kannte! Was hat unser würdiger Gouverneur mir nicht schon für Wohlthaten erwiesen! Auf der einen Seite ist er mein Souverain, und auf der andern Seite geht er wieder wie ein Freund mit mir um. Wenn Vorfälle kommen, wobey ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll, so frage ich ihn, als meinen Freund, um Rath, und es ist ihm allemal lieb, wenn ich Vertrauen zu ihm habe. Kurz, damit ich in wenigen Worten alles sage, ich habe hier sehr edelmüthige Freunde angetroffen, die so denken, wie Sie, und unsere würdigen Freunde, die wir dafür erkennen. — Samarang den 26sten Aug. 1772.

Zehnter Brief.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe vom 20sten December des vorigen Jahres *) gemeldet, daß wir den 23sten Jul. v. J. von dem Hofe des Kaisers, welcher zu Souracarta residirt, aufgebrochen sind, um unsere Reise nach dem Sultan zu Jucjucarta fortzusetzen. Wir brachen des Morgens um 5 Uhr unter Abfeurung der Kanonen auf, und rückten Mittags um 11 Uhr ins Quartier, wo wir die Nacht campirten, und zwar in Häusern, welche von Bambusholz gemacht waren, welches

*) Dieser Brief ist in Europa nicht angekommen, und vermuthlich das Schiff, welches ihn mitbringen sollte, verunglücket. A. d. H.

ches mir eben so vorkam, als wenn man in Europa in ein Lager rückt. Die Häuser von Bambus kann man füglich mit Zeltern vergleichen. Man bedient sich dieses Hülfsmittels, wenn in der Nähe keine Negereien sind. Nachdem wir gut gegessen, getrunken und geschlafen hatten, brachen wir den 24sten früh Morgens wieder auf, und campirten auf dieselbe Art, wie den Tag vorher. Auf diesem Platze fanden wir schon einige javanische Prinzen mit dem ersten Minister des Sultans, welche von dem Sultan abgesandt waren, um den Herrn Gouverneur zu complimentiren.

Den 25sten des Morgens um 4 Uhr setzten wir uns wieder in Marsch, und machten um 7 Uhr auf einem Platze, etwa zwey Stunden von Jucjucarta, ein Rendesvoux, allwo wir alle unsere besten Kleider anzogen, um in Pontificalibus bey dem Sultan zu erscheinen. Unsere Damen kleideten sich wie Amazoninnen, weil sie sich hier zu Pferde setzen wollten. Eine gute halbe Stunde von diesem Platze hat der Sultan einen prächtigen Garten mit einem Lustschlosse, wo er sich schon ganz frühe hin verfügt hatte, um den Gouverneur daselbst zu empfangen; auch hatte er alle seine beste Miliz sowohl zu Pferde, als zu Fuße, ausrücken lassen, um bey der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren. Der Herr Gouverneur schickte seinen Generaladjutanten nach dem Sultan, um ihm seine Ankunft zu wissen zu thun; worauf der Sultan wiederum einen Officier schickte, und ihn complimentiren ließ. Um acht Uhr setzten wir unsern Marsch fort. Alles war zu Pferde, auch die Damen. So wie wir die Miliz des Sultans, welche auf beyden Seiten postirt war, passirten, wurde von

ihnen

ihnen ein Lauffeuer gemacht, wobey die Kanonen zu Passangerahan, (so heißt der Lustgarten des Sultans,) gelöset wurden. Wir Dragoner postirten uns rechter Hand des Schlosses, und die Jucjacartischen linker Hand. Denn auf Jucjucarta liegt gleichfalls eine Compagnie europäischer Dragoner, gleichwie auf Souracarta, welche eine Garde von dem Sultan ist, und auf Kosten der ostindischen Compagnie erhalten wird.

Der Sultan hat noch verschiedene Arten von inländischer Garde zu Pferde und zu Fuße, worunter eine, welche seine erste Garde ist, mir sehr possirlich vorkam. Ihre Uniform besteht weiter in nichts, als in einem rothen Gewande, welches sie unten um den Leib schlagen; außerdem sind sie ganz nackend, und ihr Gesicht, Leib und Füße sind mit einer gelben Salbe beschmiert. Die Javaner halten dieß für schön; uns Europäern aber, insonderheit mir, ist es sehr ekelhaft.

Ihre Waffen sind ein Schild, Pfeile und Bogen. Sie heißen auf Javanisch die Padeiganger des Sultans, weil sie allezeit, wenn sie marschiren, padeigangen, das heißt, auf javanische Art tanzen. Der Sultan thut keinen Schritt aus seinem Pallaste, oder nach javanischer Art zu reden, aus seinem Dalm, ohne sie vorauf zu haben, er mag zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuße seyn. Ihre Maneuvres bestehen darinn, daß sie nach der Musik allerley Bewegungen mit dem Leibe, Händen und Füßen machen. Im übrigen ist die Miliz des Sultans besser eingerichtet, und auch regulairer, als die von dem Kaiser. Aber eine Garde zu Pferde hat er nicht, gleichwie der Kronprinz des Kaisers; desto

mehr

mehr Mädchen hat er in seinem Serail, wovon ich bald Gelegenheit haben werde, mehr zu sagen.

Nachdem sich die Gesellschaft etwa eine halbe Stunde in dem Lustschlosse aufgehalten hatte, defilirte die inländische Miliz ab, um den ganzen Weg von Passagerahan bis nach dem Dalm des Sultans, zu besetzen, welches eine gute Stunde Weges ist. Wie dieses geschehen war, führte der Gouverneur den Sultan bey der Hand in den Wagen, und setzte sich bey ihm. Die jucjucartischen Dragoner ritten vor dem Wagen, und die unsrigen hinter selbigem. Der Generaladjutant und ich ritten bey dem Wagen. Die Suite, welche vorauf war, war so groß, daß man sie nicht absehen konnte. Ich glaube, daß der Sultan mehr als tausend Javanen, blos als Gefolge, bey sich hatte. Einige trugen seinen Thron, andere seine Insignien. Der Henker mag es wissen, was sie alle für Bedienungen haben. Der erste Minister und einige andere von den vornehmsten Javanen, worunter selbst Prinzen und nahe Anverwandte von dem Sultan waren, mußten bey dem Wagen zu Fuße hergehen. Der Zug gieng gerade nach dem Dalm zu. Es dauerte aber wohl drey Stunden, ehe wir dahin kamen; so langsam fuhr der Sultan. Was hab' ich den Morgen geschwitzt! Denn die Sonne brannte entsetzlich, uud es war just Mittag, da sie am heißesten ist. Wie wir nahe bey dem Dalm kamen, und ich von dem Wagen abreiten wollte, um mit unsern Dragonern, welche vor dem Dalm aufmarschirten, vor der Fronte Honneur zu machen, hatte ich eine kleine Fatalität, welche im Grunde nichts war, und daraus

ich auch gar kein Arges hatte; allein es wurde mir nachher gesagt, daß ich mir dadurch leicht ein Unglück hätte zuziehen können.

Bey dem Wegreiten von dem Wagen verwickelten sich meine Rockfalten in eine von des Sultans Picken, und diese sind so heilig, daß sie Niemand anrühren darf, als diejenigen, welche sie tragen. Ich hatte mich, der Himmel weiß, wie es zugieng, so sehr verwickelt, daß ich nicht erst wieder los kommen konnte. Obschon ich diesen Vorfall für eine große Kleinigkeit hielt, so sah ich doch, daß der Javaner, welcher die Pike trug, sehr närrisch und verdrüßlich darüber war, und meine Freunde sagten mir nachher, daß ich zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, risquirt hätte, unter den Picken ermordet zu werden. Der Hof des Sultans ist ohnedem gar nicht europäisch gesinnt, und aus solchen Kleinigkeiten sind wohl eher große Blutbäder entstanden. Es lief inzwischen doch recht gut ab, und der Sultan, der es mit ansah, schien wenigstens es nicht übel zu nehmen, oder er stellte sich so aus Höflichkeit gegen den Gouverneur. Daß mit dem Sultan lange nicht so gut umzugehen ist, wie mit dem Susunang, werden Sie bald näher sehen.

Wie der Sultan aus dem Wagen stieg, führete ihn der Herr Gouverneur in voller Ceremonie bey der Hand in den Dalm, wo er sich, unter Trompeten- und Paukenschall auf den Thron setzte, und der Gouverneur neben ihm. An beyden Seiten standen Stühle für die Suite des Gouverneurs, und die übrigen Personen von Distinktion von Jucjucarta. Von den Inländischen

saß

saß keiner auf einem Stuhle, als der Kronprinz, welcher der zweyte Sohn von dem Sultan ist, sondern sie mußten alle auf der Erde sitzen. Eigentlich hätte sein ältester Sohn, welcher noch am Leben ist, Kronprinz seyn müssen. Weil er sich aber mit einem Kebsweibe seines Vaters abgegeben hat, so hat ihn der Vater erst zum Tode verdammt, auf Vorsprache des ersten Residenten von Jucjucarta aber hat er ihm zwar das Leben geschenkt, jedoch zum gemeinen Battur verurtheilet, welches bey den Javanen die allergeringste und verächtlichste Creatur ist. Nach und nach ist sein Vater etwas wieder besänftiget worden; jedoch ist er von der Thronfolge ganz ausgeschlossen, und er muß sich als ältester gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen, wenn sein jüngerer Bruder auf dem Stuhle sitzt, es sey denn, daß ihm der Sultan bisweilen, wenn er guter Humeur ist, die Erlaubniß giebt, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Ich habe mein Tage nicht eine solche Souverainität gesehen, wie der Sultan hat. Alles ist auf seinen Wink abgerichtet, und Niemand darf ihm widersprechen, wenn er auch die entsetzlichsten Grausamkeiteiten ausübt. Er ist auch ein rechter Tyrann, und wenn er sich von außen gegen uns Europäer noch so freundlich stellt, so ist er im Herzen doch gar nicht europäisch gesinnt. Vor einigen Jahren, da er noch mit der ostindischen Compagnie Krieg führte, ist er mit den Gefangenen sehr barbarisch umgegangen, und mancher braver Europäer hat müssen unter den entsetzlichsten Martern seinen Geist aufgeben. Sein Charakter ist in seinem Gesicht, und besonders in seinen Augen abgedruckt.

Der

Der Kronprinz sieht eben so wild und barbarisch aus. Zwischen dem Hofe des Sultans und des Kaisers ist ein Unterschied, wie Tag und Nacht. Wie war denn der Sultan gekleidet? Eben so wie der Kaiser, außer daß er keinen Stern hat. Dies Vorrecht hat der Susunang allein. In der Kleidung machen die Javanen eben keinen Staat, aber desto mehr prunken sie mit Diamanten und Edelgesteinen, womit der Sultan reichlich versehen war.

Nachdem sich der Sultan gesetzt hatte, machten wir ihm auf eben die Art die Cour, wie bey dem Kaiser, nehmlich wir naheten uns ihm mit einer tiefen Verbeugung, worauf er uns die Hand gab. Eben so machten wir auch dem Kronprinzen die Cour. Die Gemahlinnen des Sultans kamen nicht zum Vorschein; sondern die erste Gemahlin desselben nahm die Visite von Mefrow und den übrigen Damen, welche sie bey sich hatte, in einem aparten Zimmer an. Wie die Ceremonie der Cour zu Ende war, wurde Wein präsentirt, und einige Gesundheiten getrunken, welche der erste Resident, mit Namen Lapro, ausbrachte; auch ließ uns der Sultan Pinang und Syri präsentiren, und noch dazu aus seiner eigenen Pinangsdose, welches wir als eine große Gnade ansehen mußten. Ein Javaner sollte diese Ehre um viel Geld nicht geben. Wenn der Kaiser oder Sultan ein Glas Wein trinkt, und die Neige davon jemanden austrinken läßt, das ist die größte Ehre, welche selbst den vornehmsten Javanen kann angethan werden. Ich habe oft lachen müssen, wenn wir beym Kaiser an der Tafel waren, und er eine Appelsine oder

eine

eine andere Frucht, wo er ein Stück ausgebissen hatte, auf die Erde warf. Hier waren selbst die vornehmsten Javanen so hinter her, um sie zu erhaschen, als wenn Geld ausgeworfen wird.

Als wir uns etwa eine gute halbe Stunde bey dem Sultan aufgehalten hatten, brach der Gouverneur auf. Beym Weggehen gab der Sultan sowohl, als der Kronprinz, wiederum einem jeden von uns die Hand. Der Gouverneur setzte sich in seinen Wagen, und fuhr mit eben der Ceremonie und dem Gefolge nach dem Hause des ersten Residenten, wo er logirte, wie bey dem Kaiser. Wie er ankam, wurden von unserer, auf Jucjucarta liegenden Infanterie drey Decharges gemacht, und die Kanonen von dem Fort, welches die ostindische Compagnie auf Jucjucarta angelegt, dreymal gelöset. Ohngefehr Mittags um 2 Uhr war alles vorbey, worauf wir uns an die Tafel setzten, welches aber nicht lange dauerte; denn ein jeder sehnte sich nach der Mittagsruhe. Am folgenden Tage war nichts zu thun, und wir konnten uns recht ausruhen.

Allein den 27sten Julius war ein großes Gastmal bey dem Sultan, wozu der Herr Gouverneur mit seiner Suite, und alle Personen von Distinction von Jucjucarta eingeladen wurden. Des Morgens um 9 Uhr fuhr der Herr Gouverneur mit eben der Ceremonie zu dem Sultan, wie er es an dem kaiserlichen Hofe gethan hatte, welches ich Ihnen in meinem vorigen Briefe beschrieben habe; darum will ich es diesmal nicht wiederholen. Das erste Divertissement, welches uns der Sultan machte, war die Jagd. Er führte uns in ei-

nen prächtigen Thiergarten, worin allerley Wild war, und es stund einem Jeden von der Gesellschaft frey, was zu schießen. Die Gewehre und übrigen Jagdgeräthschaften lagen dazu bereit. Viele machten Gebrauch davon; aber der Sultan und Gouverneur schossen nicht mit, sondern sahen zu. Wie dieses vorbey war, führte er uns nach einem großen Teiche. Mitten in diesem Teiche hatte er kurz vorher ein Lustschloß aufbauen lassen, welches sieben Etagen hoch, und um und um mit Wasser umgeben ist; weswegen man auch nicht anders, als mit Fahrzeugen dahin kommen kann. Auf der obersten Etage hat er einen Garten angelegt, worinnen die herrlichsten Früchte und Blumen wachsen, worüber wir uns sehr verwundert haben; wir haben nirgends leckere Ananasse gegessen, als hier.

Wie wir diese Herrlichkeiten besehen hatten, giengen wir wieder in den Dalm, wo die Tafel schon gedeckt und mit Speisen besetzt war. Ehe die Gesellschaft sich niedersetzte, wurden die Röcke ausgezogen, und der Sultan erschien mit entblößtem Leibe, wie auch alle übrigen Javanen, deren mehr als zweytausend an der Zahl waren, welche in und vor dem Dalm auf der Erde saßen. Wie wir uns niedergesetzt hatten, wurden anstatt des Gebets vor und nach der Tafel dreymal Vergatterung um die Tafel herum geschlagen, gleichwie hier an den Höfen der Gebrauch ist. Von den Speisen, welche auf die Tafel kamen, konnte ich wenig genießen; denn es war mehrentheils javanische Kost, womit ich mich noch gar nicht vertragen kann, ob sie schon unter dem hiesigen heißen Luftstriche viel gesünder ist, wie die

europäischen Speisen. Die Europäer gewöhnen sich aber nach und nach sehr daran, so, daß die mehresten die javanischen Speisen vorziehen. Die Zeit wird es lehren, ob ich auch mich daran gewöhnen kann. Noch kann ich sie nicht einmal gut riechen, und ich werde bisweilen von dem Geruch schon übel. Die Gesundheiten, welche an der Tafel getrunken wurden, und woraus man hier eine Ceremonie macht, wurden von dem ersten Residenten in eben der Ordnung getrunken, wie bey dem Kaiser, und dabey die Kanonen gelöset, von den Trompetern ein Rundal geblasen, und ein dreymaliges Hussa gerufen, daß nicht allein der ganze Dalm, sondern ganz Jucjucarta davon erschallte. Gleich nach der Tafel fuhr der Gouverneur mit eben den Ehrenbezeigungen wieder weg, mit welchen er gekommen war. Den 28sten war nichts zu thun, außer daß der Gouverneur einen kleinen Spazierritt that, um die Elephanten des Sultans zu besehen. Den 29sten stellte der Gouverneur dem Sultan zu Ehren ein großes Gastmal an, welches in dem Hause des Herrn Lapro, wo der Gouverneur logirte, vollzogen wurde.

Der Sultan machte unendlich viel mehrere Apparatus, als er dem Gouverneur die Visite machte, wie der Kaiser. Er ließ erstlich seine beste Miliz zu Fuß und zu Pferde voraus defiliren, um den ganzen Weg von seinem Dalm an, bis nach dem Hause des Herrn Lapro zu besetzen, worauf wohl zwey Stunden hingiengen. Endlich kam er selbst, es mochte wohl 11 Uhr seyn, mit einem Gefolge, welches man nicht absehen konnte. Seine Insignien und Thron ließ er vor sich

her tragen. Der Gouverneur gieng ihm vor dem Hause einige Schritte entgegen, und führte ihn an der Hand herein, worauf er sich auf seinen Thron setzte, und der Gouverneur neben ihn auf seinen Stuhl. Hierauf machten wir Europäer ihm erstlich auf unsere Weise die Cour, und darauf die vornehmsten Javanen auf ihre Manier, nehmlich sie krochen auf dem Hintern zu ihm wie die Würmer, machten ihm ihr Slammat, und küßten ihm die Füße und dem Kronprinzen die Hand. Wie diese Ceremonie vorbey war, wurden die Röcke ausgezogen, und wir hatten wieder den Prospect von dem schwarzbraunen Leibe des Sultans und so vieler tausend Javanen. Die übrigen Ceremonien vor, bey, und nach der Tafel waren eben so wie bey dem Kaiser. Die Hände wuschen wir in Rosenwasser, welches uns von den Mädchen des Lapro präsentirt wurde.

Bis hieher hatte sich der Sultan noch sehr höflich und artig aufgeführt; aber bey der Tafel machte er ein Stück, welches leicht die gefährlichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß so zu sagen eine ewige Feindschaft zwischen dem kaiserlichen und sultanischen Hofe ist. Wie die Gesundheit des Sultans getrunken wurde, so hatten verschiedene Tomogons, welche unter dem kaiserlichen Gebiete stehen, und welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich genommen hatte, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus heimlichen Groll bey dem Hussrufen die Mützen nicht abgenommen, welches der Sultan, der sehr darauf Acht gab, bemerkt hatte. Hierüber gerieth er gleich in Wuth und Flammen, und um so viel mehr, weil eini-

ge darunter waren, welche selbst mit dem Kaiser verwandt waren. Er gab ihnen sogleich hierüber nicht allein einen harten Verweis, sondern befahl ihnen auch zugleich, daß sie sich, wenn die Gesundheit des Kaisers getrunken würde, nicht unterstehen sollten, Hussa zu rufen. Gleich darauf wurde die Gesundheit des Kaisers ausgebracht, wobey sie sich an das Verbot des Sultans nicht kehrten, sondern sie riefen aus vollem Halse dreymal Hussa. Hierüber wurde der Sultan ganz wüthend. Zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, hätte er sie ohnfehlbar sogleich ermorden lassen. Aller Augen von den Bedienten des Sultans waren auf ihn geheftet, und es schien, als ob sie nur auf seinen Wink warteten, und dann würde ein allgemeines Blutbad daraus entstanden seyn. Allein er menagirte sich doch in so ferne, daß er nicht zu Gewaltthätigkeiten schritt; er schalt sie aber auf sein Javanisch auf die entsetzlichste Art aus, und befahl ihnen, sogleich hinaus zu gehen, welches sie auch thaten, und dabey warf er sein volles Glas wüthend auf die Erde in Stücken.

Wie verhielt sich denn unser Gouverneur hiebey? Sehr weise und vernünftig. Er sah alles dieses mit einer Contenance an, worüber ich mich gewundert habe. Es mußte ihn freylich sehr frappiren, daß der Sultan einige Tomogongs von der Suite des Gouverneurs hieß aus dem Zimmer gehen; allein hätte er sich dem Sultan in der ersten Hitze widersetzt, so wäre aus seinem Gastmale ohnfehlbar ein Blutbad geworden, wobey wir Europäer würden den kürzern gezogen haben; denn der

Gouverneur hatte gar keine Bewaffnete bey sich, als den Generaladjutanten und mich, da der Sultan hingegen in und vor dem Hause so viele hundert Bewaffnete stehen hatte, außer der übrigen Miliz, welche noch unterm Gewehre stand, um zu paradiren. Sobald aber der Gouverneur sah, daß die Hitze des Sultans vorüber war, sprach er einige Worte sehr ernsthaft mit demselben, worauf er sogleich Befehl gab, daß die Tomogongs wieder herein kommen sollten. Sie mußten ganz nahe vor den Sultan kommen, worauf der Gouverneur selbst nochmals die Gesundheit des Sultans ausbrachte. Diese Tomogangs, welche wohl begriffen, warum dieses geschah, riefen aus vollem Halse Husse, schwenkten dabey ihre Mützen über den Kopf, und auf solche Weise war das Feuer wieder gedämpft. Der Sultan ließ darauf sogleich die Pokale wieder füllen, und rief Tuang Susunang pagni Aammat; das heißt: des Kaisers seine Gesundheit; worauf solche auch zum zweytenmale feyerlich getrunken wurde, und hiermit war der ganze Streit geschlichtet.

Der Sultan, bey dem der Wein auch schon einige Wirkung that, suchte es nachher auf allerley Art bey dem Gouverneur gut zu machen. Er ließ einige von der inländischen Suite des Gouverneurs zu sich kommen, und gab ihnen seine Neige zu trinken. Insonderheit machte er dem Gouverneur dadurch ein großes Compliment, daß er den alten Citrossumo zu sich rief, und sagte: „Diesen Greis achte ich, weil sein Vater mir gerathen hat, mit der ostindischen Compagnie Frieden zu machen, und in ein Bündniß mit ihr zu treten; “

ob

ob er es gleich im Herzen nicht so meynt. Allein er ist auch etwas bange; denn er weiß wohl, daß, wenn er mit dem Kaiser was anfängt, er die ostindische Compagnie auch gegen sich hat. Wie die Tafel zu Ende war, war der Sultan so besoffen, daß er sich mußte nach Hause fahren lassen; der Kronprinz aber und die übrige Gesellschaft blieb noch bey einander. Nach der Tafel ließ Lapro seine Mädchen allerley inländische Tänze tanzen. Abends um 8 Uhr wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und damit hatte dieses Tractament ein Ende.

Den 30sten July, Morgens um 9 Uhr, gab der Gouverneur dem Sultan wieder eine Visite. Der Sultan hatte schon alle Anstalten machen lassen, um dem Gouverneur zu Ehren einen Missethäter mit einem Tieger fechten zu lassen. Allein der Gouverneur, welcher zu viele Menschenliebe besitzt, um ein solches Spectakel anzusehen, verbat diese Ehre; worauf der Sultan einen Büffel bringen ließ, welcher mit dem Tiger kämpfen mußte, wobey der Büffel wieder die Oberhand behielt. Wie dieses vorbey war, giengen sie in den Dalm, um eine Conferenz zu halten, und darauf fuhr der Gouverneur wieder zu Hause. Den 31sten ritten wir mit dem Gouverneur spatzieren, und unsere Damen waren auch zu Pferde, um einige alte javanische kaiserliche Begräbnisse und Tempel zu besehen. Mancher Antiquarius und Kritikus in Europa sollte vieles darum geben, wenn er das alles gesehen hätte, was ich hier gesehen habe.

Den 1sten Aug. des Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur wieder zu dem Sultan, welcher ihn

vor seinem Dalm auf der Passierbahn empfieng, und wo er einige tausend Javanen zu Pferde mit Picken hatte aufmarschieren lassen, welche allerley Maneuvers machen mußten, die hauptsächlich darin bestanden, daß sie in voller Carriere einander suchten aus dem Sattel zu heben. Nachher ließ er einige der größten Elephanten vor dem Gouverneur vorbey führen, und am Ende setzte sich Se. Sultanische Majestät mit einer Picke zu Pferde, und machte selbst allerley Künste mit einem dazu abgerichteten Pferde, wobey alle Zuschauer nach der Musik in die Hände klatschten, und ihm ein javanisches Bravo zuriefen. —

Den 2ten und 3ten Aug. war nichts zu thun; aber den 4ten war wieder große Galla bey dem Sultan. —

Wie es dunkel geworden war, wurde auf dem Wasser ein Feuerwerk abgebrannt, und darauf führte uns der Sultan in den Dalm, wo viele Mädchen saßen, die, eine nach der andern, padeigangen mußten. Die letzten, welche zum Vorschein kamen, waren des Sultans Leibmädchen. Wie diese anfiengen zu tanzen, wurden die Kanonen gelöset, und alle Javanen, deren ich weiß nicht wie viel tausend in und um den Dalm auf der Erde saßen, mußten sich umdrehen und den Rücken herkehren. Denn es ist schon eine Todsünde, wenn sich nur ein Javaner untersteht, ein Leibmädchen von dem Sultan anzusehen; wir Europäer aber hatten die Erlaubniß, sie ansehen zu dürfen. Wie sie anfiengen, stund der Sultan auf, und klatschte nach der javanischen Musik in die Hände, und wir alle mit ihm. So lächerlich dieses auch zu seyn scheint, so gehört es doch

mit

mit zu der ostindischen Politik, daß man sich bey solchen Gelegenheiten ein wenig nach den Sitten und Gebräuchen der inländischen Fürsten richtet, um die Harmonie desto mehr zu unterhalten. Die Mädchen von dem Sultan sind außerordentlich schön, und viel schöner, wie die von dem Kaiser; sie sind mehr weiß, wie braun; ich glaube, daß die mehresten von einem europäischen Vater und einer javanischen Mutter sind. Ihr Schmuck, welchen sie an Juweelen und Perlen am Leibe hatten, der aber allezeit dem Sultan eigen bleibt, war nicht zu schätzen. Sie tanzen wie die Engel, und wissen solche Bewegungen mit ihrem Körper zu machen, daß man darüber erstaunen muß. —

Bey dieser Gelegenheit fällt mir noch was ein, welches ich Ihnen erzählen muß. Wenn der Sultan des Nachts eines von seinen Leibmädchen bey sich gehabt hat, so muß sich dieses Mädchen den andern Morgen bey der ersten Gemahlin des Sultans ordentlich melden, worauf die Sultanin ihr einen Schub mit dem Fuße giebt, und sie auf solche Weise von sich stößet, um dadurch anzuzeigen, daß sie allezeit Sultanin bleibt, ob sie schon nur selten, und wenn sie etwas bey Jahren ist, niemals die Ehre hat, bey dem Sultan zu schlafen. Eben so ist es bey dem Kaiser auch. Das sind possierliche Gebräuche.

Auch dieses kam mir sehr possirlich vor: der Sultan schämte sich nicht, in unsrer aller Gegenwart, ja selbst in Gegenwart unserer europäischen Damen, sich von zwo Mädchen seinen Leib, Füße und Lenden mit Salbe beschmieren zu lassen. Wie aller Tanz zu En-

de war, giengen wir an die Tafel, und am andern Morgen um drey Uhr schieden wir erst aus einander. — Nachmittags fuhr der Herr Gouverneur erstlich nach dem Sultan, und darauf nach dem Kronprinzen, welcher auch seinen eigenen Hofstaat hat, um Abschied zu nehmen.

Den 6ten August mit Anbruch des Tages, brach der Gouverneur mit Fürstl. Ehrenbezeigungen von Jucjucarta auf, und rückte, damit ich es kurz mache, den 10ten des Morgens um 10 Uhr, schon wiederum in Samarang ein; denn wir nahmen auf der Rückreise einen andern und kürzern Weg. Eine halbe Stunde von der Stadt hatten sich alle Personen von Distinction von beyden Geschlechtern versammlet, um den Herrn Gouverneur zu empfangen, und ihn mit in die Stadt zu begleiten; auch war daselbst ein herrliches Frühstück angerichtet. Der ganze Weg von Patgerunge, so hieß die Negrei, wo sie sich versammlet hatten, bis Samarang, war mit allerley inländischer Miliz besetzt, welche aus Chinesern, Mohren, inländischen Portugiesen und Javanern bestund. Diese machten alle dem Herrn Gouverneur auf ihre Weise militairische Honneurs, welches possirlich genug aussah.

Bey Patgerunge hatte sich die Bürgercavallerie von Samarang postirt, die bey der Ankunft des Gouverneurs drey Salven that, welches schlecht genug gieng. Vor dem Gouvernement in der Stadt paradirte die Garde zu Fuße und die übrige europäische Miliz, welche, wie der Gouverneur sie passirte, ein Lauffeuer machte; auch wurden dreymal die Kanonen um das Fort gelöset. Die ganze Gesellschaft begleitete den Gouverneur nach

seinem Lustschlosse, wo wir uns noch eine halbe Stunde aufhielten, und auf die glückliche Ankunft desselben einige Gläser ausleerten. —

Samarang den 14 May 1773.

Eilfter Brief.

Nun schreite ich ohne alle weitere Umstände zu der Beschreibung von der Reise, welche ich mit dem Gouverneur nach Javas Ostküste gethan habe. Was zwischen dieser Zeit merkwürdiges vorgefallen ist, habe ich Ihnen schon in meinem letztern Briefe gemeldet. Die Zurüstungen zu dieser Reise waren eben so, wie bey der ersten. Den 25sten September vorigen Jahres, des Morgens um 5 Uhr, versammleten sich wieder alle Personen von Distinction bey dem Gouverneur. Um 6 Uhr setzte er sich mit Meffrouw in den Wagen; ich ritt nebst dem Generaladjutanten bey dem Wagen, und die ganze Gesellschaft begleitete ihn, theils zu Wagen, theils zu Pferde bis Turebaye, eine Viertelstunde von Samarang. Hier nahmen sie alle Abschied von ihm, und wünschten ihm eine glückliche Reise, außer diejenigen, welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich nahm, welche eben so groß war, wie das vorigemal, nur daß der Herr Gouverneur darinn einige Aenderung gemacht hatte. Verschiedene, welche das vorigemal mit gewesen waren, giengen dießmal nicht mit. Dafür aber traten wieder andere in den Platz, welche bey der vorigen Reise nicht mit gewesen waren. Um 6 Uhr setzte sich der Gouverneur zu Pferde; die Damen ließen sich in Jolies, welches eine Art von Tragstühlen ist, tragen,

gen, und nachdem wir auf dem halben Wege zu Groggal gefrühstücket hatten, kamen wir um 9 Uhr in der Negrei Demek an, welche 9 Stunden von Samarang liegt. Das war gut geritten! Der Gouverneur reitet auf dem Marsche allezeit sehr scharf, und man muß schon gute Pferde haben, wenn man ihm beyhalten will. Auf den Plätzen, wo wir frühstückten, wechselten wir auch allezeit die Pferde. Die Damen kamen natürlicherweise immer viele Stunden später.

Den 26sten Sept. vorigen Jahres um 5 Uhr brachen wir auf; halb 7 kamen wir auf Cloran; halb 8 erreichten wir Tanguan, wo wir den Herrn von der Becke antrafen, welcher daselbst ein auserlesenes Frühstück hatte anrichten lassen. Hier erwarteten wir Meffrouw mit ihrer Suite von Damen, welche um 10 Uhr ankam. Eine halbe Stunde darnach setzte sich der Gouverneur mit Meffrouw in den Wagen, und in einer Viertelstunde waren wir auf Cutus, wo uns der Herr von der Becke Mittags und Abends sehr köstlich bewirthete; denn Cutus gehört mit unter seine Residenz, und ist 6 Stunden von Demak weit.

Er fuhr den 27sten Sept. des Morgens um 5 Uhr mit Meffrouw von Cutus ab, langte um 7 Uhr zu Patti, und Mittags um 11 Uhr zu Joana an, wo der Herr Neuvirt Resident ist.

Joana ist von Cutus 11 Stunden. Die Compagnie hat daselbst ein Fort angelegt, welches von 1 Sergeanten und 18 Mann besetzt ist. Vor drey Jahren wurde es von einigen Rebellen überrumpelt und eingenommen; jedoch durch die tapfere Gegenwehr des Herrn

Neu-

Neuwirt dem Feinde gleich wieder abgenommen, bey welcher Gelegenheit der gute Neuwirt bald im Bette ermordet worden wäre, wenn er sich nicht noch eine Minute zuvor mit der Flucht gerettet hätte. Den 28sten des Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur von Joana ab, und langte um 6 Uhr auf Rembang an, welches gleichfalls eine Residenz mit einem Fort ist, 4 Meilen von Joana. —

Den 29sten war Rasttag, und wir feyerten hier auf Rembang den Geburtstag Sr. Hochedelheit, des Herrn Generalgouverneurs von Indien, **Petrus Albertus van der Parra.** Den 30sten des Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Herr Gouverneur von Rembang ab, und langte um 5 Uhr zu Lassem an, welches zwey starke Meilen von Rembang liegt.

Den 1sten October des Morgens um 2 Uhr ritten wir von Lassem weg, und kamen um 5 Uhr auf Kaploran an, 6 Meilen von Lassem. Nachmittags um 4 Uhr brachen wir wieder auf, und rückten um 6 Uhr in Bantjar, 4 Meilen von Kaploran, ein. Den 2ten des Morgens um 4 Uhr brachen wir auf, und rückten um 8 Uhr in Tuban, 8 Meilen von Bantjar, ein. Den 3ten des Morgens um 4 Uhr brachen wir wieder auf, und rückten halb 10 Uhr zu Banjavanjar, 11 Meilen von Tuban, ein. Den 4ten des Morgens halb 5 Uhr ritten wir hier weg, und kamen um 6 Uhr auf Rupa, 3 Meilen von Banjaranjar, an. Hier trafen wir den **Prinzen von Madura**, ingleichen den Herrn Lusac an, welcher Befehlshaber von der Ostküste ist, und zu Saurebaye wohnet. Um 7 Uhr setzten wir unsere Reise fort. Der Prinz von Madura sowohl, wovon ich

bald

bald Gelegenheit haben werde, mehr zu reden, als auch der Herr Lusac, begleiteten den Herrn Gouverneur bis Sudaye, wo wir um 8 Uhr anlangten. Den 5ten machten wir auf Sudaye Rasttag. —

Den 6ten October mit Anbruch des Tages giengen wir in verschiedenen Fahrzeugen zu Wasser. — Um 8 Uhr landeten wir schon auf der Insel Madura, bey Suhdje an, wo uns der Prinz von Madura, welcher schon den Abend zuvor abgesegelt war, empfieng. Hier warteten wir, bis die ganze Suite des Gouverneurs bey einander war. Um 9 Uhr setzte sich der Gouverneur mit Meffrouw in den Wagen, und langte um 10 Uhr zu Bankalan an, wo der Prinz von Madura residirt, zwo Stunden von Suhdje. Dieß war ein sehr angenehmer Weg zwischen zwey Wäldern, welche einen beständigen Schatten gaben. Der Gouverneur wurde hier mit eben den Ehrenbezeigungen empfangen, wie bey dem Kaiser und dem Sultan; darum brauche ich hiervon nichts mehr zu erwähnen.

Die Insel Madura gehört eigentlich nicht mit zu Java, sondern sie ist eine besondere Insel, welche mitten in der See liegt, und 50 Meilen im Umkreise hat. Es ist noch nicht lange, daß die Maduresen mit der ostindischen Compagnie Krieg geführt haben, wobey sie aber von der Compagnie überwunden worden sind. Deshalb ist auch der Prinz von Madura kein Bundesgenosse von der Compagnie, wie der Kaiser und der Sultan, sondern nur ein Vasall, und muß jährlich seinen Tribut liefern. Er hat auch lange die Macht nicht, sondern steht selbst noch unter der Ordre des Befehlshabers Lusac. Seine Miliz ist mehr nach dem euro-

europäischen Geschmacke, als wie die von dem Kaiser und dem Sultan, ingleichen auch sein Schloß und sein Hofstaat. Er hat selbst eine Compagnie Husaren. Wenn der Prinz in Galla ist bey uns Europäern, so ist er selbst europäisch gekleidet; welches ihm aber so anstehet, als wenn man einem Bauer das Kleid eines Hofcavalliers anziehen wollte. Er sieht recht possirlich aus, wenn er in Galla ist. Seine schwarzen kurzen Haare hängen ihm wild um den Kopf, welches gar nicht mit seinem, auf das prächtigste bordirten Kleide, wovon die Knöpfe lauter kostbare Brillanten sind, überein kömmt. Sein Hut ist von der Façon, wie ihn bey Ihnen die Pächter und Verwalter tragen, wenn sie in die Stadt kommen, an welchem aber fünf große Brillanten sitzen, die wenigstens auf hundert tausend Thaler geschätzt werden. Er ist zu höflich, seinen Hut aufzusetzen, wenn er bey dem Gouverneur ist; er hält es aber für nicht unanständig, daß ihn seine Domestiken bey der größten Assemblee aufsetzen, welche allezeit bey ihm auf der Erde sitzen, und ihm die Pinangdose hinhalten, oder ein goldenes Gefäß, um seinen Speichel aufzufangen. Das ist eine besondere Etiquette. Er ist noch jung, etwa von 20 Jahren, hat aber auch noch wenig Verstand, und weiß fast von nichts zu sprechen, als von Mädchen. Ich fragte ihn einmal, wie viel Mädchen er wohl hätte? Er antwortete mir darauf, das wisse er selbst nicht.

Es geht hier zu Lande, was diesen Punkt betrifft, sehr wunderlich her. Das Klima ist sehr hitzig, welches Mohamed sehr wohl scheint eingesehen zu haben, weil er die Vielweiberey eingeführt hat. Ein Javaner,

ner, der sich kaum selbst ernähren kann, soll sich nicht mit einer Frau begnügen. Doch die Javaner thun dieses nicht allein, sondern die mehresten Europäer folgen ihrem Beyspiele nach. Es darf zwar kein Europäer, vermöge unserer Religion, mehr wie eine Frau heyrathen; aber sie kaufen sich hübsche Mädchen, womit sie es halten, welches auch die Frauen wohl wissen, und die Unverheyratheten halten sich soviel Mädchen, wie sie kaufen und ernähren können. Hieraus wird hier zu Lande nichts gemacht. Wenn aber eine Sclavin von einem Europäer ein Kind kriegt, so muß er sie frey geben, und das Kind taufen lassen.

Den 8ten October machten wir mit dem Gouverneur des Morgens einen Spatzierritt, um das Grabmal der Prinzen von Madura zu besehen. Des Abends gab der Prinz von Madura ein großes Tractament. Vor der Tafel mußten seine Mädchen padeigangen, oder auf javanische Weise tanzen, und nach der Tafel wurde getandackt, welches sehr komisch aussieht. Der Prinz von Madura eröffnete den Ball, welcher, nachdem er ausgetandackt hatte, die Mädchen unserm Gouverneur zubrachte. Aus Complaisance gegen den Prinz tandackte er auch ein wenig mit den Mädchen herum; jedoch machte er es nicht lange. Nachher mußten wir alle dran, da half nichts vor.

Den 9ten des Abens um 7 Uhr gieng ich mit den Dragonern, in verschiedenen Fahrzeugen, zu Wasser voraus nach Surabaye, um den folgenden Morgen bey der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren.

Den 10ten früh Morgens um 1 Uhr kam ich zu Surabaye an. Der Gouverneur mit der übrigen Suite

te kam gegen Mittag um 11 Uhr. Auf Surebaye hat die Compagnie auch ein ansehnliches Fort, und es ist so zu sagen, der Waffenplatz von der Ostküste. Des Mittags um 1 Uhr kam der Prinz von Madura gleichfalls nach, welcher beynahe mit eben den militairischen Honneurs empfangen wurde, wie der Gouverneur.

Den 12ten October kam 1 Capitain, 1 Lieutenant, 2 Fähndrichs und 100 Mann von Batavia an, um den Capitain Heinrichs, welcher noch mit dem Feinde an der äußersten Spitze von Javas Ostküste zu thun hatte, zu unterstützen, und ich glaube, daß wir selbst mit dem Gouverneur darnach zugegangen wären, wenn sich die Umstände nicht geändert hätten. Allein der Capitain Heinrichs, welcher das Lager commandirte, hatte ein Stück gemacht, wovon er Ehre hat. Er hatte Wind davon bekommen, daß noch ein Capitain von Batavia kommen sollte, welcher älter war, wie er, und da er gern die Ehre, den Feind überwunden zu haben, allein davon zu tragen suchte, auch nicht gern da er bisher Chef gewesen war, unter eines Andern Befehl agiren wollte; so wagte er einen Coup von Desperation. So schwach er auch war, attaquirte er den Feind, und schlug ihn totaliter, welche Nachricht den 14ten einlief. Dieß hat er sehr gut gemacht, und ich würde mich eben so verhalten haben, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre. Sobald die Nachricht angekommen war, mußte die Garnison ausrücken und Victoria schießen, wobey zugleich die Kanonen von dem Fort dreymal abgefeuert wurden, und der Capitain, welcher von Batavia angekommen war, mußte mit seinem Commando wieder zurück marschiren.

Den 20sten gab der Befehlshaber Lusac des Abends ein großes Tractament. Wie es dunkel geworden war, wurde ein Feuerwerk abgebrannt; nachher war Ball. Bey der Tafel giengen die Pokale reichlich herum, und nach der Tafel wurde getandackt; denn wo der Prinz von Madura ist, da muß auch getandackt werden.

Den 24sten October gieng ich wieder, des Abends um 7 Uhr, mit den Dragonern zu Wasser voraus nach Crisse, wo ich schon um 10 Uhr anlangte. Crisse ist eine Residenz, auch hat die Compagnie ein Fort. Der Resident von Crisse ist ein gewisser Herr von Putkammer, ein sehr belebter Mann.

Den 25sten des Morgens um 10 Uhr kam der Gouverneur mit seiner Suite nach, und wurde wiederum, wie gewöhnlich, mit allen möglichen Ehrenbezeigungen empfangen.

Den 26sten October des Nachmittags thaten wir mit dem Gouverneur eine Lustreise nach einem berühmten alten Begräbnisse von einem javanischen Kaiser, nicht weit von Crisse, welches auf einem hohen Berge liegt. Wir brachten eine gute Stunde zu, ehe wir den Berg hinauf kamen, und nachher mußten wir noch eine steinerne Treppe, welche 185 Stufen hatte, steigen, ehe wir an das Begräbniß kamen, welches auf der Spitze des Berges lag. Das wurde uns allen herzlich sauer. Wie wir aber oben waren, hatten wir eine angenehme kühle Luft, die uns wieder erfrischte, und einen Prospect, den ich in meinem Leben nicht schöner gesehen habe; auch fanden wir oben eine gedeckte Tafel mit allerley Früchten und Getränken. Das ist

sonder-

sonderbar hier zu Lande. Man thut fast keinen Schritt, ohne Lebensmittel bey sich zu führen, und insonderheit Wein. Er mag so theuer seyn, wie er will, so wird er doch deswegen nicht weniger getrunken. Nachdem wir die Sonne im Meere hatten versinken sehen, stiegen wir den Berg wieder hinab, welches etwas geschwinder gieng, als wir ihn hinaufklimmten.

Den 27sten October trat der Gouverneur zu Wasser seine Zurückreise wieder an. Des Morgens um 9 Uhr wurden wir eingeschifft. Nachmittags um 5 Uhr geriethen wir durch die Unkundigkeit des Steuermanns, der das Schiff regierte, auf eine Sandbank, und wir mußten bis um Mitternacht arbeiten, ehe wir wieder davon los kommen konnten. Gegen 5 Uhr, da die See etwas stürmisch wurde, hätten wir durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns bald noch ein größeres Unglück gehabt. Der dumme Kerl war eingeschlafen, und hatte das Schiff in den Wind segeln lassen, wobey ein Schiff gar leicht umschlagen kann, wenn der Wind nur ein wenig wehet; und es fehlte auch nicht viel daran, daß wir auf solche Art verunglückt wären, wenn wir nicht noch in der größten Geschwindigkeit die Segel verändert hätten. Der Gouverneur, welcher mehr von der Seefahrt versteht, wie der Kerl von Steuermann, welchen wir am Bord hatten, dankte ihn auch sogleich ab, und ließ einen andern, unter seiner eigenen Aufsicht, dieses Amt vertreten. Sobald es nur ein wenig wehete, kam der Gouverneur nicht vom Verdecke ab. Den 28sten gegen Abend fieng es an hart zu wehen, und um Mitternacht hatten wir einen halben Sturm; jedoch se-

gelten wir glücklich durch, und landeten den 29sten des Morgens um 10 Uhr wiederum auf Rembang an. Den 30sten des Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur zu Lande von Rembang ab, und langte um 6 Uhr auf Java an, 4 Meilen von Rembang. Den 31sten hatten wir einen starken Marsch von 18 Meilen zu machen, weshalb auch die Dragoner, den Tag vorher des Abends, voraus gehen mußten. Ich hätte es auch thun können, denn der Gouverneur ließ mir die Wahl, ob ich mit voraus reiten, oder bey ihm bleiben wollte; ich wählte aber das letztere, und ritt den ganzen Marsch bey dem Wagen. Des Morgens um 5 Uhr brachen wir auf, frühstückten zu Patti, aßen des Mittags zu Cutus, und langten des Abends gegen 6 Uhr auf Japara an.

Japara, welches ein irdisches Paradies kann genannt werden, wo der Herr von der Becke Resident ist, war das letzte Comtoir, welches der Gouverneur besuchte, um sich von seiner Reise daselbst einige Tage auszuruhen, und der würdige Herr von der Becke, welcher mein lieber Freund und Gönner ist, ließ es auch an nichts fehlen, um dem Gouverneur, welcher ihn sehr hoch schätzt, seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Bey Tage gab uns die natürliche Lage von Japara die angenehmste Augenweide, und des Abends die Kunst; denn alle Abende sah man die herrlichsten Illuminationen. Vor dem Lusthause, worinn der Gouverneur logirte, hatte er eine Ehrenpforte aufrichten lassen, nach dem besten Geschmacke. Auf der einen Seite stand: Fautori optimo; und auf der andern Seite: Hilaritas publica. Der Gouverneur hielt sich 6

Tage

Tage zu Japara auf, und ich bin gewiß versichert, daß diese sechs Tage dem Herrn von der Becke wenigstens 6000 Rthlr. gekostet haben. — Den 3ten November des Abends ließ er an einem Berge dicht vor Japara, ein recht ausgesuchtes Feuerwerk abbrennen, wodurch der ganze Berg, welcher mit dürrem Gras und Buschwerk versehen war, in Brand gerieth. Ein jeder glaubte anfänglich, daß dieses von ohngefähr gekommen wäre; allein das war so nicht, sondern der Herr von der Becke hatte es mit Fleiß darnach angelegt. Einen hohen Berg in Feuer stehen sehen, das war ein Prospect, welcher über alles gieng, was ich jemals gesehen habe.

Den folgenden Abend war ein Feuerwerk zu Wasser, wobey am Ende ein Fahrzeug in Brand gerieth. Dieß geschah auch auf Anstiften des Herrn von der Becke, und gab nicht weniger Stoff zum Lachen. Den 6ten November war die Parole: Iapara steekt de Kroon, wodurch der Herr Gouverneur dem Herrn von der Becke ein Compliment machte; denn das wollte eigentlich soviel sagen: Japara hat vor allen Comtoirs den Vorzug. Bey solchen Gelegenheiten greifen sich die Herren Residenten recht an, um dem Gouverneur seinen Aufenthalt angenehm zu machen; allein es konnte es doch keiner dem Herrn von der Becke gleich thun.

Den 6ten November des Abends gab er dem Herrn Gouverneur, in einer im Garten illuminirten Allee, ein Abschiedsmal. Das war recht angenehm. Um 12 Uhr, da wir von der Tafel kamen, fuhren wir wohl eine Meile hart an der See herunter, nach einem Lust-

schlosse, welches gleichfalls dicht an der See liegt. Der ganze Weg war mit Javanern besetzt, welche Fackeln trugen, außer denjenigen, welche wir bey dem Wagen hatten. Hierdurch wurde es so helle, als wenn es Tag gewesen wäre. Bey diesem Lusthause lagen schon alle Fahrzeuge bereit, welche uns über die See nach Samarang bringen sollten. Nachdem wir noch einige Gläser zum Abschiede ausgeleert hatten, stachen wir des Morgens etwa um 2 Uhr in die See, und langten noch denselben Morgen, weil wir guten Wind hatten, um 10 Uhr auf Samarang glücklich an. Das war der 7te November. — Samarang den 25sten Jul. 1773.

Zwölfter Brief.

Den 20sten April war wieder ein doppeltes Fest. Es war nämlich der Geburtstag unsers Gouverneurs, Johannes Robert von der Burgh, und denn die Hochzeit des Herrn Fabritius und der Demoiselle Hemsing, deren Vater auf Samarang die zweyte Person ist. Dieses Fest ward in dem Gouvernement auf Samarang gefeyert. —

Gleich nach Mitternacht, da wir noch an der Tafel saßen, wurden wir in unserm Vergnügen auf eine fürchterliche Art gestört, welches mich um so viel mehr frappirte, weil ich dergleichen noch niemals erlebt hatte. Wir hörten ein schreckliches Geräusch, welches ohngefähr so war, als wenn ein Wagen über eine Brücke fährt. Gleich darauf, und ehe wir es uns versahen, hörten wir einen unterirrdischen Knall, und die Erde zitterte unter

unsern

unsern Füßen. Alles, was auf der Tafel stand, stürzte durch einander; die Glocken von Samarang gaben von selbst ein Geläut von sich, und man hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten: denn die Erde wiegelwagte, wie ein Schiff bey einem schweren Sturm auf der See. Weil es nicht gut ist, sich bey solchen Gelegenheiten im Hause aufzuhalten; so lief ein jeder, so gut er konnte, aus dem Gouvernement auf die Straße, und alle Einwohner von Samarang desgleichen. Ohngefähr drey Minuten darnach that es noch einen unterirrdischen Stoß, wovon die Gipfel von zwey Häusern eingestürzt sind, und darauf nahm das Erdbeben allmälig ein Ende. Dieß fürchterliche Spectakel dauerte ohngefähr 6 Minuten.

Die Erdbeben sind in diesen Gegenden gar nichts ungewöhnliches; jedoch sind sie nicht allezeit so heftig. Wem vor Erdbeben und schweren Donnerwettern bange ist, muß nicht nach Ostindien kommen. Hier auf Java ist es noch erträglich; aber auf Ternate, Amboe, und insonderheit Banda, geht keine Woche ohne die fürchterlichsten Erdbeben hin, weshalb auch niemand gern dahin geht. — Wie das Erdbeben völlig zu Ende war, und wir uns von dem Schrecken ein wenig erholt hatten, gieng die Gesellschaft aus einander, und ich begleitete noch den Gouverneur zu Pferde nach Botjon.

Den 29sten April war der Geburtstag des jungen Herrn van der Parra, dem Sohne des Herrn Generalgouverneurs. Dieser ward in einem Garten, welcher dem Oberhaupte der Chinesen auf Samarang zugehört, gefeyert. Das Oberhaupt der Chinesen, welches keine

geringe Creatur ist, hatte den Gouverneur, seine Gemahlin, und alle Personen von Distinction von Samarang dazu eingeladen. Des Morgens um 6 Uhr versammlete sich die Gesellschaft, und blieb bis des Abends um 11 Uhr bey einander. Bey dieser Gelegenheit habe ich zum erstenmale eine chinesische Komödie spielen sehen, welche des Morgens um 7 Uhr anfieng, und bis des Abends um 6 dauerte. Die Personen, welche agirten, waren alle Mädchen oder Kebsweiber von dem Oberhaupte. Das wunderbarste hierbey war mir dieses, daß sie auch mitten unter der Komödie ihrem Abgotte ihre Devotion bezeigten. Und was meynen Sie, wer ihr Abgott sey? Der Teufel, welchen man in allen Häusern der Chineser abgemalt sieht, und zwey brennende Wachslichter dabey. Denn das Fundament ihrer Religion besteht darinn, daß sie den Teufel anbeten, und zwar aus dem Grunde: sie sagen, unser Herr Gott ist an sich selbst gut, der wird uns keinen Schaden thun, und darum haben wir auch nicht nöthig, ihn anzubeten; aber den Teufel müssen wir anbeten, damit er uns nicht schade. Sie haben gewisse Feste, wo sie dem Teufel zu Ehren Kostbarkeiten, die viele Tausende werth sind, verbrennen, und im Rauche aufliegen lassen. Sonst sind sie gar nicht dumm, und im Handel ärger, wie bey Ihnen die Juden. Von der Komödie selbst kann ich nichts erzählen, weil ich kein Wort davon verstanden habe; denn sie sprachen und sangen chinesisch. Gegen Abend wurde der ganze Garten aufs prächtigste illuminirt, und wie es dunkel geworden war, ein Feuerwerk abgebrannt. Den 9ten May, gleich nach Mitternacht, haben wir wiederum ein Erdbeben gehabt, welches aber

lange

lange nicht so stark gewesen ist, wie das vom 20sten April; jedoch sind die mehresten Menschen auf Samarang davon aufgewacht, ich aber nicht, denn ich kann hier in Indien, dem Himmel sey Dank, recht gut schlafen.

Den 16ten May hatten wir auf Botjon zum erstenmal großes Concert, wobey ich und noch einige Freunde von Samarang mitspielten. Wir haben vorher auch wohl Musik gehabt, aber das wollte nicht viel sagen; denn der Gouverneur hatte noch keine gute Gesellschaft Musikanten. Vor einigen Tagen aber hat er von dem Herrn Lapro, welcher dieses Jahr repatriirt, Musikanten gekauft, welche aus 16 Sclaven bestehen, wofür er 10000 Rthlr. nach hiesigem Gelde bezahlt hat. Das ist zwar viel Geld, aber nach ostindischer Art nicht zu viel; weil man nur selten gute Musikanten für Geld haben kann. Der erste Violinist hat dem Herrn Lapro allein 2000 Rthlr. gekostet. Nun haben wir in Zukunft alle Woche einmal bey dem Gouverneur Concert, wovon ich Directeur bin. Ich wähle nicht allein die Musik, welche gespielt wird, sondern habe auch von dem Gouverneur die Erlaubniß erhalten, daß seine Musikanten alle Woche einmal zu mir kommen müssen, um diejenigen Musikalien, welche auf Botjon gemacht werden sollen, erst zu probiren und zu exerciren. Auf solche Weise hab ich in meinem Hause auch alle Woche einmal Concert, welches mir sehr angenehm ist. —

Gestern haben wir vor unserm Gouverneur die Revüe passirt. Wir machten erstlich unsre Maneuvers zu Pferde, darauf stiegen wir ab, koppelten die Pferde,

und exercirten und chargirten zu Fuße. Das hiesige Exerciren kömmt mit dem dortigen beynahe ganz überein, auch wird alles deutsch commandirt, obschon wir den Holländern dienen. Wir haben auch bey unserm ganzen Corps Leibdragoner nur drey Holländer; die übrigen sind mehrentheils Deutsche, oder verstehen doch deutsch. Der Gouverneur schien mit unserm Exerciren sehr zufrieden zu seyn; denn er machte uns ein sehr freundliches Compliment. Und die Wahrheit zu sagen, unsere Leute haben es auch nach ostindischer Manier sehr gut gemacht; ich habe es in Europa wohl schlechter gesehen. Hier auf Samarang und den mehresten Comtoirs von Java, wo wir unter einem gesunden Luftstriche wohnen, geht es auch an, daß man die Soldaten exercirt und dressirt, wie es sich gehört; auf Batavia und vielen andern Plätzen aber nicht. Hier sehen die Soldaten gesund und robust aus, auf Batavia hingegen wie die Leichen. Sie haben es auf Batavia vor einigen Jahren einmal angefangen, die Soldaten auf europäischen Fuß zu exerciren, aber sie haben bald damit wieder einhalten müssen; denn die armen Menschen sind umgefallen wie die Fliegen, da wir hingegen während der ganzen Exercirzeit keinen einzigen Kranken gehabt haben. Samarang den 26sten May 1773.

Dreyzehnter Brief.

Vor einigen Wochen habe ich wieder einen lustigen Auftritt gehabt. An einem Morgen um 7 Uhr kam ein niedliches junges Sclavenmädchen zu mir, und verlangte mich zu sprechen. Was willst du? redete ich sie

in

in ihrer Sprache an. „Mein Herr läßt an den Herrn Cornet sein Compliment machen, und hat zu mir gesagt, daß ich bey dem Herrn Cornet bleiben müßte;“ war ihre Antwort. Was für ein Herr? fragte ich. „Der Herr Domis“, sagte sie. Ich wußte gar nicht, was dieses zu bedeuten hatte. Ich fragte sie ferner: Willst du denn bey mir bleiben? Sie antwortete ganz dreist: „wenn es Ihnen so gefällt, mein Herr; ich weiß daß Sie ein guter Herr sind.“ Was willst du denn bey mir machen? „Was mein Herr befiehlt,“ antwortete sie. Kannst du was arbeiten? „Ja, mein Herr; ich kann nähen, waschen und streichen.“ Gut, sagte ich. Weil das Mädchen so natürlich und offenherzig war, so kriegte ich Lust, mich mit ihr noch ein wenig zu divertiren, und fragte sie ferner: Bist du verheyrathet, das will so viel sagen: hast du schon einen Jungen, den du liebst? „Nein, mein Herr,“ antwortete sie. Bist du noch Jungfer? Hierauf wollte sie nicht antworten. Ich fragte sie darauf nochmals mit einer ernsthaften Miene darum; und sie sagte: „ich bin beschämt“. Sage es, du mußt es sagen. Sie wollte erst nicht daran; endlich, da ich sehr darauf drang, antwortete sie: „ich bin es nicht mehr.“ Wie lange bist du es nicht mehr? Sie antwortete ganz offenherzig: „ich weiß es nicht, mein Herr; es ist schon lange.“ Gehe nur hinten zu meinen andern Bedienten, antwortete ich ihr darauf, und damit hatte unser Gespräch für diesesmal ein Ende.

Wie alt meynen Sie nun, daß dieses Mädchen ist? Höchstens 12 Jahr, und sie wußte schon nicht mehr, wie

wie lange es her, daß sie nicht mehr Jungfer war. Sie fangen hier zu Lande schon im neunten oder zehnten Jahr an, dieses Handwerk zu treiben, wissen auch gar nichts davon, daß es Sünde ist; denn es sind Heiden, die von Gott nichts wissen. Dorten würde es eine große Sünde seyn, mit einem Mädchen von 12 Jahren eine solche Unterredung zu führen; aber hier zu Lande sind die Mädchen im zehnten Jahren in diesem Stücke schon viel klüger und erfahrner, wie bey Ihnen, dem Himmel sey Dank! manches Mädchen von 20 Jahren nicht ist. Das geht aber auch ganz natürlich zu. Sie lernen uud sehen es täglich, sowohl von ihren Eltern, als auch von andern. Denn in den großen Häusern, wo oftmals 2 bis 300 und mehr Sclaven sind, wohnen manchesmal viele Familien zusammen in einer Kammer, wo es denn eben nicht zu züchtig hergeht. Der Herr Domis hat mir inzwischen einen großen Gefallen erzeigt, daß er mir dieses Mädchen geschenkt hat, und sie kömmt mir in meiner Haushaltung sehr zu statten; weil sie nähen, stopfen, streichen und waschen kann. —

Die Sclaven sind auch überhaupt viel treuer, wie die Javaner, und man kann sie insonderheit dadurch zwingen, daß man sie bange macht, man wolle sie an einen schlimmen Herrn verkaufen. Die Javaner hingegen sind eine freye Nation; man kann sie wohl zu Pfande nehmen, aber nicht verkaufen, oder an einen andern wider ihren Willen überlassen, wenn sie auch noch so viel schuldig sind. Ich habe daher schon lange gewünscht, Sclaven zu haben; aber ich war nicht reich genug, um sie zu kaufen. Nun bin ich daran gekommen, daß ich

selbst nicht weis, wie. Die Sclavinnen sind hier viel theurer, wie die Sclaven, zumal wenn sie etwas arbeiten können. Dies Mädchen ist wenigstens 200 Thlr. werth. Ein jeder würde sie mir gern dafür geben, wenn ich sie verkaufen wollte. Sie führte den Namen Porcia; ich habe sie aber umgetauft, und Dorothea genannt, auch mir vorgenommen, sie mit meinem Sclaven, dem Saramang, einem Jungen von 15 Jahren zu verheyrathen.

Nun habe ich dieses Plaisir auch wirklich gehabt. Ich habe den Samarang mit der Dorothea getrauet, wobey ich selbst das Amt als Priester verrichtete. Ich ließ sie gestern Morgen beyde zu mir kommen, fragte den Samarang: willst du die Dorothea heyrathen? „Ja, Herr,“ antwortete er. Darauf fragte ich auch die Dorothea. Wohlan, sagte ich, gebt euch einander die Hände! welches sie auch thaten. Gebt euch einander einen Kuß, sagte ich ferner; darauf kriegte der Junge sein Mädchen beym Kopfe, und küßte sie so appetitlich, daß es eine Lust war anzusehen. Hiemit hatte die ganze Trauungsceremonie ein Ende. Weil das Mädchen einen europäischen Namen hat, so habe ich den Jungen auch umgetauft, und ihm den Namen Heinrich beygelegt. Eins habe ich noch vergessen. Wie ich sie mit einander getrauet hatte, gab der Junge seinem Mädchen ein Stück Pinang, woran er gekauet hatte, in den Mund, und das Mädchen that ein gleiches. Dies sind Gebräuche, welche die Sclaven unter sich haben. Ich gab ihnen auch einige Bouteillen Wein und etwas Geld, und sagte ihnen dabey,

daß

daß sie sich mit meinen andern Domestiken einen fröhlichen Tag machen sollten, welches sie auch auf ihre Weise gethan haben. Ich lauschte nur von ferne, um ihnen ihre völlige Freyheit zu lassen, und sie in ihrem unschuldigen Vergnügen nicht zu stören. Wie ihre sogenannte Hochzeit zu Ende war, kam das Brautpaar zu mir, und bedankte sich bey mir nochmals auf ihre inländische Manier, welche darin bestand, daß sie auf die Knie fielen und ihr Slammat machten. Das war doch höflich! —

Unter meinen Domestiken habe ich noch einen alten treuen Diener, welcher schon über ein Jahr lang bey mir gewesen ist. Dies ist ein freyer Javan, und heißt May. Ohngeachtet ich nichts für ihn bezahlt habe, so wollte ich ihn doch nicht für 100 Rthlr. geben, weil ich mich auf seine Treue verlassen kann. Er hat schon sieben Jahr bey einem andern Lieutenant, der vor zwey Jahren repatriirt ist, gedient, und sich allezeit treu und gut aufgeführt, welches bey den Javanen ein rares Exempel ist. Unter Hundert ist kaum Einer treu.

Diesen May hat mir der Generaladjutant aus Freundschaft überlassen, und ich versichere Sie, daß dies ein großes Freundschaftstück ist hier zu Lande, und daß man es für ein großes Glück rechnen muß, wenn man einen zuverlässigen Bedienten hat. Ich muß ihm, wenn ich nicht zu Hause bin, mein ganzes Haus anvertrauen, und kann es auch sicher thun, welches mir eine große Beruhigung ist. Er kann auch viel Holländisch, welches mir sehr zu statten kömmt, indem ich mit dem Malaiischen noch nicht zurechte kommen kann; weshalb ich ihn, wenn ich mit meinen andern Bedienten sprechen

will, allzeit als Dolmetscher gebrauche. Weil er auch etwas von der Gärtnerkunst verstehet, ich aber gar nichts, wie Sie wissen, so ist er zugleich mein Gärtner, und er hat auch selbst Lust dazu. Er hat eine Frau, oder, nach hiesiger Art zu reden, ein Mädchen, und das ist mein viertes dienstbares Geschöpf, mit deren Conduite ich auch sehr Ursach habe zufrieden zu seyn; denn sie ist eben so treu, wie ihr Mann. Diese muß mein Haus und alle Meublen, die darin sind, nett und sauber halten; denn es muß alles allezeit so blank seyn, daß man sich darin spiegeln kann, worauf man hier sehr gestellt ist. Wenn ich manchmal Lust habe zu Hause zu essen, so muß sie mir auch was kochen; denn sie kann einige Speisen auf europäische Manier recht gut zubereiten.

Außerdem habe ich noch einen Knecht bey den Pferden. Dies ist ein rechter dummer Javan, und ich weis nicht, ob meine Pferde nicht klüger sind, als er; jedoch hat er einen guten Pferdeverstand, denn er nimmt sie wohl in Acht, und weis gut damit umzugehen. Ich habe ihn schon über ein Jahr. Er heißet Trund. Dies sind meine fünf Domestiken, welchen ich Lohn und Brod, oder nach hiesiger Art zu reden, Lohn und Reis gebe. Weniger kann ich nicht haben, und mehr will ich nicht haben, so lange ich in meiner itzigen Verfassung bleibe, es sey denn, daß mir noch Sclaven geschenkt würden. Der Kutscher, welchen mir der Gouverneur zu meiner Disposition gegeben hat, ist zwar auch nebst den Pferden bey mir im Hause, aber er wird auf Kosten des Gouverneurs unterhalten —

Ich habe Ihnen schon lange schreiben wollen, was man eigentlich unter Java versteht; denn es muß Ihnen unbegreiflich vorgekommen seyn, da ich Ihnen schrieb, daß ich von Batavia nach Java reise, da doch Batavia selbst auf der Insel Java liegt. Nicht wahr? Wissen Sie dann, daß das Wort Java auf Java selbst in einem doppelten Verstande genommen wird. Man versteht darunter erstlich die ganze Insel überhaupt, und zweytens denjenigen District, worüber der Gouverneur von Java Chef ist, und welcher den größten Theil dieser Insel ausmacht, weshalb man auch diesen District eigentlich groß Java nennt; welches man aber hier nicht thut, denn man weiß einmal, daß, wenn man von Java spricht, allemal groß Java darunter verstanden wird. Unser Gouverneur wird auch nicht, wenn man an ihn schreibt, Gouverneur von Java titulirt, sondern Gouverneur und Directeur von Javas Nordostküste. Denn gegen Westen erstreckt sich sein Gouvernement nicht weiter als einige 30 Meilen; was ferner nach Westen zu liegt, steht unmittelbar unter der hohen Regierung zu Batavia. Nun, hoffe ich, werden Sie es verstehen, wenn man sagt, der und der reiset von Batavia nach Java, oder von Java nach Batavia. Samarang, den 24. Jun. 1773.

Vierzehnter Brief.

Wir haben schon wieder eine Reise gemacht. Zu Ende des Junius sagte mir der Gouverneuer, daß er den 5ten Julius die Reise nach der westlichen Seite von Java antreten, und mit seiner ganzen Suite über See

gehen

gehen würde; ich müßte aber mit dem Corps Dragoner über Land gehen. „Sie können, fuhr er fort, ihren Marsch nehmen, wie sie wollen, nur müssen sie solchen so einrichten, daß sie schon den 5ten Julius auf Tagal sind; denn es kann seyn, daß ich, weil wir itzt einen festen nordostlichen Passatwind haben, den 6ten auch schon da bin.“ Ich mußte freilich eher da seyn, um ihm bey seiner Ankunft auf Tagal Honneur zu machen.

Den 5ten Julius des Morgens um 5 Uhr bin ich also von Samarang aufgebrochen, und um 9 Uhr in die Negrei Candal eingerückt, welche 6 Stunden von Samarang liegt. Auf dem halben Wege kam mir schon der Sohn von dem Tomogeng von Candal entgegen, welcher mich complimentirte, und bis nach Candal begleitete. Wie ich ankam, empfieng mich der Tomogong mit einem recht tomogongischen Air, und großem Gefolge, auch hatte er seine beste Miliz vor seinem Dalm ausrücken lassen. Wie ich hatte absitzen lassen, nahm er mich bey der Hand, und führte mich in seinen Dalm, wo er ein javanisches Frühstück in Bereitschaft hatte, das ich aber nicht genießen konnte. Weil ich noch nicht so viel Malaiisch verstehe, daß ich mit ihm sprechen konnte, so stellte ich eine stumme Person vor, und suchte unter dem Vorwande, daß ich nicht recht wohl sey, von ihm abzukommen, worauf er mir meine Kammer anwies, worinnen ich logiren sollte. Da wir itzt des Morgens Mondenschein haben, so werde ich mir solchen zu Nutze machen, und künftig früher

aufbrechen, wie heute; ich habe zu dem Ende befohlen, daß der Tambour um 2 Uhr in der Nacht Generalmarsch, und um 3 Uhr Vergatterung schlagen sollte.

Den 2ten Julius des Morgens um 3 Uhr brach ich auf, und kam halb 9 Uhr zu Blawuahn an, welches 8 Stunden von Candal ist. Blawuahn liegt dicht am Seestrande, es ist keine Negrei, sondern es stehen hier nur einige Häuser, worin blos Chineser wohnen. Der Vornehmste von ihnen empfieng mich auf seine Manier sehr höflich, und wies mir mein Logis an, aber ich konnte leider auch nicht mit ihm sprechen. Er regalirte mich mit einem köstlichen chinesischen Frühstück, wovon ich wieder nichts genießen konnte, und ich würde gestern und heute haben hungern müssen, wenn ich nicht etwas kalte Küche von Samarang mitgenommen hätte. Weil wir morgen einen großen Marsch haben; so denke ich des Nachts um 1 Uhr aufzubrechen. Ich muß es mir heute gefallen lassen, mit dem Teufel in einem Hause zu wohnen, welchem zu Ehren noch dazu 2 Wachslichter brennen; inzwischen denke ich, daß er mich wohl soll zufrieden lassen, so gefährlich er auch aussieht. Bey Ihnen sagt man im Sprüchwort: **Man muß den Teufel nicht an die Wand malen;** bey den Chinesen ist es gerade das Gegentheil, indem man in allen ihren Häusern den Teufel abgemalt findet. Den 3ten Jul. bin ich des Nachts um 1 Uhr von Blawuahn aufgebrochen, und kam um 8 Uhr zu Paccalongang an, welches eine Residenz ist. Ich logire bey dem Residenten, der sich Brutstens nennt. Kurz vor meiner

An-

Ankunft schickte ich einen Corporal voraus, und lies ihm meine Ankunft zu wissen thun, worauf er mir wieder seinen Buchhalter entgegen schickte, welcher mich in seinem Namen bewillkommen mußte.

Von Paccalongang brach ich den 4ten Jul. des Morgens um 4 Uhr auf, und rückte um 8 Uhr in die Negrei Pamalang ein. Habe ich jemals einen belebten Javanen gekannt, so ist es der Tomogong von Pamalang; er ist für einen Javanen ein rechter schöner Mensch. Ohngefehr eine Stunde vor Pamalang kam mir ein junger Mensch mit einem zahlreichen Gefolge zu Pferde entgegen. Ob ich schon nicht wußte, wer es eigentlich war; so konnte ich doch schon von ferne an seinem gelben Payon (Schirm), welchen er sich nachtragen lies, sehen, daß es ein Prinz war. Er kam gerade auf mich zu, und hielt still; worauf ich auch mit meinem Corps einige Augenblicke halt machte. Slammat Tuang Cornet, seyn Sie gegrüßt, Herr Cornet, redete er mich an. Slammat combali Tuang Pangeran, seyn Sie wiederum gegrüßt, Herr Prinz, antwortete ich. Darauf befahl er einem von seinem Gefolge, daß er mir einen Schirm nachtragen sollte, welches ich mir gefallen lies. Da ich gern weiter mit ihm sprechen wollte, so ließ ich einen Wachtmeister vorkommen, welchen ich als Dolmetscher gebrauchte. Ich fragte ihm darauf, mit wem ich die Ehre hätte zu sprechen; worauf er mir antwortete, daß er ein Bruder von dem regierenden Prinzen von Maduren wäre, daß seine Schwester mit dem Tomogong von Pamalang

verheyrathet sey, daß er mit noch einer jüngern Schwester hieher gekommen sey, um dem Gouverneur und Meffrouw auf Tagal seine Aufwartung zu machen, und daß ihn sein Schwager ersucht, mir entgegen zu reiten und mich zu bewillkommnen. Er bäte sich die Ehre aus, mich bis Pamalang begleiten zu dürfen. Ich wollte ihn darauf rechter Hand reiten lassen, welches er aber sehr höflich verbat, und ich wunderte mich sehr, daß dieser junge Mensch so viel Verstand und Lebensart blicken lies, da sein älterer Bruder, der regierende Prinz von Maduren so einfältig ist, und gar keine fürstliche Conduite hat. Wäre dieser junge Prinz der älteste Bruder gewesen, so glaube ich nicht, daß er würde zur Regierung gekommen seyn, weil er zuviel Verstand hat; denn es ist gar nicht für das Interesse der ostindischen Compagnie, daß ein inländischer regierender Fürst zu klug ist. Die Politik wird hier aufs höchste getrieben, und die Holländer erhalten ihre Macht mehr durch die Politik, als durch ihre Macht. Wie würde es uns sonst gehen, da wir nur so zu sagen eine Handvoll sind in Vergleichung der unzähligen Menge Javanen, worunter wir leben, und über welche wir herrschen!

Wie ich auf Pamalang ankam, wurde mir fast so viel Ehre erzeigt, als wenn ich der Gouverneur selbst gewesen wäre. Die ganze Passierbahn (dies ist ein großer viereckigter Platz, welchen ein jeder inländischer Regent vor seinem Dalm hat, und worauf sie sich in den Waffen üben) bis nach dem Dalm zu war mit Miliz besetzt, welche mir Honneur machte. So bald ich

hatte absitzen lassen, führte mich der Tomogang bey der Hand in den Dalm, wo ich seine Gemahlin und deren Schwester antraf, worüber ich mich sehr wunderte. Denn ein Javan wird nicht leicht seine Frau, zumal wenn sie noch jung und schön ist, zum Vorschein kommen lassen, wenn ein Europäer zu ihm kömmt. Ich weis nicht, ob mir die Gemahlin des Tomogangs besser gefallen hat, oder ihre Schwester. Soviel ist gewiß, sie waren beyde ein Paar allerliebste schwarzbraune Creäturen. Die erste war nahe bey 12 Jahren, und die andere 10 Jahr alt, aber auch schon so beschaffen, daß sie alle Tage heyrathen konnte. Da der Tomogang etwas Holländisch verstand, und ich ein wenig Malaiisch, so konnten wir im Sprechen noch ziemlich mit einander zurechte kommen, und ich habe heute den ganzen Tag in dieser Gesellschaft zugebracht, und mich recht königlich divertirt. Ich habe ihnen vieles von Europa erzählt, woran sie sich gar nicht satt hören konnten. Des Mittags nach der Tafel lies der Tomogang seine beste Miliz auf die Passierbahn kommen, welche ihre inländischen Exercitien machen mußte. Dies sah drollig genug aus; inzwischen habe ich mich doch darüber gewundert, daß sie in dem stärksten Galopp so gut mit ihren Picken umzugehen wußte.

Den 5ten Julius des Morgens um 5 Uhr bin ich von Pamalang aufgebrochen, und um 9 Uhr nach Tagal gekommen, wo ich den Gouverneur erwarte. Ich habe auf dem Marsche eine angenehme Gesellschaft bey mir gehabt. Da mir der Tomogang gestern sagte, daß er

auch heute mit seiner ganzen Familie nach Tagd reisen wollte, so ersuchte ich ihn, mit mir zu gehen, welches sie auch thaten, und sie ritten alle bey mir, selbst die Damen nicht ausgenommen, vor der Front. —

Kurz vor Tagal schickte ich einen Corporal an den dasigen Residenten Cornabe, und ließ ihm meine Ankunft zu wissen thun, worauf er mir W..., welcher, wie Sie wissen, Sergeant auf Tagal ist, zu Pferde entgegen schickte, und mich durch ihn complimentiren lies. Wie wunderbar kommen doch die Menschen in der Welt manchmal zusammen! Wer hätte das vor einigen Jahren denken sollen, daß W... und ich uns noch auf eine solche Art sollten wiedersehen? Ich trat bey dem Residenten ab, und machte ihm und seiner Gemahlin, deren Vater vor kurzem als Viceadmiral und Rath von Indien gestorben ist, mein Compliment; jedoch war ich vorher vor meinem mir angewiesenen Hause aufmarschirt, hatte die Standarte bis zur Ankunft des Gouverneurs in meine Kammer bringen, und vor meinem Hause einen Posten aufführen lassen. Des Nachmittags fuhr ich mit dem Herrn Cornabe und seiner Gemahlin nach dem Tomogong von Tagal, welcher gleichfalls mit einer Prinzessin von Maduren verheyrathet ist, die aber schon etwas alt, und lange so hübsch nicht wie ihre beyden Schwestern war. Sie ist 24 Jahr alt, und eine Frau von 24 Jahren ist hier zu Lande schon eine alte Dame. Hier trafen wir auch den Tomogong von Pamalang mit seinen Damen an.

Den 7ten Julius des Morgens gegen 7 Uhr bekamen wir die Flotte des Gouverneurs ins Gesicht, worauf sogleich die Kanonen von dem Fort gelöset wurden, und das Fahrzeug, worin der Gouverneur war, beantwortete sie. Die See war schon seit gestern entsetzlich ungestüm, und der Wind so heftig, daß sie gegen 8 Uhr die Seegel abnehmen mußten, welches wir deutlich sehen konnten. Auf solche Weise mußten sie sich blos der Discretion des Windes, des Stroms und der Wellen überlassen. Sie hätten in einer Stunde auf der Rheede von Tagal seyn können, wenn sie hätten durchsegeln dürfen, statt dessen aber verloren wir sie wieder aus dem Gesicht. —

Den 8ten Julius des Morgens mit Anbruch des Tages, kriegten wir die Flotte wieder mit gespannten Seegeln ins Gesicht, worauf wieder die Kanonen von dem Fort gelöset, und auch wieder beantwortet wurden, und es glückte ihnen heute, obschon die See noch sehr stürmisch war, um 10 Uhr auf der Rheede Anker zu legen, worauf wieder die Kanonen gelöset wurden. Ich lies meine Cavallerie am Strande, wo der Gouverneur anlanden sollte, aufmarschiren. Aber nun fand sich wieder eine neue Schwierigkeit. Mit den großen Fahrzeugen, welche sie auf die Rheede gebracht hatten, konnten sie nicht ans Land kommen, weil sie zu tief gehen, und das Wasser so nahe am Lande nicht tief genug ist; mit kleinen Fahrzeugen litten sie auch Gefahr, weil solche nicht groß und stark genug sind, einer so wüthenden See zu widerstehen. Vor Anker liegen zu bleiben,

bis die See ruhiger würde, war auch gefährlich, weil die Anker bey einem solchen Winde und Wetter leicht reißen konnten. Der Gouverneur resolvirte sich daher kurz und gut, und wagte es, sich mit Meffrouw und Kindern in ein kleines Fahrzeug zu setzen, und ans Land bringen zu lassen. Die Wellen schlugen oftmals über das Fahrzeug dergestalt her, daß man nichts mehr davon sehen konnte, und daß wir auch einigemal glaubten, daß wir nichts wieder davon zu sehen kriegen würden. Sie landeten jedoch, wiewohl mit großer Gefahr, glücklich an, aber das Fahrzeug war voller Wasser, und es hätte keine fünf Minuten länger dauren müssen, sonst würde es gewiß gesunken seyn. — Wie der Gouverneur ans Land stieg, wurden zum drittenmale die Kanonen gelöset, und ich paradirte mit ausgezogenem Pallasch und klingendem Spiel. Er setzte sich sogleich mit Meffrouw, so naß sie auch waren, in den Wagen, und ich mit meinem Corps Dragoner hinter selbigem. Wie wir nicht weit mehr von dem Hause des Herrn Cornabe waren, so ritt ich mit meinen Dragonern im vollen Galopp voraus, marschirte vor dem Hause in der Geschwindigkeit auf, um ihm wiederum bey dem Aussteigen aus dem Wagen Honneur zu machen. Alle Personen von Distinction, sowohl Europäer, als Inländer, die ihm schon am Strande bewillkommet hatten, verfügten sich auch, theils zu Wagen, theils zu Fuße, nach dem Hause des Residenten, um ihm da die Cour zu machen. Ich that ein gleiches, und rapportirte ihm zugleich, daß während meines Marsches bey dem Detachement Dragoner nichts neues vorgefallen

sey,

sey, und daß sowohl die Menschen, als Pferde, noch gesund wären. —

Den 9ten Julius haben wir den Geburtstag von Meffrouw celebrirt, welche 19 Jahr alt wurde. Des Morgens um 9 Uhr nahm sie die Glückwünsche an, und des Abends war, nach der dortigen Art zu reden, groß Galla und Ball. Die Assemblee war über hundert Personen stark, wovon die meisten Inländer waren. Wie es dunkel geworden war, wurde dem Gouverneur zu Ehren ein Feuerwerk abgebrannt. So unruhig der gestrige Tag war, so frölich ist der heutige gewesen, und wir sind bis den andern Morgen um 3 Uhr bey einander geblieben.

Den 12ten Julius des Nachmittags hat der Gouverneur den Tomogong von Tagal eine Visite gemacht. Er wurde mit einer großen Suite zu Wagen und zu Pferde so wohl von Europäern als Inländern begleitet. Wie wir auf die Passierbahn kamen, wurden die Kanonen, welche der Tomogong vor seinem Dalm stehen hatte, gelöset, und seine Miliz machte drey Dechargen.

Den 13ten Julius sind wir zu Brebes gewesen, drey Stunden von Tagal. Brebes ist nach Westen zu die letzte Negrei, welche unter der Ordre des Gouverneurs von Java steht, und also die Grenzscheidung zwischen groß und klein Java. Was hinter Brebes liegt, gehört unter Batavia.

Den 15ten Julius des Abends gab der Resident dem Gouverneur ein Abschiedsmahl; bey welcher Gelegen-

heit wir noch zu guter letzt recht fröhlich waren. Heute machen wir uns marschfertig, und Morgen gehen wir alle über Land wieder zu Hause. Tagal den 16ten Jul. 1773.

Funfzehnter Brief.

Den 31sten Julius, Abends um 5 Uhr ist der Gouverneur wiederum auf Botjon glücklich angekommen. Er hat dieselbe Marschroute genommen, welche ich genommen habe, nur mit dem Unterschiede, daß er sich an einigen Orten, und besonders auf der Residenz Paccalongang, einige Tage aufgehalten hat; weil er wegen der Inländer verschiedenes zu reguliren hatte.

Den 7ten August würde auf Botjon groß Galla gewesen seyn, weil auf den heutigen Tag nicht allein der Geburtstag der Prinzessin von Oranien, sondern auch der Gemahlin des Generalgouverneurs einfällt, wenn unser würdiger Gouverneur nicht seit zwey Tagen krank wäre. Er hat daher nicht können gefeyert werden; jedoch sind Morgens und Abends um 6 Uhr die Kanonen gelöset worden. —

Bis hieher ist noch nichts veränderliches mit mir vorgegangen, und es hat sich auch noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Hätte ich wollen Leutenant bey der europäischen Garde zu Pferde des Kaisers oder des Sultans werden, das hätte mir nur ein Wort an den Gouverneur kosten sollen; allein durch ein solches Avancement würde ich mich, was die Einnahme betrifft,

nicht

nicht verbessert, sondern verschlimmert haben. Ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß hier auf Java einige Commendantenposten sind, wobey man noch etwas vor sich bringen kann, und dieß ist auch für einen auf Java der einzige Weg, um ein kleines Glück zu machen. Es ist zwar für einen solchen Fremdling, wie ich bin, und der erst kürzlich hier angekommen ist, schon eine große Gunst, wenn man einen solchen Posten erhält; aber ich habe auch das Glück, sowohl bey dem Gouverneur, als bey seiner Gemahlin, sehr in Gunst zu stehen; sonst dürfte ich noch in langer Zeit an so was gar nicht denken. Denn ich würde viel leichter können Capitain und Chef von der Garde zu Pferde werden, als Commendant von einem solchen Posten. Das erstere kömmt mir von rechtswegen zu, sobald der Capitain abgeht; das letztere aber ist eine Gunst. Es ist freylich ein ansehnlicher Pas, Chef von der Garde zu seyn; aber was die Einnahme betrifft, die will eben nicht viel sagen. Er hat ungefähr des Jahrs 1000 Rthlr., und muß vielen Aufwand machen. Dahingegen ein Commendant von einem solchen Posten wohl 2000 Rthlr. einzunehmen, und wenige Depensen zu machen nöthig hat, wenn er nicht will. Es fließet ihm alles zu. Er hat seine Jagd, seine Fischereyen, seinen Garten, Reißfelder, u. s. w. kurz, er lebt so gut, wie bey Ihnen der beste Edelmann auf seinem Gute, und kann alle Jahre wenigstens noch tausend bis anderthalb tausend Reichsthaler erübrigen. Er ist von seinem Distriet und den darunter gehörigen Negereien Herr und Meister, und nach Proportion das im klei-

nen, was der Gouverneur auf Samarang ist. Ich werde es mir daher äußerst angelegen seyn lassen, einen solchen Posten zu erhalten, und sobald der Gouverneur wieder völlig gesund ist, werde ich ihm die Sache auf die beste Art vortragen, und ihn bitten, bey vorfallender Vacanz an mich zu denken; ich zweifle auch nicht, und habe verschiedener Ursachen wegen Grund zu hoffen, daß ich in meinem Gesuch reüssiren werde.

Heute den 29sten Sept. ist ein festlicher Tag in Indien, denn es ist der Geburtstag des Generalgouverneurs van der Parra, welcher in dem ganzen Districte von Indien, welches den Holländern zugehört, auf das feyerlichste celebrirt wird. Auf Botjon ist diesen Abend ein großes Tractement, Illumination und Feuerwerk, ich werde aber nicht erscheinen können, weil es meine Gesundheitsumstände noch nicht zulassen wollen, da ich wiederum zu Anfange dieses Monats einen heftigen Anfall von einem hitzigen Flußfieber gehabt, woran ich 3 Wochen zu Bette liegen mußte. — Samarang den 29sten Sept. 1773.

Sechzehnter Brief.

Mit dem größten Vergnügen ergreife ich wiederum die Feder, um Ihnen zu melden, wie es mir seit meinem letzten Briefe vom 24sten Dec. a. p.*), welchen ich von Rembang geschrieben habe, ergangen ist. Ich habe Ihnen darinnen gemeldet, daß der Gouverneur mir wegen

*) Dieser Brief ist nicht eingelaufen.

wegen meiner kränklichen Umstände die Erlaubniß gegeben, einige Zeit und bis zu meiner völligen Genesung auf dem Lande zuzubringen; und ich bin deshalb mit dem Gouverneur nach Japara gegangen; wie aber derselbe nach Samarang zurück gieng, bin ich mit dem Herrn von S... nach Rembang gereiset, wo ich mich beynahe viertehalb Monate aufgehalten habe. Unter dieser Zeit bin ich von einer Krankheit in die andere gefallen, so daß ich verschiedenemal alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte. Erst seit dem April dieses Jahres bin ich recht vollkommen wieder gesund geworden, so daß ich itzo, Gott sey Dank, so stark und gesund bin, wie man es in Ostindien seyn kann. Denn die rechten vaterländischen Kräfte kriegt man hier niemals wieder, wenn man erst einige Krankheiten ausgestanden hat, woran theils das heiße Klima, theils die Speisen schuld sind. Wenn ich Ihnen alles erzählen sollte, was ich seit dem September des vorigen Jahrs bis den März dieses Jahrs ausgestanden habe; Sie würden sich sehr darüber wundern, wie ich mich selbst darüber wundere, daß meine Natur noch stark genug gewesen ist, alles dieses zu ertragen. Ich schaudere, wenn ich daran zurück denke. — Doch ich will auch davon abbrechen, um auf etwas angenehmeres zu kommen. — Da ich Ihnen in meinem letzten Briefe so vieles von Rembang und von dem Hn. van S... welcher daselbst Resident ist, geschrieben habe, so muß ich Sie mit beyden etwas bekannter machen.

Rembang ist die einträglichste Residenz auf ganz Java, und dabey ein sehr angenehmer Platz. Die

ostindi-

ostindische Compagnie hat daselbst ein Fort angelegt, und mitten in diesem Fort ist die Wohnung des Residenten. Es liegt hart an der See. Wenn man aus dem Fort kömmt, so findet man am Seestrande eine sehr angenehme Allee von allerley fruchttragenden Bäumen, welche einen lieblichen Geruch von sich geben, und so dicht sind, daß man auch am Mittage unter dem Schatten derselben spatzieren gehen kann, ohne von der Sonne incommodirt zu werden. Am Ufer der See hat der Herr van S... ein Lustschloß bauen lassen, wo man den angenehmsten Prospect hat. Vorwärts hat man das ungeheure und unabsehbare Weltmeer, wovon die Wellen, wenn das Wasser hoch, oder die See ein wenig ungestüm ist, an das Lustschloß schlagen, und ein angenehmes fürchterliches Geräusch verursachen; auf der See sieht man beständig javanische Fahrzeuge, welche ausgehen um Fische zu fangen; rechter Hand erblickt man den ungeheuren Berg von Lassem, und linker Hand den Berg von Morra, der über die Wolken hervorragt. Auf diesem Lusthause kam ich, wenn es meine Gesundheitsumstände erlaubten, mit dem Herrn van S... alle Morgen, wenn der Tag anfieng zu grauen, zusammen, um Caffee zu trinken, und zwar im Sarony. Was ist denn das, ein Sarong? Ich weiß es nicht besser zu übersetzen, als durch ein Negligee auf ostindische Weise, welches von beyderley Geschlechtern, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, getragen wird, oder noch besser zu sagen, es ist ein ostindischer Schlafrock. Denn man schläft darinn, oder man trägt es auch im Hause, wenn man unangekleidet ist.

ist. Anfänglich konnte ich mich nicht dazu entschließen, weil ich zu schamhaft war, einen Sarong zu tragen; aber itzt ist es mir im Hause die angenehmste Tracht. Es besteht in nichts, als einem dünnen Gewande von bunten Linnen oder Chiz, welches man um den bloßen Leib schlägt, und welches oben bis unter die Arme, und unten beynahe bis an die Füße reicht. Wenn man hier zu Lande recht gemächlich seyn will, so ist nichts beschwerlicher, als Hemd und Strümpfe. Dieß ist das erste, was man ablegt, wenn man sich entkleidet. Selbst die europäischen Frauenzimmer haben die Gewohnheit, daß sie im Hause gemeiniglich in bloßen Füssen gehen.

Doch wieder auf Rembang zu kommen. Es gehören wohl funfzig Negreien unter die Jurisdiction von Rembang, wovon der Resident ein großes Einkommen hat. Der Herr van S..., welcher nun beynahe 8 Jahre daselbst gewesen ist, und auf dessen Wort man sich verlassen kann, hat mich versichert, daß ihm diese Residenz alle Jahre, ein Jahr ins andere gerechnet, hundert tausend Gulden Holländisch eingebracht, wovon er alle Jahre 25 bis 30000 Gulden verzehrt habe. Habe ich jemals einen Mann von einem recht noblen Charakter, von einem freundschaftlichen Herzen und guter Denkungsart gekannt, so ist es der würdige Herr van S... —

Nachdem ich mich bis den 9ten März zu Rembang aufgehalten hatte, gieng ich von da nach Joana, um mich bey dem Residenten N..., noch eine Zeitlang auf-

zuhal-

zuhalten; er hatte schon Briefe über Briefe an mich geschrieben, ob ich noch nicht bald kommen wollte. Man kann über See und über Land von Rembang nach Joana, welche Plätze fünftehalb Stunden von einander liegen, kommen. Weil die See den Tag zu stürmisch war, und der Weg zu Lande in der Regenzeit nicht kann beritten, noch befahren werden, so ließ mich Herr van S... in einem Tragstuhl, von 60 Javanern, wovon mich 30 allezeit wechselsweise trugen, nach Joana schleppen. Mittags nach der Tafel gieng ich von Rembang weg, und mit Untergang der Sonne kam ich zu Joana an. Es läßt sich in einem solchen Tragstuhle sehr gemächlich reisen. Sie sind so gemacht, daß man darinn nicht allein sitzen, sondern auch liegen und schlafen kann, und ich bin beynahe schlafend nach Joana gekommen. Wie sie mich zu Joana von ferne kommen sahen, hatte Herr N..., der von meiner Ankunft unterrichtet war, alle seine Sclaven, welche Instrumente spielen konnten, zusammen kommen lassen, und mir entgegen geschickt. Sie setzten sich vor meinem Tragstuhl, und spielten mich nach Joana hin, wo ich von meinem freundlichen Wirthe mit offenen Armen empfangen wurde. Er wieß mir sogleich mein Logis an, welches auf das beste aufgepußt war, und wo ich alles fand, was nur zu meiner Gemächlichkeit dienen konnte; dabey gab er mir zwey Sclaven und zwey Sclavinnen zu meiner Aufwartung. Es ist doch hier ein besonderes Land, daß man gar nicht ohne Mädchen fertig werden kann. Man wird aber auch in der That hier nicht besser bedient, als durch Mädchen, und insonderheit bey Krankheiten.

Es

Es kömmt aber auch viel darauf an, wie man solchen armseligen Geschöpfen begegnet. Andere Menschen schelten und schlagen täglich ihre Sclaven, und werden schlecht bedient; ich gehe gut mit ihnen um, mache ihnen ihr Leben so angenehm wie möglich, und ich werde auf die beste Art bedient. —

Den folgenden Tag nach meiner Ankunft zu Joana schrieb ich an den Gouverneur, und meldete ihm solche, auch frug ich sogleich an, wenn eher ich wiederum nach Samarang zurück kommen sollte, worauf er mir sehr freundlich antwortete, ich könnte ausbleiben, so lange es mir gefiele, und bis ich vollkommen restituirt wäre; denn ich war noch beständig etwas incommodirt, weshalb ich auch nicht recht zu Kräften kommen konnte, und noch allezeit eine strenge Diät beobachten mußte. Inzwischen war ich doch in so weit gesund, daß ich mich auf die beste Art divertiren konnte, insonderheit durch die Musik. N... ist so passionirt für die Musik, wie ich jemals einen gekannt habe. Er hat selbst einen europäischen Virtuosen auf der Violine, welcher ihm jährlich wenigstens auf 5 bis 600 Rthlr. zu stehen kömmt. Dieser muß täglich mit ihm spielen, auch seine Sclaven in der Musik unterrichten. Wir haben alle Abende ohne Ausnahme von 6 bis 9 Uhr Concert gemacht, wobey ich den Baß kraßte. Ich hatte zu dem Ende alle meine Musikalien von Samarang kommen lassen, welche großen Beyfall erhielten. Kurz, ich habe mich auf Joana köstlich divertirt.

Den 16ten April in der Nacht gegen 12 Uhr segelte ich mit Sang und Klang, unter einem dreymaligen Husse rufen, nach Schiffsgebrauch, von Joana ab; denn N... hatte alle seine Musikanten zusammen kommen lassen, um zum Valet zu spielen, und in mein Fahrzeug hatte er mir zwey Waldhornisten mit gegeben, um mir die Reise etwas angenehm zu machen. — Auf meiner Reise ist nichts merkwürdiges vorgefallen, und ich landete den 18ten April Nachmittags um 4 Uhr auf Samarang an. Mein erster Weg, und ehe ich zu Hause gieng, war nach dem Gouverneur, welcher mich sehr gratiös empfieng, und mir in den freundschaftlichsten Ausdrücken wegen der Herstellung von meinen vielen Qualen und Krankheiten Glück wünschte; er führte mich darauf zu seiner Gemahlin, welche eben so freundlich war. Sie überhäuften mich beyde mit so vielen Höflichkeiten, daß ich ganz beschämt darüber wurde; denn sie waren noch niemals so gegen mich gewesen. Dieß habe ich insonderheit dem Herrn van S... zu danken.

Wie ich in mein Haus kam, fand ich daselbst schon alle die Meublen, welche mir der Herr N... mit gegeben hatte; denn er hatte seinem Volke, welches mit in dem Fahrzeuge war, befohlen, solche in mein Haus zu bringen. Es war alles, was man in einer Haushaltung gebraucht. Wenn ich alles rechnen will, was mir während der ganzen Reise auf Japara, Rembang und Joana geschenkt ist, so glaube ich, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich es nahe an dritthalb tausend holländische Gulden schätze. Auf solche

Weise läßt es sich gut reisen, wenn man nicht allein auf die beste Art bewirthet, sondern auch dabey noch mit Geschäfften überhäuft wird. Käme das öfters so, so könnte ich reich werden. — Samarang, den 19ten April 1774.

Siebenzehnter Brief.

Während meiner Abwesenheit sind verschiedene Veränderungen auf Samarang vorgegangen. Der Gouverneur, welcher bisher auf Botjon gewohnt hat, war von da weg, und wiederum in sein anderes Lustschloß gezogen, welches dicht vor Samarang liegt, und die Freyheit genannt wird. Er war es schon lange Willens gewesen; allein er wurde auch auf gewisse Weise dazu genöthiget. Denn im Februar hat das Donnerwetter in das Schloß auf Botjon geschlagen, und vielen Schaden darinnen angerichtet; jedoch ist es nicht in Brand gerathen, auch ist glücklicher Weise kein Mensch beschädigt worden, aber es sind verschiedene Balken gesplittert. Es ist ein entsetzlicher Schlag gewesen, und sie sind im Hause fast von dem Schwefeldampfe erstickt.

Unter meiner Abwesenheit haben wir auch einen neuen Commendanten gekriegt, der sich Ardenne nennt, und Anfangs auf Ceylon gelegen, auch seinem Vorgeben nach dem ganzen Ceylonschen Kriege mit beygewohnt hat. Darauf ist er nach Batavia gegangen, und von da hieher geschickt worden.

Der Gouverneur hatte mich schon auf Japara einmal gefragt, wie viel ich wohl nöthig habe, um einmal

zu repatriiren; worauf ich antwortete: „wennn ich = = = hätte, so gienge ich wieder nach Europa.“ Vor einigen Abenden that er wieder dieselbe Frage an mich, und ich gab ihm wieder dieselbe Antwort; worauf er mir ernsthaft folgendes erwiederte: „Da Ihre Wünsche so mäßig sind, so ist auch wohl Gelegenheit dazu, solche in 4 oder 5 Jahren in Erfüllung zu bringen; machen Sie nur, daß Sie bald perfect Maleiisch können, und lernten Sie auch Javanisch, dann wäre es noch besser.“ Dies war mir deutlich genug, um zu verstehen, was er eigentlich damit sagen wollte. Auf Java sind nur zwey Posten, bey welchen ein Officier ein wenig Geld machen kann, und das ist der Commendantenplatz auf Passarowang, und der Commendantenplatz auf Salatiga. Alle übrigen Officiers auf Java können zwar von ihrem Tractamente sehr gut leben; aber sie können wenig oder nichts erübrigen. Obschon mein itziger Posten noch mit einer der besten und angenehmsten ist, so würde ich doch lange noch nicht in so guten Umständen seyn, in welchen ich bin, wenn ich nicht so viel extraordinaire Vortheile und Geschenke gehabt hätte. Ein Commendant von Passarowang muß durchaus Javanisch und Malaiisch verstehen; ein Commendant von Salatiga aber kann mit der malaiischen Sprache allein durchkommen. Weil nun Passarowang jährlich wenigstens tausend Thaler mehr aufbringt, als Salatiga; so hat der Gouverneur eigentlich mir wollen zu verstehen geben, daß er mir, wenn ich perfect Malaiisch könnte, Salatiga, und wenn ich Javanisch dabey könnte, Passarawang geben würde. Inzwischen will ich mit Salatiga sehr gern zufrieden seyn, weil es daselbst sehr gesund ist. Es kann da im Junius, Julius und August so kalt seyn, daß einem die Zähne im Munde klappern, welches ich im Jahre 1772, wie ich

mit

mit dem Gouverneur da war, erfahren habe. Ein solcher Commendant ist das im Militairstande, was ein Resident im Civilstande ist, nur mit dem Unterschiede, daß ein Resident mehr Tausende einzunehmen hat, als ein solcher Commendant Hunderte. Inzwischen ist es doch eine ganz extraordinaire Gunst, wenn einem, der noch so kurze Zeit, wie ich, gedient hat, ein solcher Posten zu Theil wird. Es kriegt auch keiner selbigen, wenn er nicht bey dem Gouverneur sehr in Gunst steht; denn dieser vergiebt alle Militairchargen. Es muß zwar von der hohen Regierung zu Batavia bestätiget werden; allein wenn der Gouverneur Jemanden wozu ernennt, so wird es doch allezeit von der sogenannten hohen Regierung bestätigt.

Da mir der Gouverneur die malaiische Sprache so sehr anempfohlen hat, so lasse ich es itzt meine vornehmste Beschäfftigung seyn, mich darinnen zu üben. Ich habe zu dem Ende einen inländischen Portugiesen angenommen, welcher mich alle Tage zwey Stunden darinnen unterrichten muß, wofür ich monatlich 12 Gulden bezahle. Ich glaube, daß dieses Geld sehr gut angewandt sey, und hoffe in 4 oder 6 Monaten ziemlich gut sprechen zu können, doch wenigstens so viel, als ich nöthig habe. Es fällt mir itzt außerordentlich schwer, Sprachen zu lernen, weil ich ein so schwaches Gedächtniß habe, sonst müßte ich das Malaiische schon lange können, weil ich es alle Tage sprechen höre. Es hat aber auch mit keiner von den Sprachen, welche ich gelernt habe, die geringste Aehnlichkeit; denn es ist mehrentheils Arabisch, oder vielmehr verdorben Arabisch, darum fällt es mir so schwer. Von der javanischen Sprache, die noch schwerer ist, theils wegen des Accents, theils, weil man die Worte so ziehen muß,

will ich nur ganz abstrahiren, und sollte ich nimmermehr Passarowang kriegen; ich möchte sonst gar confus werden, oder das Malaiische darüber wieder vergessen. —

Den 9ten Julius war der Geburtstag der Gemahlin des Gouverneurs, welcher in dem Garten des Oberhauptes der Chineser, dicht am Seestrande gelegen, celebrirt wurde. Die Gesellschaft war wohl an die 80 Personen stark; denn sie bestund nicht allein aus Europäern, sondern es waren auch einige der vornehmsten Javaner, Chineser, und das Oberhaupt der Mohren dazu eingeladen. Bey solchen Gelegenheiten wird allezeit scharf, und die Hauptgesundheiten mit Pokalen getrunken, wobey ein Rundal gemacht, ein dreymaliges Husse gerufen wird, und die Kanonen gelöset werden. Dieß ist so ein ostindischer Gebrauch, und es ist auch etwas Politik mit dabey, um den Inländern ein Blendwerk vorzumachen. Die festen Gesundheiten, welche allezeit müssen mit Pokalen getrunken werden, folgen in der Ordnung auf folgende Weise: Erstlich kömmt die Person, deren Geburtstag gefeyert wird; dann folgt der Prinz von Oranien; dann die Bewindhebber in Holland; darauf der Generalgouverneur von Indien; hierauf die sämmtlichen Räthe von Indien; dann Javas Wohlfarth unter der glücklichen Regierung des Gouverneurs; darauf unser liebes Vaterland; und endlich, wie die Holländer sagen: een Glaasje van Vriendschap. Gemeiniglich bleibt es aber nicht allein bey diesen Gesundheiten, sondern der Gouverneur pflegt noch einige willkührliche auszubringen, die auf eben eine solche feyerliche Art mit Pokalen getrunken werden. Es ist gar nicht zu verwundern, daß nach der Tafel der größte Theil von der Gesellschaft betrunken

ist,

ist, und alsdann geht es erst recht frölich zu. Jedoch muß ich mich bey solchen Gelegenheiten in Schranken halten, weil ich im Rocke, Degen und Escarpe bin, wenn dergleichen festliche Tage sind. Ich werde auch nicht, gleichwie die andern, zum Trinken gezwungen, sondern ich kann nach meinem Gefallen so viel Pokale ausleeren, wie ich glaube vertragen zu können.

Hier im Lande ist es sehr gefährlich, wenn man mit Leuten was zu thun kriegt, die mit Personen von der hohen Regierung zu Batavia verwandt sind, und mancher macht dadurch sein Unglück, ohne daß er weiß, wo es herkömmt. Auf solche Weise kömmt mancher nach Banda. Ist denn das eine Strafe? Man kann es nehmen, wie man will. Banda ist auch eine Insel, gleichwie Java, außer daß es bey weitem nicht so groß ist; allein wenn einer auch mit Avancement nach Banda verlegt wird, so ist es fast allezeit eine ungewünschte Beförderung.

Banda hat so viele Unangenehmheiten, daß es hier so fürchterlich ist, wie in Sibirien in Rußland. Denn es ist daselbst außerordentlich ungesund; man leidet Mangel an Lebensmitteln, folglich ist es auch sehr theurer, und das unangenehmste von allen diesen ist noch dieses, daß auf Banda fast täglich die schwersten Erdbeben sind. Die Stadt Banda liegt so nahe an einem feuerspeyenden Berge, daß zu den Zeiten, da er brennt, kein Mensch sich aus dem Hause wagen darf, weil die Steine, welche er auswirft, in die Stadt fallen, und vielen Schaden anrichten. Brennt der Berg nicht, so haben sie fast beständig schwere Erdbeben, und man glaubt nicht ohne Ursache, daß man über kurz oder lang die Zeitung kriegen werde, daß

die ganze Insel durch ein Erdbeben untergegangen sey. Diese Insel ist inzwischen der ostindischen Compagnie doch sehr viel werth, wegen der Specereyen, welche sie liefert, wovon sie einen beträchtlichen Gewinnst hat. Unser Landsmann, der Capitain M—i, welcher vor einiger Zeit zu Batavia gestorben ist, hat eine Zeitlang als Commendant auf Banda gelegen. Dieser hat mir viel davon erzählt. Er ist zwar noch mit dem Leben wiederum von da weggekommen; aber er hat mich versichert, daß er die ganze Zeit, die er auf Banda zugebracht, nicht einen Tag recht gesund gewesen sey. Ich danke sehr für Banda, und ich habe auch keine Noth dafür; denn wenn man den Gouverneur zum Patron hat, so ist man in allem gedeckt.

Im Monate Junius und Julius haben wir wieder zu Pferde und zu Fuß exercirt und manövrirt. Bey dem Exerciren zu Fuße habe ich hier verschiedenes neues eingeführt, insonderheit bey der Chargirung. Denn es war vorher noch alles gar zu sehr nach dem alten Fuße. Unser Gouverneur hat niemals als Soldat gedient, aber er hat ein rechtes Soldatenherz, und ich muß ihm öfters von dem letzten Kriege was erzählen, insonderheit von den Affairen, welchen ich mit beygewohnt habe.

Den 18ten Jul. kam hier ein gewisser Baron von Hogendorf von Batavia an, welcher vor einem halben Jahre aus Europa gekommen ist. Dieser löset den Herrn von S. ab, und wird wieder Resident zu Rembang. Er ist ein Favorit von dem Prinzen von Oranien, welcher der erste Bewindhebber der ostindischen Compagnie ist; daher ist es kein Wunder, daß er gleich einen so ansehnlichen und einträglichen Posten be-

bekömmt. Er hat auch schon einen ansehnlichen Charakter im Haag bekleidet, wo seine Gemahlin, eine der ersten Hofdamen bey der Prinzessin von Oranien, mit 6 Kindern zurück geblieben ist. Er ist ein vollkommener Hofmann, und logirte hier in der Freyheit bey dem Gouverneur; daher habe ich alle Tage Gelegenheit gehabt, mit ihm in Gesellschaft zu seyn. Er hat mich auch schon gebeten, ihn in seiner künftigen Residenz zu besuchen. Allein ich werde lieber trachten nach Salatiga zu kommen; dann bin ich selbst Resident, und dies bringt was ein. Samarang, den 1sten August 1774.

Achtzehnter Brief.

Der Gouverneur fragte mich vor einigen Wochen, ob ich ihn um nichts zu ersuchen hätte. Ich antwortete ihm, daß es mir unmöglich sey, einen Herrn, der mir so viele Wohlthaten erzeigt hätte, um etwas zu ersuchen; ich überließe mich lediglich seiner Disposition. Er fragte mich hierauf weiter: ob ich wohl Lust hätte, Commendant auf der Insel Madura zu werden; er glaube, daß dieser Posten bald erledigt werden würde. Da dieses ein ziemlich vortheilhafter Posten ist, so bat ich ihn, mich damit zu begünstigen. Ich weiß noch nicht eigentlich, wie viel ein Commendant auf Madura jährliche Einkünfte hat; aber das weiß ich gewiß, daß ich wenigstens noch ein bis zweymal so gut werde zu stehen kommen, wie ich itzt stehe, und ich zweifle nicht, daß Sie mit künftiger Flotte einen Brief von der Insel Madura von mir erhalten werden. Denn ich kann doch nicht lange an einem Orte bleiben, sondern es scheint, als ob ich dazu bestimmt sey, immer

in der Welt herum zu schwärmen. Samarang, den 2ten Jänner 1775.

Neunzehnter Brief.

Anstatt eines weitläuftigen Briefs, welchen ich Willens war, Ihnen zu schreiben, empfangen Sie dieses mal nur ein Billet. Es ist nicht meine Schuld. Vor drey Monaten wurde mir die Commission aufgetragen, mit einem Regierungsrathe von Sourabaya alle Hölzungen in dem ganzen Districte von Madura zu untersuchen und aufzunehmen; (nun muß ich auch gar einen Forstmeister agiren,) womit wir über zwey Monate zugebracht haben. Das war eine äußerst mühsame und sehr beschwerliche Commission. Vor acht Tagen sind wir wieder zu Bancallang angekommen. Sowohl meine häuslichen als Dienstangelegenheiten hatten sich unter dieser Zeit sehr gehäuft, und ich hörte bey meiner Zurückkunft zu meiner größten Bestürzung, daß die erste Flotte dieses Jahr einen Monat früher nach Europa gehen sollte, als gewöhnlich, welches eine neue Verordnung von unserm neuen Generalgouverneur von Indien ist. Denn der vorige Generalgouverneur, Albertus van der Parra, mein edelmüthigster Gönner und Wohlthäter, ist den 29sten December vorigen Jahres in dem Herrn entschlafen, woran ich viel verliehre. Dieses wenige, und daß ich nothwendig einige Briefe aus dem Haag und Amsterdam beantworten muß, wird Ihnen hoffentlich genug seyn, um diesesmal meine Kürze zu entschuldigen.

Vor vierzehn Tagen hat mir Seine schwarzbraune Hoheit, der Prinz von Madura, mit seiner ganzen

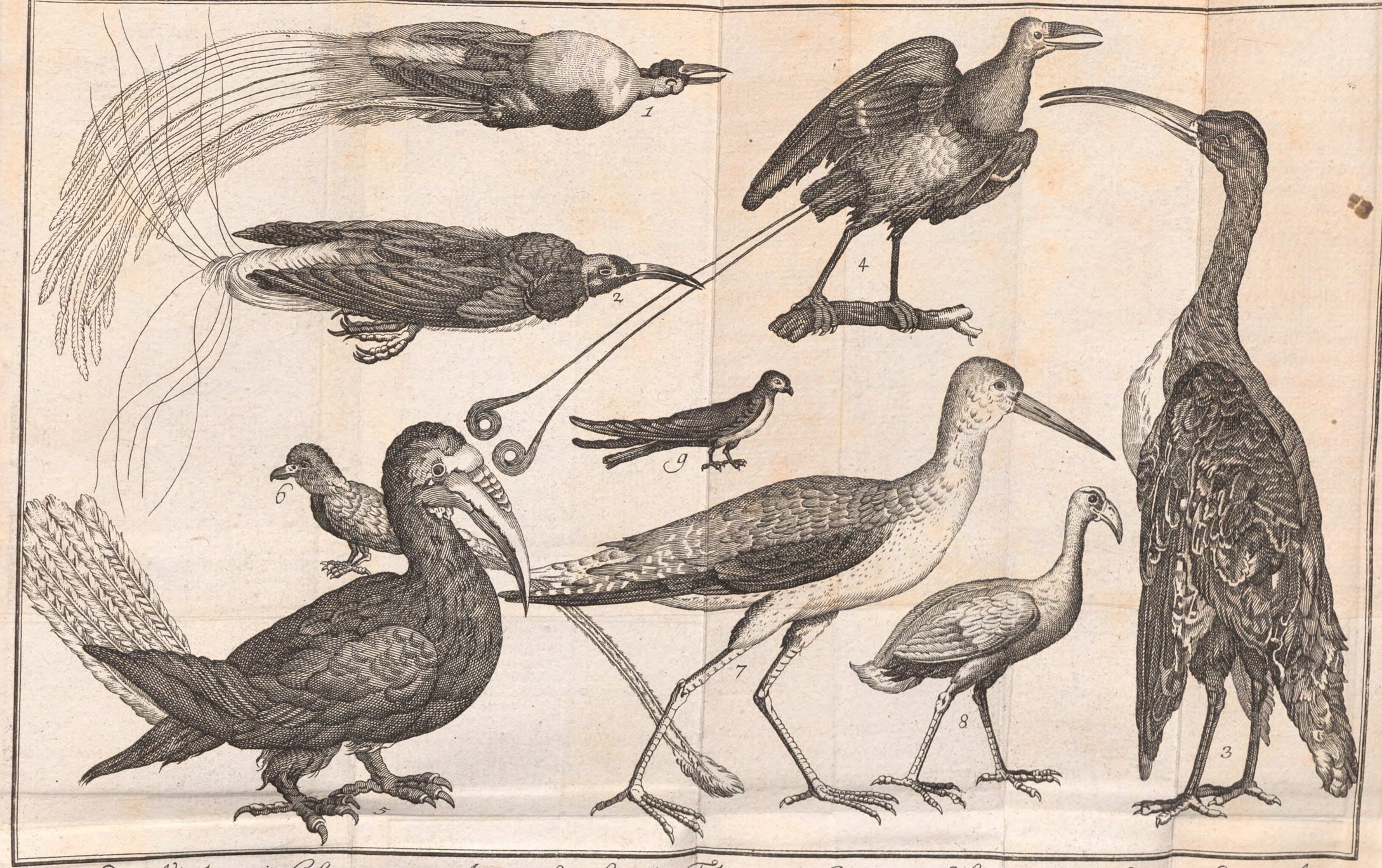
Fa=

Familie und übrigen Suite, welche ohne seine Domestiken und übrigen Anhang, wenigstens aus 200 Personen bestund, eine Visite gegeben, die von des Abends um 6 bis den andern Morgen um 7 Uhr dauerte. Dieser Besuch hat mir ohngefehr 300 spanische Matten, oder 900 Gulden holländisch gekostet. Ich könnte Ihnen viele komische Scenen davon erzählen; allein ich muß solches bis zur zweyten Flotte ausstellen, wenn ich Zeit habe; denn ich bin itzt nicht Meister von mir, und Dienstangelegenheiten gehen vor alles. Niemals habe ich so viel zu thun gehabt, wie itzt.

Der Prinz von Madura ist itzt zu Batavia, und allda in den Königsstand erhoben worden; er hat alle seine vornehmsten Räthe mitgenommen, und niemand als der Bepatty (premier Ministre) ist zurückgeblieben. Da dieser kürzlich gestorben ist, so liegt mir nun alles auf dem Halse, und ich muß mich itzt ad interim der Administration des ganzen Landes annehmen. Der neue König, welcher vorher den Namen Pangerang (Prinz), itzt aber den Namen Panembahan (König) führt, hat an seine hier noch zurückgelassenen Räthe geschrieben, daß sie bis zu seiner Zurückkunft nichts von Erheblichkeit vornehmen sollten, was es auch seyn möchte, ohne zuvor meinen Rath und Gutachten zu vernehmen, mit dem Ausdrucke: Commandant di Madura ada atti betul, buli pertjaja same dia. (Der Commendant von Madura hat ein aufrichtiges Herz, man kan ihm vertrauen). An mich selbst hat er auch geschrieben, und mich ersucht, daß ich bey seiner Abwesenheit für das Beste seines Landes und seiner Unterthanen sorgen möchte. Auf solche Weise habe ich itzt nicht allein mit den fremden Nationen, welche sich auf Madura befinden, zu thun, sondern auch mit

den Madureſen ſelbſt, welches meine Arbeit verdoppelt. Da die madureſiſchen Räthe und Richter Recht und Gerechtigkeit ſchlecht handhaben, ſo macht mir dieſes vieles zu ſchaffen; inzwiſchen hoffe ich, daß der Panembahan binnen 3 bis 4 Wochen hier wieder eintreffen werde, alsdenn bin ich von dieſer Laſt wieder befreyet. Bancallang, auf der Inſel Madura den 20ſten December 1776.

Ende des vierten und letzten Theils.



1.2. Paradies-Vögel. 3. ein Casuar. 4. eine Amboinische Seekrähe, Talan. 5. ein Jahrvogel. 6. Sariwan, eine Art von Eisvogel.
7. Moulout Pandjang. 8. eine Ostind: Schnepfe, Bourong Massarette. 9. die Schwalbenart, von welcher die Indianischen Vogelnester Kommen.

1. Beutelratze, Coes-Coes. 2. Wasser-Leguan. 3. Streithahn. 4. Mongkos. 5. Chamæleon männlichen Geschlechts.
6. Chamæleon weiblichen Geschlechts.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebert, Johann Jacob, 1737-1805

Beschreibung und Geschichte der Hauptstadt in dem Holländischen Ostindien Batavia nebst geographischen, politischen und physikalischen Nachrichten von der Insel Java
Bd.: 4

Leipzig (1786)

Belg. 72-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10273178-3
VD18 80094031